DEUTSCHE MÄRCHEN

Karl Joseph Simrock

2/6

Deutsche Märchen

erzählt

von

Karl Simrock.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1864.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Fräulein

Marie Zeller

gewidmet.

Inhaltsverzeichniſs.

		Seite
1.	Die Ordnung der Natur	1
2.	Das Königskind	4
3.	Der Müller im Himmel	12
4.	Der Mann im Pflug	17
5.	Klein Kerlchen	30
6.	Wer iſt der Dümmſte?	34
7.	Das fromme Gebet	38
8.	Acht Pfennige täglich	39
9.	Die Siebenſchläfer	45
10.	Bruder Stiefelſchmer	46
11.	Gedanken errathen	56
12.	Der verwünſchte Eſel	66
13.	Text und Gloſſe	68
14.	Der eiſerne Johann	71
15.	Wie ein Bauer beten lernte	79
16.	Wie viel ein Vaterunſer werth iſt	81
17.	Der gute Kauf	84

Seite
18. Peter auf dem Markt 86
19. Der dicke Frosch 88
20. Die sieben Thiere 94
21. Erst ein Loch und dann eine Thüre 106
22. Wer hats gebaut? 110
23. Schlauer als der Teufel 112
24. Des Teufels Schürenbrand 115
25. Warum sich die Hunde beriechen 127
26. Die zwölf Eier 129
27. Dreschflegel und Feuerbrand 132
28. Sanct Peter mit der Geige 136
29. Sanct Peter mit der Geiß 138
30. Gute Zeit und böse Zeit 140
31. Das Schmidtchen von Bielefeld 142
31. Der Meister über alle Meister 148
32. Vom Schwaben der das Leberlein gefreßen hatte . . 153
33. Die fünf Träume 158
34. Gutmann und Gutweib 160
35. Der Schwarzkünstler 162
36. Kätzchen und Mäuschen 171
37. Der schlaue Rath 175
38. Der Hofprophet 178
39. Halb zu Fuß und halb geritten 180
40. Die sieben Gesellen 183
41. Die Schöpfung der Westfalen 199
42. Die drei Träume 201
43. Vater und Mutter 203

Seite
44. Schmaderaderaderalz 208
45. Die drei Bitten 210
46. Das Gegengeschenk 212
47. Der kranke König 215
48. Stuck 224
49. Die Gaben der Thiere 225
50. Die Beßerung 233
51. Der Handschuh 235
52. Der Metzgerbursche 244
53. Bauer und Edelmann 248
54. Die Himmelfahrt 253
55. Die kluge Grete 257
56. Das Heiligthum 261
57. Der kluge Mann ohne Glück 264
58. Die drei Schwestern und das seltsame Brautpaar . 268
59. Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepfiffen sein . 272
60. Der Eierkuchen 273
61. Die Widerspenstige 276
62. Kleesam 279
63. Die drei Brüder 294
64. Der dankbare Todte 304
65. Der gläserne Berg 308
66. Der würdige Sohn 319
67. Zwiebeln und Knoblauch 321
68. Drei Urtheile 322
69. Der Katze die Schelle anhängen 325
70. Die drei Wünsche 327

Seite
71. Das volle Gesicht 330
72. Gottes Wille geschieht 332
73. Eulenspiegel in der Fremde 340
74. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? 341
75. Dank und Undank 345
76. Das ist starker Tabak 352
77. Frau Weke 354
78. Die Hexenfahrt 356

Anhang.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen 358
II. Der närrische Knecht 362
III. Die drei goldenen Aepfel 365
IV. Die heilige Paraskeve 372

1. Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer schlechten Hütte. Der Mann gieng alle Tage zu Feld ackern und die Frau blieb zu Hause und kochte. Da sagte einmal der Mann nach dem Frühstück zu der Frau: „Du hast es doch recht bequem bei dem Bißchen Kochen, während ich mich auf dem Feld schinden und placken muß." — „Wollen wir etwa tauschen?" sagte die Frau, „so will ich zu Felde gehen und du magst da zu Hause bleiben und kochen." — „Des bin ich zufrieden," sagte der Mann. Und also tauschten sie die Rollen: die Frau nahm den Karst auf die Schultern und gieng zu Felde; der Mann blieb mit dem Kochlöffel in der Hand zu Hause. Die erste Frage war aber nun was er kochen sollte? Ei, fiel ihm ein, wer das Kreuz hat, der segnet sich: ich will mein Leibgericht kochen, und das war Reisbrei. Wie er aber Holz und Reisig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja brülle du nur," sagte der Mann: „erst muß ich noch Waßer holen gehen, sonst brennt das Feuer für Nichts und wieder

Nichts." Er nahm also den Eimer und gieng nach dem Brunnen Waßer holen: das goß er in den Topf und setzte ihn aufs Feuer. Da brüllte die Kuh zum andern Mal. „Ja brülle nur," sagte er, „du bist noch nicht an der Reihe: erst muß der Reis im Topf sein, damit er aufgehen kann." Er lief also hin, holte den Reis, schüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum dritten Mal. „Ja," sagte der Mann, „jetzt sollst du auch bedient werden." Er gieng also in den Stall zu der Kuh und sah mit Schrecken, daß kein Futter für sie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erst Futter machen soll, darüber fängt das Waßer an zu kochen und der Reis läuft über und das wär doch Schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und leitete sie vom Berge her auf sein bemoostes Strohdach und hieß sie da weiden. Wie er aber in der Küche ist, das wallende Waßer abgießt und neues auf den Reis schüttet, denkt er: Wenn die Kuh herabfiele, könnte sie Hals und Bein brechen und das wär doch Schade für die Kuh. Er läuft also wieder hinaus auf das Dach, bindet der Kuh einen Strick um den Hals, und wirft das Ende des Stricks durch den Schornstein in die Küche; in der Küche aber bindet er es sich ans Bein und denkt: Nun kann ich hier geruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das siedende Waßer ab, that dafür Milch in den Brei und setzte ihn wieder aufs Feuer, fleißig mit dem Kochlöffel rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdessen weidet die Kuh auf dem schmalen Grat des Daches und setzt

vorsichtig einen Fuß vor den andern wie ein Seiltänzer bis sie an die First des Hauses kommt. Da reckt sie den Hals nach ein paar schmalen Kräutern zur Seite, verliert aber das Gleichgewicht und stürzt herab; weil jedoch der Strick zu kurz ist, hält er sie in der Schwebe, daß sie nicht zu Boden kommt. Indes war sie schwer genug gewesen, den Mann am andern Ende des Stricks hinaufzuziehen, daß er im Schornstein zwischen Himmel und Erde zu hängen kam, gerade über dem Reisbrei.

Darüber kehrt die Frau nach Hause und sieht die Kuh da hängen und die Zunge aus dem Halse strecken. Zum Glück hatte sie ihr Käsemeßer in der Tasche: das kneift sie auf, faßt den Strick mit der Rechten, schneidet mit der Linken ab und läßt die Kuh sacht zu Boden gleiten; dann läuft sie in die Küche, den Mann auszuschelten; der steckte aber mit dem Kopf im Reisbreitopf und die Frau muste ihn erst wieder auf die Füße stellen. Aber auch jetzt war es zum Schelten noch zu früh, denn Augen und Ohren hiengen ihm voll Brei. Sie wusch ihm also erst den Kopf und wollte nun ihre Strafpredigt anheben; aber der Mann hielt ihr den Mund zu und sagte: „Sei still, du hast mir ja eben schon den Kopf gewaschen. Künftig bleibst du wieder zu Haus und kochst ich aber gehe zu Feld und ackere. Man soll die Ordnung der Natur nicht verkehren.“

2. Das Königskind.

Einem Soldaten träumte, er sollte seinen Abschied nehmen, so würde er sein Glück machen. Da geht er zu seinem Hauptmann und begehrt seinen Abschied. Der redet ihm aber zu, noch zu bleiben, verspricht, ihn avancieren zu laßen und macht ihn auch gleich zum Gefreiten. Der Soldat läßt sich bereden; in der Nacht träumt ihm aber wieder, er sollte seinen Abschied begehren, sonst könnte er sein Glück nicht finden. Er geht also wieder zum Hauptmann und dringt auf seinen Abschied. Der Hauptmann sagt aber, er solle doch ja bleiben, er könne es noch bis zum General bringen, und macht ihn auch gleich zum Korporal. Noch einmal läßt er sich beschwatzen; als ihm aber in der Nacht wieder träumt, er müße seinen Abschied nehmen, weil er sonst sein Glück nicht finden könne, geht er zum drittenmal zum Hauptmann und besteht auf seinem Abschied und kriegt ihn auch nun wirklich. Alsbald begiebt er sich auf die Wanderschaft und kommt in eine Hauptstadt, wo Alles mit schwarzen Tüchern behangen ist. Da geht er in ein Wirthshaus und fragt, was die schwarzen Tücher bedeuteten, die von allen Häusern hiengen. Da sagt der Wirth, des Königs Tochter

sei schon vor der Geburt verwünscht gewesen; als sie aber zur Welt gekommen sei, habe sie gleich zu sprechen angefangen und dem Könige gesagt, sie müße binnen dreien Tagen sterben: alsdann solle er sie vor dem Hochaltar begraben laßen und jede Nacht eine Schildwacht dahin schicken; auch ein gebratenes Kalb mit einem Fäßchen Wein auf einen Tisch stellen laßen. Das sei auch geschehen; aber jeden Morgen sei der Schildwacht das Genick gebrochen gewesen; darum wolle jetzt Niemand mehr da Schildwacht stehen, obgleich der König habe ausrufen laßen, wer sein Kind erlöse, solle sie zur Gemahlin haben und nach seinem Tode das Königreich erben. Der Soldat sagte, so sollte er dem König melden, ein Korporal erbiete sich, heute Nacht den Posten zu beziehen. Der Wirth sah ihn mit großen Augen an und sagte, dann müste er aber viel Kourage haben. Ja, die hätte er auch, er sollte nur gleich mit ihm zu dem König gehen. Da bringt ihn der Wirth zum Könige: der freut sich sehr, giebt ihm Tschako, Gewehr und Patrontasche und bestimmt ihm die Zeit, wann er in die Kirche kommen müße. Als nun die Stunde schlagen sollte, ward ihm doch ein wenig graulich; er geht also ins Wirthshaus, sich erst Muth zu trinken. Da warnt ihn der Wirth noch einmal, er käme gewiss ums Leben so gut als alle Andern vor ihm. Endlich kriegt er solche Angst, daß er sich kurz entschließt und mit der ganzen Montur durchgeht. Als er aber vors Thor kommt, hört er hinter sich eine Stimme rufen: „Johann, Johann, wo willst du denn hin? Das ist ja der Weg nicht auf den Posten. Wenn du nicht

hingehst, kannst du dein Glück nicht finden." Holla, denkt er, hängt das so zusammen, so willst du doch lieber hingehen. Er wendet also wieder um und geht bis dicht vor die Kirche: da ruft ihm dieselbe Stimme noch zu, er sollte vor dem Altar nur fleißig auf und abpatrouillieren, drei Viertel vor Zwölf aber sein Gewehr absetzen, Patrontasche, Säbel und Tschako darauf hängen und dann auf die Kanzel sitzen gehen. Alsdann werde mit dem Schlage Zwölf der Sarg heraufsteigen, der Deckel sich aufthun und das Königskind herauskommen und ihn suchen; wenn er sich aber still halte, finde es ihn nicht. Das that der Korporal, patrouillierte fleißig vor dem Hochaltar auf und ab, setzte um drei Viertel vor Zwölf sein Gewehr ab, hängte Patrontasche, Säbel und Tschako darüber, und gieng auf die Kanzel sitzen. Da fuhr mit dem Schlage Zwölf der Sarg empor, der Deckel schlug zurück, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte: „Mein Vater hat mir heute die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; auch weiß ich nicht wo die Schildwacht geblieben ist. Schildwacht, melde dich!" Dem Korporal rieselte es kalt den Leib herab, doch hielt er sich still und gab keinen Laut von sich. Nun schwebt das Kind mitten durch die Kirche nach der Orgel und fängt an zu spielen und spielt fast eine Stunde: da schwebt es wieder durch die Kirche zurück, sieht den Soldaten auf der Kanzel und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, sonst sollte es dir übel bekommen!" Da legte es sich mit dem

Schlag Ein Uhr wieder in den Sarg und der Sarg schließt sich und fährt hinab. Jetzt war die Luft rein, der Korporal kam von der Kanzel herunter und patrouillierte wieder fleißig vor dem Hochaltar auf und nieder. Am Morgen kommt der König mit vier schwarzen Rappen gefahren und stößt den Schlüßel in die Kirchenthür. Der Korporal ruft: „Wer da?" „Gut Freund!" sagte der König; „bist du noch am Leben? Ei! das freut mich! du kannst mein Kind noch erlösen." Da muste er sich zu dem König in den Wagen setzen und mit ihm nach dem Schloße fahren, wo er ganz köstlich bewirthet ward. Darnach sagte der König, jetzt dürfe er spazieren gehen oder reiten nach seinem Belieben; am Abend müste er aber wieder in die Kirche auf Posten. Als nun die Stunde kam, war es ihm noch nicht recht heimlich, er geht also wieder ins Wirthshaus, sich guten Muth zu trinken. Da sagt der Wirth: einmal sei es ihm geglückt; darauf solle er sich aber nicht verlaßen, sonst werde er zuletzt doch noch daran glauben müßen so gut als die Andern alle. Darüber faßt ihn wieder die Angst, daß er abermals mit Sack und Pack ausreißt, jetzt aber mit Fleiß einen andern Weg nimmt um der Stimme auszuweichen. Aber kaum ist er vor dem Thore, so hört er sich wieder beim Namen rufen: „Wo willst du hin, Johann? Hier ist ja nicht der Weg auf Posten. Wenn du nicht hingehst, kannst du dein Glück nicht finden. Gieb Acht, ich will dir auch sagen, was du thun must, damit dir kein Leid geschieht. Verbirg dich, wenn die Glocke aushebt Zwölf zu schlagen, hinter

den heiligen Johannes auf dem Hochaltar; da kann dich das Kind nicht gewahr werden.“ Da kehrte der Korporal wieder um und gieng in die Kirche, wo er fleißig vor dem Hochaltar auf und ab patrouillierte und es in allen Stücken hielt wie gestern; nur daß er dießmal auf den Hochaltar hinter den heiligen Johannes sitzen gieng. Mit dem Schlage Zwölf fuhr der Sarg empor und that sich auf, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte dann: „Mein Vater hat mir heute zwar die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; ich weiß auch nicht wo die Schildwacht steckt. Schildwacht, melde dich!“ Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da schwebte das Kind durch die Kirche nach der Orgel und fieng an zu spielen und spielte fast eine Stunde. Dann schwebte es von der Orgel zurück nach der Kanzel und blies die Kanzel an, daß sie niederstürzte und in tausend Stücke auseinander brach. Wie es aber nach dem Hochaltar kommt, sieht es die Schildwacht hinter dem heiligen Johannes sitzen und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Bliebe mir noch ein Augenblick Zeit, so sollte es dir schlecht gehen. Jetzt muß ich wieder in meinen Sarg!“ Als nun der Deckel zuschlug und der Sarg hinabfuhr, stieg der Korporal wieder hinter dem heiligen Johannes her vom Hochaltar herunter und patrouillierte auf und ab bis an den hellen Morgen. Da kam der König mit sechs schwarzen Rappen gefahren und nahm den Korporal freundlich in seinen Wagen. Der sagte ihm, das Kind habe

aber nun schon zum zweitenmal den Tisch mit dem gebratenen Kalb und mit dem Fäßchen Wein vermißt; warum er die nicht in die Kirche stellen laße? „Ja," sagte der König, „das habe es auch gleich nach der Geburt schon verordnet; weil es aber immer nichts davon angerührt habe, sei es zuletzt in Vergeßenheit gerathen. Morgen aber sollte es an nichts fehlen, er möchte sich nur zeitig einstellen." Da gieng der Korporal am Abend wieder ins Wirthshaus, sich frischen Muth zu trinken, denn damit war es wieder nicht ganz im Reinen. Der Wirth machte ihm aber dießmal so bange vor dem Halsumdrehen, daß er zum drittenmal mit Sack und Pack ausriß und wieder zu einem dritten Thor hinausrannte; da, meinte er, würde er wohl der Stimme nicht begegnen. Kaum war er aber im Freien, so hörte er sie schon rufen: „Heda, Kamerad, willst du denn durchaus deinem Glück aus dem Wege laufen? Morgen kannst du schon Hochzeit halten und König werden, wenn du nur dießmal noch aushältst. Ich will dir auch sagen, was du zu thun hast. Verbirg dich nur ehe es Zwölf schlägt in dem Beichtstuhl; bevor aber das Kind von der Orgel kommt, lege dich in seinen Sarg: so kann dir Nichts zu Leide geschehen. Da gieng der Korporal getrost in die Kirche, patrouillierte bis drei Viertel auf Zwölf vor dem Hochaltar auf und ab, hängte dann Patrontasche, Säbel und Tschako an sein Gewehr und versteckte sich hinter dem Beichtstuhl. Schlag Zwölf fährt der Sarg empor und springt auf, das Kind kommt heraus, sieht sich um und ruft: „Heut hat mir mein Vater nicht bloß die

Schildwacht geschickt, auch den Tisch mit dem gebratenen Kalb und dem Fäßchen Wein; die Schildwacht seh ich aber wieder nicht. Schildwacht, melde dich!" Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da setzte sich das Kind an den Tisch und aß auf Einem Sitz das ganze gebratene Kalb auf und trank auch das Fäßchen Wein rein aus. Dann schwebte es durch die Kirche nach der Orgel und spielte; aber nur wenige Läufe, so daß der Korporal kaum Zeit hatte, von dem Beichtstuhl nach dem Hochaltar zu gehen, wo er sich in den offenen Sarg legte. Da schwebte das Kind schon wieder zurück durch die Kirche und blies den thönernen heiligen Johannes an, daß er vom Hochaltar fiel und in tausend Stücke zerbrach. Als es aber an den Sarg kommt, sieht es die Schildwacht da liegen und ruft: „Schildwacht, steh auf, das ist mein Platz!" Aber die Schildwacht rührte sich nicht. Eben schlug es Eins, da legte das Kind sich über den Soldaten in den Sarg. Es war aber eiskalt und so schwer wie Blei. Der Deckel schlug zu und der Sarg fuhr hinab und das Kind blieb auf dem Korporal liegen bis es seine natürliche Wärme und Schwere wieder gewann. Denn es fieng an zu wachsen, und je größer es wuchs, je leichter ward es und je mehr verlor sich die Kälte. Endlich war es eine blühende Jungfrau von zwanzig Jahren geworden: da fuhr der Sarg empor, der Deckel schlug zurück und die schöne Jungfrau sprang heraus, bot der Schildwacht die Hand und sprach: „Schildwacht, steh auf, du hast mich erlöst und sollst nun mein Gemahl werden."

Damit zog sie ihn zu sich empor und bot ihm den Mund zum Kuss. Hatte er da nicht sein Glück gemacht? Inzwischen war es auch Morgen geworden: da kam der König mit acht schwarzen Rappen gefahren und wie er seine Tochter erlöst findet, schickt er den Kutscher mit dem Wagen zurück und befiehlt, acht weiße Schimmel vorzuspannen. Dann ließ er den Korporal mit der jungen Königin einsteigen, setzte sich dazu und fuhr nach dem Schloße. Da ward nun ein großes Gastmal gerüstet und in der Stadt ausgerufen, die Königstochter sei erlöst, und der sie erlöst habe, solle sie zum Altar führen und des Königs Nachfolger werden. Da war großer Jubel, die schwarzen Tücher wurden mit rothen vertauscht und alles Volk drängte sich in die Kirche, der Trauung beizuwohnen. Darauf ward die Hochzeit mit so großen Freuden begangen, daß wenig daran gefehlt hätte, wenn ich nur auch dabei gewesen wäre.

3. Der Müller im Himmel.

Es war ein pfiffiger Müller, der lehrte die Säcke tanzen. Wenn sie in seine Mühle kamen, pfiff er ihnen ein Liedchen vor, und wollten sie nicht tanzen dazu, so musten sie zur Strafe Korn laßen. Als er nun gestorben war, ward ihm ein ehrlich Begräbniss zugedacht von zwei Pfarrern auf einmal, denn seine Mühle lag grade auf der Grenze zweier Kirchspiele, und da hätte ihn der eine Pfarrer gern begraben und der andre noch lieber. Um nun den Streit zu schlichten, band man ihn nach dem Rath eines klugen Mannes auf einen Esel: wohin der ihn trüge, da solle er begraben werden. Und sieh, der Esel wuste noch am besten Bescheid, denn er trug ihn grade unter den Galgen und da wurde er auch begraben. Seine Seele aber nahm ein Teufel und führte ihn vor das Höllenthor. Da stand Meister Satanas und fragte: „Wen bringst du denn da geschleppt?“ „Den pfiffigen Müller von Zweibrücken,“ sagte der Teufel. „Holla, Passamagori,“ rief Satanas, „der mag so nicht einpassieren. Erst muß er ins Himmelreich gucken, damit es ihn desto mehr verdrießt, wenn er die Seligkeit da sieht und kann ihrer nicht theilhaft werden.“ Also führte ihn der

Teufel vor das Himmelsthor: da war Gesang und Spiel und die Engelchen tanzten auf der Mauer. „Siehst du nun,“ fragte ihn der Teufel, „wie lustig es da zugeht?“ „Dummrian,“ versetzte der Müller, „kann ich denn durch die Wände sehen? Warte doch bis die Thür aufgeht.“ Da kam eben St. Peter an die Pforte, einen frommen Mann einzulaßen, dem er flügelweit aufthat. Der pfiffige Müller that, als wollte er eben nur hineingucken; aber ehe sichs der Teufel versah, war er hinter St. Peters Rücken hineingewischt. Der Teufel schlug gleich Lärm und verlangte seinen Braten: das sei doch keine Kost für solche Leckermäuler. St. Peter, der die Beschwerde gegründet fand, hatte ihn bald ausgewittert und fragte: „Wie bist du hier hereingekommen? Scher dich gleich heraus, hier hast du Nichts zu schaffen.“ „Fein sachte,“ spottete Pfiff, „solche Eile hat es noch nicht! Hier ist es zu schön, als daß ich schon wieder hinaus begehrte. Ehe der Hahn dreimal gekräht hat, verleugne ich meinen Heiland nicht.“ Der hat Haar auf den Zähnen, dachte St. Paul, da muß ich dem Alten zu Hilfe kommen. „Jetzt seid so gut, Freund, und trollt Euch Eures Weges. Dort hat der Zimmermann ein Loch gelaßen.“ „Ei, wen hab ich denn die Ehre?“ fragte der Müller höflich. „Ich bin St. Paul, der Apostel.“ „Wenn ihr St. Paul seid,“ sagte der Müller, „so haltet Frieden und werft keinen Stein auf mich. Ich bin nicht St. Stephan. Blinder Eifer schadet nur.“ „Da hast du auch dein Theil,“ sagte Petrus. Beschämt gieng St. Paul hinweg und klagte den Unfug Gott dem Herrn.

Dieser schickte sogleich St. Christophorus, ihn hinauszuweisen. Der pfiffige Müller erkannte ihn alsbald an seiner großen Keule und diesen ungeschlachteten Gliedmaßen und sagte: „Meinst du, ich fürchte mich vor deinem großen Kolben, du alter Heide? Du hast damit großen Mord verübt, es klebt viel unschuldiges Blut daran." So schickte der Herr noch andere Heiligen an ihn; aber allen rückte er ihre Gebrechen vor, daß sie die Augen niederschlugen und verstummten. Nun waren sie in großer Verlegenheit, wie sie ihn hinausschaffen sollten. Endlich beriethen sie sich, die unschuldigen Kinder gegen ihn zu schicken, die Herodes ermordet hatte, denn denen würde er nichts anhaben können. Aber der pfiffige Müller erdenkt gleich wieder einen neuen Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus und Aepfel mit rothen Backen und hübsche Bilderchen mit bunten Farben und Goldverzierung; dann schüttelt er ihnen Birnen und Pflaumen von den Bäumen, und läßt sie die Fische in den Teichen füttern. Auch machte er ihnen Windmühlen und Waldteufel und allerlei ander Spielzeug; zuletzt pfeift er ihnen ein Liedchen und lehrt sie im Kreise hüpfen und tanzen und sie begreifen es beßer als seine Säcke. Da war an kein Austreiben zu denken. Endlich machte sich die Mutter Gottes selber auf und kam zu ihm und sprach: „Mann, du must hinaus! hier ist deines Bleibens nicht länger." „Schöne Frau," sagte der Müller, „wer seid ihr doch? Alle die Tage meines Lebens habe ich so Holdseliges nicht gesehen. Die Sonne am Himmel muß sich vor euch verbergen." Da sprach unsre liebe Frau:

„Ich bin die Mutter Gottes.“ „O heilige Jungfrau,“ rief der Müller, „von euch geschieht mir Nichts zu Leide, ihr seid aller Gnaden voll, die Mutter der Barmherzigkeit: alle Welt hofft auf eure Fürsprache und euer Sohn kann euch nichts versagen. Ihr seid die Königin des Himmels: in euern Schutz befehl ich mich.“ Da wandte sich die Mutter Gottes wieder um und kam zu ihrem Sohne und sprach: „Ich kann dem Mann Nichts zu Leide thun, er hat mich so beschieden, daß ichs nicht übers Herz bringen kann, ihn hinauszuweisen.“ Da sprach Gottes Sohn: „So werd ich selber zu ihm gehen müßen, wenn wir ihn los werden wollen.“ Da kam er im Geleit der himmlischen Heerschaaren gegangen und sprach zu dem Müller: „Mann, deine Heimat ist hier nicht: deine Ränke und Pfiffe und deine scharfe Zunge helfen dir nicht länger.“ Da sprach der Müller: „Ihr seid klar und schön und kommt mit großem Gefolge gegangen; wer seid ihr denn?“ „Ich bin,“ sprach Gott der Herr, „der Himmel und Erde geschaffen und die Menschheit erlöst hat.“ „Ihr seid Gott selber,“ sprach der Müller, „das hör ich wohl. Dann werd ich aber nicht vertrieben, denn ihr selbst habt gesprochen, wie ich oft predigen hörte, wer zu euch komme in eures Vaters Haus, den wolltet ihr wohl empfangen.“ „Ja,“ sprach der Herr, „wenn er auch meines Vaters Willen gethan hat. Hätte mein Vater dich zu mir gesandt, so solltest du ewig mit mir leben. Du hast aber nie etwas Gutes gethan, darum kann deiner Seele nicht Rath werden.“ „Wie ist mir denn?“ sagte der

Müller, „hab ich nicht euch zu Liebe einmal einen alten Sack gegeben? Wo bleibt der nun?“ Da sprach Gott der Herr: „Geht hin und holt ihm den alten Sack, er mag ihn nur wieder nehmen. Hier bleiben darf er nicht.“ Sogleich ward ihm der alte Sack gebracht. Der Müller bedachte sich nicht lange, spreitete den Sack zur Erde und setzte sich darauf. „Geh jetzt hinaus,“ sprach der Herr, „du hast dein Theil.“ „Ich sitze hier auf meinem Eigenthum,“ sagte der Müller, „ich will doch sehen, wer mich davon vertreiben will.“ — Da muste unser Herrgott selber seiner Schalkheit lachen und ließ ihn sitzen, und da sitzt er noch hinter der Thür, wenn er nicht seitdem einen beßern Posten erwischt hat.

4. Der Mann im Pflug.

Ein junger König von Portugal hatte eine wunderschöne Gemahlin, des Königs Tochter von England. Ihm stand aber immer der Sinn nach fernen fremden Ländern und wenn ein Schiff in seinen Hafen lief, wurden die Pilger und Kaufleute schon am Ufer von des Königs Amtleuten bewillkommt und in sein Schloß geführt, damit sie ihm erzählten was sie auf ihren Reisen Wunderbares gesehen und erlebt hätten. Daran konnte er sich nicht satt hören: es nahm ihm so die Gedanken ein, daß er Tag und Nacht nicht ruhen mochte vor Begierde, auch einmal selbst die Welt zu sehen und ihre Wunder zu erfahren. Er ließ denn auch wirklich ein Schiff ausrüsten und bat seine Gemahlin, ihm auf ein Jahr Urlaub zu gewähren; er werde diese Frist gewissenhaft innehalten. Die Königin erschrak und hielt flehentlich an, daß er bei ihr bliebe. Sie könne nicht ohne ihn leben; auch bedürfe sie seines Schutzes in dem fremden Lande, wo ihr Niemand hold sei. „Doch wollt' ich dieser Gefahr nicht achten," fuhr sie fort, „wenn ich nicht für dich, mein Geliebter, zittern müste. Die Welt ist voll Untreu und Gefahren und wenig Gutes ahnt mir von dieser Reise."

Aber der junge König sprach: „Um mich darfst du unbesorgt sein, ich kenne keine Furcht für mich selber. Aber um dich ist mir doch bange, nicht als ob ich dich nicht sicher wüste in meinem Lande, wo du statt meiner gebietest, sondern weil es im Sprichwort heißt, daß die Frauen langes Haar und kurzen Sinn haben. Doch bitte ich dich nur um das Eine, daß du mir deine Treue dieses kurze Jahr über bewahrst. Kehr ich dann nicht zurück und sende dir auch keine Botschaft, so bist du frei und magst über deine Hand und dieses Königreich verfügen wie dir gefällt.“ Als die Königin hörte, daß er von seinem Entschluß nicht abzubringen sei, weinte sie bitterlich, denn sie liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen. „Nicht dieses Jahr allein,“ rief sie, „alle die Tage meines Lebens will ich auf dich warten. Weil du aber um meine Treue besorgt bist, so kann ich dich hierüber völlig beruhigen. Nimm dieses Hemd und leg es an: so lange das weiß und rein bleibt, so lange ist auch meine Ehre und Treue rein und fleckenlos.“

Als er nun zu Schiffe gehen sollte, begleitete sie ihn an den Strand, nahm einen schmerzlich bewegten Abschied von ihm und als der Anker gelichtet wurde, blieb sie am Ufer stehen und blickte ihm so lange nach bis der letzte Schimmer der weißen Segel sich im Duft der Ferne verlor. Da sang sie leise vor sich hin:

Mein Schatz, mein einzig Gut,
Das ich nicht missen kann,
Fahr in des Himmels Hut,
Du herzgeliebter Mann!

Ade, Vergißmeinnicht,
Das Blümlein halt in Acht;
Ich denke nur an dich:
Ade, zu guter Nacht!

Der junge König von Portugal fuhr nun von Lande zu Lande, von Küste zu Küste, und besuchte das heilige Grab und alle die Stätten, von denen er je hatte sagen hören. Als aber das Jahr zur Neige gieng, gedachte er seines Versprechens und befahl seinem Steuermann, den Seeweg nach Portugal zu nehmen. Wie sie aber einen Tag gefahren waren, wurden sie von drei Kaperschiffen aufgebracht und nach tapferer Gegenwehr übermannt und gebunden auf den Boden des Schiffes geworfen. Seine Gefährten schickte man auf den Sclavenmarkt; ihn selber aber schenkten die Seeräuber dem Sultan von Babylon. Der wuste von keinem Mitleid mit den Christenhunden, sondern ließ den König wie ein Thier in den Pflug spannen, und gab ihm einen Treiber bei, der die Peitsche unbarmherzig über ihn schwang, daß er das Feld mit seinem Schweiß und Blut düngte. Länger als ein Jahr hatte er diese Qual ertragen, als eines Tages der Sultan auf einem Spaziergange durch seinen Garten an ihm vorüberkam. Da nahm er der Gelegenheit wahr, that einen Fußfall vor ihm und bot hohes Lösegeld für seine Freiheit: „Gewiss werden meine Unterthanen und mein treues Weib daheim zu zahlen bereit sein was du forderst, um mich aus so grausamer Knechtschaft zu erlösen.“ „Schweig, Christenhund,“ rief der Sultan, „wie magst du von grausamer Knechtschaft

sprechen? Man sieht es ja deinem Hemde an, daß du heute noch wenig Schweiß in meinem Dienste vergoßen hast." Aber der Sclave erwiederte: „Dieses Hemd, Sultan, trage ich nun über Jahr und Tag: so lange ich in deinem Dienste das Feld umackere, ist kein anderes Gewand an meinen Leib gekommen und immer bleibt es weiß und rein. Als ich von Hause fuhr, gab es mir meine Gemahlin und sagte, an ihm sollte ich erkennen, daß sie mir unverbrüchliche Treue bewahre, denn so lange sie ihrer Ehre hüte, so lange werde auch dieses Hemd rein und unbefleckt bleiben." Als dieß der Sultan hörte, wollte er es nicht glauben, aber der Treiber versicherte, der Sclave habe nie ein anderes Hemd getragen und noch sei es so rein als am ersten Tage. Da erstaunte er über das Wunder und schwur bei seinem Barte, er müße die Königin von Portugal kennen lernen, um ihre Treue auf die Probe zu stellen. Er ließ sogleich ein Schiff ausrüsten und fuhr nach Lissabon, wo er Mittags ankam und der Königin melden ließ, der König von Babylon wünsche sie zu sprechen. Da ließ sie ihm zurücksagen, heute könne er sie nicht mehr sehen; aber morgen um die elfte Stunde werde sie ihn empfangen. Sie empfieng ihn aber nicht anders als im Angesichte des ganzen Hofes. Da trat er von Gold und Edelsteinen stralend vor sie hin und bot ihr Herz und Hand und den mächtigsten Thron der Welt. „Verschmäht mich nicht," sprach er, „denn nie wird euch wieder ein solches Glück geboten. Wißt, daß in meinen Reichen die Sonne nicht untergeht und daß ich drei Welttheilen

gebiete. Kein Kaiser in der Christenheit darf sich mir vergleichen." Da sprach die Königin zu ihm: „Herr, ich bin vermählt; aber wär ich auch frei, so bin ich Christin und ihr seid Heide." Der Sultan entgegnete: „Frau, das hindert nicht; Ihr würdet nicht die einzige Christin unter meinen Gemahlinnen sein. Wenn es aber euer Glaube mit sich bringt, daß euer Mann nur euch vermählt sei, so will ich meinen ganzen Harem entlaßen und euch allein zur Sultanin haben. Was eure eigne Vermählung belangt, so ist euer Mann mein Sclave, der, in den Pflug gespannt, mir das Feld ackert. Es kostet mich einen Wink, so ist dieß Hinderniss gehoben. Wünscht ihr jedoch, daß er am Leben bleibe, so will ich ihm die Freiheit schenken und ein Schiff ausrüsten lassen, das ihn unverletzt nach Portugal bringe. Aber der Preis dafür sei eure Hand." Als die Königin dieß von ihrem Manne hörte, wäre sie vor Schrecken fast in Ohnmacht gefallen. Sie faßte sich aber wieder und sprach: „Alle meine Schätze biete ich euch zum Lösegeld meines Mannes; aber meine Hand könnt ihr nicht gewinnen. Ich weiß auch, daß mein Herr und Gemahl um solchen Preis Freiheit und Leben nicht erkaufen möchte." Damit ließ sie ihn stehen und gieng weinend hinaus; und als er sie nochmals und zwar allein zu sprechen verlangte, ließ sie ihm sagen, er dürfe ihr nie wieder vor die Augen kommen.

Während er nun zu seinem Schiffe zurückgieng, verhängte sich die Königin das Antlitz mit einem Schleier und eilte in den Wald hinaus zu einem frommen Einsiedler, bei dem sie

oft Trost und Rath gefunden hatte. Der ließ es ihr auch heute nicht daran fehlen, gab ihr eine Harfe und eines Spielmanns Bart und Kleider, mit welchen er selbst einst die Welt durchzogen hatte. So verkleidet gieng sie an das Meer, wo des Sultans Schiffe lagen, setzte sich auf einen Stein und fieng an zu singen:

Was fehlet dir, mein Herz,
Daß du so in mir schlägest?
Wie kommt es, daß du dich
So heftig in mir regest?
Warum erhebst du dich
Mit solcher starken Macht
Und störest mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht?

Als der Sultan den Spielmann singen hörte, ward er aufmerksam und gieng hinzu, denn solchen Gesang und solches Spiel hatte er in seinem Leben noch nicht vernommen. Der Spielmann that, als sähe er ihn nicht und fuhr fort zu singen:

Ich weiß die Ursach schon:
Was will ich lange fragen?
Mich hat ein jäher Sturm
In tiefes Leid verschlagen.
Es fallen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich schwebe voller Angst
Auf einem wilden Meer.

„Willst du mit über See, Spielmann?“ fragte der Sultan. „Nein,“ sagte er, „was sollt ich in einem fremden Lande?“ „Du singst ja, als schwebtest du schon auf dem Meere.“ „Das sind nur so meine Gedanken,“ entgegnete der Spielmann. „Höre,“ sagte der Sultan, „du kannst dein Glück machen, wenn du mit mir fährst. Wiße, ich bin der Sultan von Babylon, der mächtigste König auf Erden.“ Der Spielmann weigerte sich; aber der Sultan ließ nicht nach in ihn zu dringen; er versprach, ihn wieder heimzusenden, sobald es ihm gefiele; er wolle ihm auch jeden Wunsch erfüllen, was er nur zum Lohne begehre, und beschwor ihm das bei seinem Barte. Da ließ sich der Spielmann endlich bereden und gieng mit ihm zu Schiffe. Unterwegs muste er ihm alle seine Lieder singen und der Sultan konnte sie nicht oft genug hören. Als sie nach Babylon kamen, ließ er ihm alle Ehre anthun; auch muste er bei Tafel an seiner Seite sitzen; dazu überhäufte er ihn mit Geschenken und das Gleiche thaten die Herrn an seinem Hofe und alle Fürsten des Landes, die seinen Gesang nicht genug bewundern konnten. Da gieng eines Tages der Sultan mit ihm durch seinen Rosengarten spazieren und blieb bei einem Manne stehen, der in den Pflug gespannt war. „Sieh,“ sprach er zu ihm, „dieß ist der König von Portugal; thut es dir nicht leid, daß der König deines Landes hier den Pflug ziehen muß?“ „Ich bin nicht von Portugal,“ sagte der Spielmann, „sondern aus England gebürtig; aber wir Spielleute haben keine Heimat: wir ziehen von Land zu Lande und

überall heißt man uns willkommen. Doch wär ich gern wieder jenseits des Meeres: das Verlangen darnach läßt mich nicht schlafen:

Es störet mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht."

„Gefällt es dir nicht in unserm Lande?" fragte der Sultan. „Es kann nirgendwo schöner sein," antwortete der Spielmann, „als in diesem Rosengarten." Da fieng er an zu singen:

Ich kam vor kurzer Zeit
In einen schönen Garten,
Da blühten weit und breit
Viel Blumen aller Arten.
Doch eine Rose war,
Die mir zumeist gefiel:
Die blühte wunderbar
Auf ihrem Dornenstiel.

Der Sultan fragte, welche Rose er meine. Da zeigte er ihm eine und der Sultan brach sie ihm. Da sang der Spielmann:

Du edle Rose gut,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter bis aufs Blut
Du mir den Busen ritzest,
So freut mich doch dein Schein
Und deiner Farben Pracht,
Und flüstre voller Pein:
Ade, zu guter Nacht!

Damit giengen sie aus dem Garten und der Spielmann sang:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus diesem Garten gehen,
Und was ich stäts geliebt
In schweren Banden sehen;
Doch zögest du mit mir,
So blickt' ich nicht zurück:
Nur dort, nur dort, nicht hier
Blüht mir des Lebens Glück.

Seit diesem Tage ward der Spielmann immer stiller und trauriger; auch seine Lieder klangen täglich harmvoller und rührender. Dabei zehrte er sichtlich ab und die Blässe seiner Wangen verrieth, daß er an einer Krankheit leide, die nur jenseits des Meeres geheilt werden könne. Als er daher vor den Sultan trat mit der Bitte, er möchte ihn doch heimschicken, konnte er es nicht abschlagen und sagte: „Lieber Spielmann, wenn ich nicht sähe, wie weit es mit dir ist, so böte ich dir alle Schätze meiner Kammer, damit du bei mir bliebest. Da aber das Heimweh dich nicht länger hier duldet, so zieh in Frieden; sage mir aber, welchen Lohn du für deine Lieder begehrst; du weist, ich habe bei meinem Bart geschworen, dir keine Bitte zu versagen." Der Spielmann sprach: „Herr, ihr habt mich hier reich genug beschenkt: ich habe mein Lebenlang daran zu zehren. Wenn ihr mir aber eine Wohlthat erzeigen wollt, so schenkt mir einen eurer Christensclaven, damit ich

auf der Heimreise einen treuen Begleiter habe.“ Da ließ der König alle seine Sclaven herbeibringen und darunter war auch jener Mann, der ihm den Pflug zog. Der Spielmann gieng durch ihre Reihen, sah sich Mann für Mann prüfend an und wählte endlich den König von Portugal. Daran nahm der Sultan kein Arg; vielmehr ließ er ihm und seinem Reisegefährten ein prächtiges Schiff ausrüsten und reich mit Schätzen beladen. Da beurlaubte sich der Spielmann von dem Sultan und allen Herren des Hofes und stellte sich, als bestiege er mit dem Könige von Portugal das Schiff; stahl sich aber heimlich hinweg und pilgerte erst zu Fuß nach dem heiligen Grabe, denn zu dieser Wallfahrt hatte er sich für das glückliche Gelingen seines Vorhabens schon im Walde bei dem Einsiedel verlobt. Wie aber das Sprichwort ein wahres Wort ist, daß Kirchengehen nicht säumt, so gab es ihm Gott zu Lohn, daß er noch vor dem König von Portugal in Lissabon anlangte. Erst am andern Tage kam auch dieser in den Hafen gesegelt und ward von seiner Gemahlin, die schon am Strande stand, mit tausend Freuden empfangen.

Aber dem König konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß die Königin über Jahr und Tag aus dem Lande gewesen war; auch fehlte es nicht an falschen Zungen, die sie deshalb der Untreue bezüchtigten. Der König wollte ihnen jedoch kein Gehör geben, weil das Hemd, das er in der Gefangenschaft getragen und auch jetzt nicht vom Leibe ließ, noch so weiß und rein war wie frischer Schnee. Allein die Anklagen wurden

immer dringender: da riß ihn endlich die Eifersucht hin, ihr über Tisch die Frage vorzulegen, wo sie über Jahr und Tag gewesen sei. Da bedeckte die Königin ihr Angesicht mit einem Tuche, stand auf und gieng weinend aus dem Saale. Schon hatte der König den Befehl gegeben, sie gefangen zu nehmen, als der Spielmann hereintrat und zu singen begann:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Zu meinem Grabe gehen
Und bald, was ich geliebt,
In fremden Armen sehen.
Ist das der Treue Lohn,
Daß ich dich frei gemacht?
Doch klingt mein heller Ton:
Ade, zu guter Nacht!

Der König, der den Spielmann sogleich erkannt hatte, verstand doch den Sinn seines Liedes nicht. Aber dieser fuhr fort zu singen:

O Rose voller Pracht,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter mit Verdacht
Du mir den Busen ritzest!
Ich habe dich erlöst
Aus fernem Türkenland:
Für Lieb und Treue stößt
Mich von sich deine Hand.

Hiermit ließ er das Spielmannskleid von seinen Schultern fallen und in königlichem Schmuck stand die Königin von Portugal vor ihm da. Erstaunt und betroffen sprang der König von seinem Sitze, fiel ihr zu Füßen, küsste den Saum ihres Gewandes und bat ihr unter vielen Thränen sein Unrecht ab. Dann ergriff er selber die Harfe und sang knieend:

Du meiner Seele Bild,
Wie hab ich mich vergangen!
Der Reue Thräne quillt,
Roth färbt mir Schuld die Wangen.
Ich küsse Fuß und Hand,
Den Saum dir am Gewand.
Im Staube lieg ich hier:
Vergieb, Geliebte, mir!

Du hast mich frei gemacht
Von Ketten und von Banden,
Mich in mein Reich gebracht
Aus großer Noth und Schanden.
All, all mein Leben lang
Will ich dir sagen Dank,
Dein treuer Diener sein,
Herzallerliebste mein!

Die Königin hob ihn auf, zog ihn an ihr Herz und küsste ihm die Thränen von den Wangen. Der König erzählte seinen Tischgenoßen und dann auch dem ganzen Volke vom Altan des

Schloßes was die Königin für ihn gewagt hatte und wie er ihr allein sein Reich und seine Freiheit verdanke. Auf ihren Wunsch und um die Freude dieses Tages nicht zu trüben, verzieh er auch allen ihren Anklägern. Da war großer Jubel im ganzen Lande. Die Hauptstadt ward mit Fahnen und rothen Tüchern geschmückt und das neu verbundene Königspaar im Triumph über Markt und Straßen geführt. Nun genoßen sie erst ihres Glücks und gedachten bis in hohes Alter gern der überstandenen Trübsale.

5. Klein Kerlchen.

Es war einmal ein klein Kerlchen, das ward alle Tage älter; wenn es aber ins Wirthshaus kam, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, sagte der Wirth zu ihm: „Guten Tag, klein Kerlchen." Das war ihm sehr verdrießlich. Endlich gieng es zum Schuster, sich ein Paar Absätze unter die Stiefel machen zu laßen. Wie es in die Werkstatt kam, sagte der Schuster: „Guten Tag, klein Kerlchen. Womit kann ich denn dienen?" Da sagte klein Kerlchen: „Ihr sollt mir ein Paar Absätze unter die Stiefel schlagen, damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich." Der Schuster that es, ließ sich baar bezahlen und als klein Kerlchen aus der Werkstatt gieng, sagte er: „Adjes, klein Kerlchen." Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Schuster nicht mehr Respect vor seiner eigenen Arbeit hatte. Der Wirth soll aber doch Augen machen, dachte er, und anders sprechen. Er gieng also ins Wirthshaus, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und als er in die Stube trat, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen; was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?" Das war ihm sehr verdrießlich, daß die hohen

Absätze nicht beßer gewirkt hatten. Als er aus dem Wirthshaus kam, gieng er geradeswegs zum Hutmacher, sich einen Hut mit hoher Kuppe zu kaufen. Wie er in den Laden trat, sagte der Hutmacher: „Guten Tag, klein Kerlchen! was ist euch denn zu Diensten?“ „Ich will mir einen Hut kaufen,“ sagte klein Kerlchen, „damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Da gab ihm der Hutmacher einen Hut mit hoher Kuppe, empfieng sein Geld und sagte: „Adjes, klein Kerlchen!“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Hutmacher nicht mehr Respect vor seiner eigenen Waare hatte. „Aber im Wirthshaus wird es jetzt anders lauten!“ Er gieng also ins Wirthshaus und behielt den Hut auf wie ein Engländer. Da kam der Wirth herein und sagte gleich: „Guten Tag, klein Kerlchen. Was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, da er doch Absätze unter den Stiefeln und den Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe hatte. Daß sie ihn nun doch noch klein Kerlchen nennen konnten, das fand er ganz unbegreiflich. Er fragte auch alle Leute, warum sie ihn denn immer klein Kerlchen nennten; er sei doch nun hübsch ausgewachsen, und habe auch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe. Warum er denn noch immer das kleine Kerlchen heiße? Aber so viel er fragte, Niemand wollte es ihm sagen; das war ihm sehr verdrießlich. Endlich dachte er bei sich selbst, wenn es hier Niemand wiße, so wolle er nach Rom zum Pabst reisen: der müße es doch wißen. Andern Tags schnürte er

richtig seine sieben Sackspfeifen zusammen und nahm den Weg zwischen die Beine. Da kam er eines Abends an ein Wirthshaus und suchte Herberge. Wie er eintritt, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen! Wohin geht die Reise?“ „Zum Pabst nach Rom,“ sagte klein Kerlchen: „der soll mir sagen, warum ich immer klein Kerlchen heißen muß und habe doch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopf: das ist mir sehr verdrießlich.“ „Recht!“ sagte der Wirth; „so will ich auch mit euch, den Pabst zu fragen, warum ich immer der arme Wirth heißen muß.“ Das hörte der Hausknecht und sagte: „So will ich auch mit und den Pabst fragen, warum ich immer der faule Knecht heißen muß.“ Da machten sich andern Tags die Drei auf den Weg und als sie gen Rom kamen, ließen sie sich bei dem Pabste melden. Da wurden sie in ein Zimmer geführt, worin ein großer Spiegel hieng. Als nun der Pabst kam und ihr Anliegen hörte, sagte er zu dem Wirth: „So stellt euch hier rücklings gegen den Spiegel, seht über die linke Schulter hinein und sagt mir, was ihr da seht.“ Da sagte der Wirth: Da säh er eine Menge Weiber am Kaffeetisch sitzen. Der Pabst fragte: Ob denn seine Frau nicht auch dabei wäre? Ja, sagte der Wirth, die säße mitten darunter. „Ja seht, Herr Wirth,“ sagte der Pabst, „eure Frau besucht Kaffeevisiten und hält auch selber Kaffeevisiten: darum seid und bleibt ihr der arme Wirth. Nun war die Reihe an dem Knecht: der muste auch rücklings gegen den Spiegel stehen, über die linke Schulter

hineinsehen und dann sagen, was er sähe. Der Knecht sagte: da liefen die Hunde einem Hasen nach. Der Pabst fragte ihn: Ob denn die Hunde den Hasen nicht einholten? Nein, sagte der Knecht, der Hase wäre so geschwind als die Hunde sein möchten und schwerlich würden sie ihn einholen. „Ja seht," sagte der Papst zu dem Hausknecht, „wenn Ihr auch so geschwind liefet zu thun, was euch der Wirth oder die Gäste hießen, wie der Hase vor den Hunden läuft, so brauchtet ihr nicht der faule Knecht zu heißen." Nun kam zuletzt auch die Reihe an das kleine Kerlchen: der muste sich auch rücklings gegen den Spiegel stellen und über die linke Schulter hineinschauen. Da fragte ihn der Pabst was er schaue. Klein Kerlchen sagte, da sähe er Nichts als sich selbst. Der Pabst fragte, ob er denn im Spiegel größer scheine als in der Wirklichkeit? „Nein," sagte klein Kerlchen, „nur gerade so groß." „Ja seht," sagte der Pabst, „dann weiß ich euch nichts anders zu rathen, als daß ihr euch so lange meßen laßt bis ihr groß werdet. Hernach braucht ihr nicht mehr klein Kerlchen zu heißen.

6. Wer ist der Dümmste?

Eine Frau klagte ihren Nachbarinnen über ihren Mann, daß er so dumm sei und Alles glaube was sie ihm sage. Der Schade ist so groß nicht, sagte die eine Nachbarin; der meine ist auch nicht gar klug; wer weiß wozu das gut ist. Gewiss, sagte die dritte; man muß es sich nur zu Nutze machen. Ach, sagte die erste wieder, wozu kann das nütze sein? Ihr stellt euch nicht vor, wie weit das bei meinem Manne geht. Ich wette, wenn ich ihm sagte, er wäre todt, er glaubte es, und ließe sich lebendig begraben. Es gilt, sagte die andere: wenn ihr das bei euerm Manne zu Wege bringt, so will ich den meinen überreden, daß er im Hemde mit zur Leiche geht. Ei, fiel die dritte ein, so sollte sich meiner einbilden, er wär der Kaplan und müste den Leichenzug führen. Des Handels wurden sie eins und gaben sich die Hände darauf. Andern Morgens, als ihr Mann noch schlief, mischte die Frau Safran und Russ, bestrich damit ihrem Mann das Angesicht und fieng dann an so laut zu jammern und zu schreien, daß er aufwachte und fragte: Was ist dir denn, daß du so jammerst und heulst?

Ach, rief sie, ich arme geschlagene Frau, soll ich nicht jammern, da du gestorben bist? Ich gestorben? fragte der Mann verwundert: davon weiß ich ja kein Wort. Freilich, sagte sie, weil du todt bist, kannst du es nicht wißen. Aber sieh nur hier in den Spiegel. Ja, sagte der Mann, nun seh ich es wohl; wie hätt ich das aber glauben sollen? Freilich, sagte die Frau, gestern Abend giengst du ja ganz munter zu Bette: wer hätte gedacht, daß dich in der Nacht der Schlag rühren würde! Aber liege nun still und strecke dich: wo hast du je gesehen, daß ein Todter so schief gelegen hätte? Den Kopf zurück, die Arme herab und die Beine grad aus. So! nun laß mich dir die Augen zudrücken. Da hielt der Mann den Athem an, die Frau drückte ihm die Augen zu und lief lachend aus der Stube und gleich aus dem Haus zu ihren Nachbarinnen und sagte: Mit meinem Mann ist es schon richtig, ich hab ihm eben die Augen zugedrückt und nun liegt er still und meint, er wär gestorben. Morgen früh um sechse laß ich ihn begraben; seht nun zu, daß ihr Wort haltet und eure Männer mit zur Leiche schickt.

Sorgt nicht, sagten die Nachbarinnen, sie sollen kommen. Am Abend sagte die nächste Nachbarin zu ihrem Mann: Unser Nachbar Doll ist gestorben; sei morgen früh bei der Hand, daß du mit zur Leiche gehst. Ja, liebe Frau, sagte der Mann, aber wecke mich zeitig, daß ich mich nicht verschlafe. Das versprach sie ihm. Die dritte Nachbarin wartete bis zum Morgen, da stand sie auf, als ihr Mann noch schlief und schor ihm eine

Platte. Dann weckte sie ihn und rief: Um Gottes willen, Herr Kaplan, steht doch auf, ihr müßt ja den Nachbar Doll begraben. Was, sagte der Mann, bin ich denn der Kaplan? Ja, freilich Herr Kaplan, sagte sie, wißt ihr nicht mehr, daß ihr Kaplan geworden seid? Ei, sagte der Mann, da müßte mir doch eine Platte geschoren sein. Damit fühlte er sich auf den Kopf und fand richtig die Platte. Aber nur bald, Herr Kaplan, rief die Frau, laßt die Leute nicht so lange warten; sie sind schon alle vor dem Hause versammelt. Hier liegen die Chorkleider: ich will euch helfen, daß ihr hinein kommt, denn ihr wißt noch nicht recht Bescheid damit.

Inzwischen hielt auch die dritte, die ihren Mann zu wecken versprochen hatte, ihr Wort. Mann, rief sie, steh geschwind auf, der Leichenzug wird sich gleich in Bewegung setzen. Der Mann erhob sich und wollte nach Rock und Beinkleidern greifen; aber die Frau hatte sie bei Seite geschafft. Der Rock ist beim Schneider, sagte sie zu dem Manne, der eben aufgestanden war; es schadet aber nichts, du kannst bei dieser Schwüle wohl ohne Rock gehen. Wo sind denn aber die Beinkleider? fragte der Mann. Die liegen neben dem Bette, sagte die Frau; aber schäme dich doch, so zerstreut zu sein. Du hast sie ja eben schon angezogen. Mach nur schnell, daß du nachkommst, die Leiche ist schon auf dem Kirchhof, lauf, sonst kommst du wenn Alles vorbei ist. Da glaubte der Mann der Frau, er hätte die Beinkleider schon an, und lief im Hemde dem Leichenzug nach. Als er auf den Kirchhof kam, ward eben der Segen

über die Leiche gesprochen und es fehlte nichts, als daß der Sargdeckel geschloßen und die Leiche herabgelaßen würde. Da kam just der Nachbar im Hemde gelaufen und die Bauern schlugen ein lautes Gelächter auf über seinem Anzug. Davon erwachte der Todte, richtete sich empor, sah seinen Nachbar im Hemde herankommen und sagte: „Wenn ich jetzt nicht todt wäre, so lachte ich mich zu Tod über den Nachbar Doll.

7. Das fromme Gebet.

Eine alte Frau pflegte alle Tage in die Kirche zu gehen und dem Muttergottesbilde ihre Wünsche vorzutragen. Die waren denn bescheiden genug, denn sie erbat sich weiter nichts als alle Tage

Ein Schlätchen (Salätchen),
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth.

Das hatte des Küsters Junge bemerkt, und Eines Tages, als sie wiederkam, stellte er sich hinter das Marienbild und belauschte der Alten frommes Gebet. Als sie nun an die Stelle kam, wo es hieß:

Ein Schlätchen,
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth

rief er mit heller Stimme dazwischen: Nun, ich sollte meinen, Ein Pintchen thät es auch. Da meinte die alte Frau, das Christuskind, das die Mutter Gottes auf dem Arme trug, hätte ihr das zugerufen und rief ihm zurück: Papperlapap, dumme Blage, halt dein Maul und laß die Mutter kallen: die weiß beßer, was einer alten Frau gut ist.

8. Acht Pfennige täglich.

Es war einmal ein Kaiser, der gab ein Gesetz, daß der eines harten Todes sterben sollte, der an seinem Festtag arbeite. Darauf berief er einen Zauberer und sagte ihm, welches Gebot er hätte ausgehen laßen; er besorge aber, man werde ihm die Uebertretung zu verheimlichen wißen: darum sollte er ihm ein Mittel ausfindig machen, woran er erkennen könnte, wenn Jemand seinem Gebot zuwider handle. Da schuf der Zauberer durch seine Kunst eine Säule mitten in der Stadt und setzte darauf einen Abgott, der dem Kaiser genau anzeigte, wer das Gesetz gebrochen und an dem verbotenen Tage gearbeitet hätte. Und auf die Anklage dieses Abgotts hatten schon viele das Leben eingebüßt. Nun war aber in der Hauptstadt ein Schmied, der pflegte an dem Festtage des Kaisers wie an jedem gewöhnlichen Tage zu arbeiten und hatte es auch heute wieder gethan. Als er nun Nachts in seinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaisers verletzt und wie Mancher durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiemit stand er auf und gieng zu dem Abgott, drohte ihm und sprach: „O Säule, Säule, dein Geschwätz hat schon manchem armen

Sünder das Leben gekostet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, sonst schlag ich dir dein Haupt ab und zerschmettere es mit meinem Hammer. Darum laß dir rathen und schweige von mir.

Des Morgens in aller Frühe schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seinen Boten an die Säule und ließ fragen, ob Jemand wider sein Gebot gethan habe. Als aber die Boten kamen und den Auftrag des Kaisers ausrichteten, sprach die Säule: Schauet auf und lest, was an meiner Stirne geschrieben steht. Die Boten blickten auf und sahen an der Stirne geschrieben: „Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer. Darum höre, sieh und schweige, willst du in Frieden leben. Geht hin und sagt euerm Herrn, was ihr gehört und gelesen habt."

Da schieden die Boten von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiser was sie vernommen hatten. Und als der Kaiser dieß hörte, befahl er zwölfen seiner Ritter, sich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, dem sollten sie Hände und Füße binden und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen zu der Säule, grüßten sie im Namen des Kaisers und baten sie, denjenigen zu nennen, der das Gebot übertreten und ihr gedroht hätte. Da sprach sie: So nehmt dort den Schmied gefangen: denn der ist es gewesen,

der das Gebot des Kaisers nicht in Acht genommen und mir gedroht hat.

Da giengen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du nicht das Gebot, das ich gesetzt habe? Der Schmied antwortete: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, wenn ich nicht arbeite. Da fragte der Kaiser: Wozu bedarfst du denn die acht Pfennige? Der Schmied sprach: Das will ich euch sagen. Das ganze Jahr hindurch muß ich täglich zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Kaiser, „du must dich deutlicher erklären.“ Da hub der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist und nichts mehr verdienen kann. Auch hab ich einen Sohn, der in die Schule geht: dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn ich alt werde. Ferner hab ich ein Weib, welcher ich täglich zwei Pfennige geben muß: die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zweier Pfennige, die ich verzehre mit Eßen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenkt meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ihr habt wohl gehört, daß ich der acht Pfennige keinen entbehren kann.

Als der Kaiser dieß hörte, wuste er nicht was er thun sollte. Er dachte: Wenn ich ihm geböte, von seiner Sitte zu laßen, so würde ich ihn verdrießen und irre machen: ich will ihm lieber ein strenges Gebot auferlegen und wenn er dawider verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. Geh mit Gott, sprach er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher; nur hüte dich wohl, bei Todesstrafe Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen habest. Diesen Befehl ließ der Kaiser von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte sich und gieng an seine Arbeit.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen des Landes an seinen Hof, um sie auf die Probe zu stellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zweie erstattet, zweie ausgeliehen, zwei verloren und zwei verzehrt würden, und fragte sie, wie das zu verstehen sei. Die Weisen wusten nicht gleich Bescheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen auch bewilligt wurde. Da hielten sie Zusammenkünfte und beriethen sich, konnten aber aller ihrer Bemühungen ungeachtet das Räthsel nicht lösen bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied bezöge, welchen der Kaiser hatte verhaften und vor sich bringen laßen. Sie begaben sich also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimniß zu

verrathen. Als sie ihm aber zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: Besteht ihr darauf, es zu wißen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgülden: unter keiner andern Bedingung werdet ihr es erfahren. Die Weisen, denen kein ander Mittel übrig blieb, wollten die Frist nicht verstreichen laßen und brachten ihm die verlangten Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand und beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen. Als das geschehen war, sagte er den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Da giengen sie befriedigt von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ sie der Kaiser vor sich berufen, um die Antwort der Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören und sieh, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiser wunderte es sehr, wie sie das erfahren hätten. Er ließ also den Schmied vor sich rufen und gedachte bei sich selbst: den will ich gut bezahlen. Sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen so lange zugesetzt haben bis er ihnen Alles verrathen hat; durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmermehr herausgebracht. Da hat er sich aber selber geschadet.

Als nun der Schmied kam, redete ihn der Kaiser an: Meister, ihr habt euch schwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verriethet, was ich befahl geheim zu halten: das

wird euch übel bekommen. Da sprach der Schmied: Gnädiger Herr, Ihr habt zu verfügen, nicht bloß über mich, über die ganze Welt, nach euerm Wohlgefallen; ich unterwerfe mich euch wie einem geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider euern Befehl gehandelt zu haben, denn ihr befahlt mir, Niemand was ich euch gesagt zu offenbaren, ich hätte denn zuvor hundertmal euer kaiserliches Antlitz geschaut. Ich durfte daher dem Ansinnen der Weisen des Landes kein Gehör geben bevor ich nicht der gestellten Bedingung Genüge geleistet. Diese suchte ich also zu erfüllen und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgülden geben, besah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgeprägtes Antlitz und sagte ihnen dann erst, was sie zu wißen begehrten. Damit, gnädiger Herr, meine ich nicht wider euch verstoßen zu haben.

Als dieß der Kaiser hörte, muste er lachen und sprach: Geh mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen. Der Herr schenke dir Heil und Segen! Damit beurlaubte sich der Schmied und lebte fortan in Frieden nach seiner Weise.

9. Die Siebenschläfer.

Es waren einmal drei Siebenschläfer, die schliefen sieben Jahre und weil sie sieben Jahre lang schliefen ohne aufzuwachen, hieß man sie die Siebenschläfer, obgleich ihrer nicht mehr als drei waren. Als nun die sieben Jahre herum giengen, wachte einer von ihnen auf, rieb sich einmal die Augen, gähnte und sagte: Es brüllt ein Ochs. Und wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern abermals sieben Jahre. Wie nun auch die sieben Jahre herum waren, da wachte der andere auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte: Es war eine Kuh. Und wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern noch einmal sieben Jahre. Wie nun auch diese sieben Jahre herum waren, wachte auch der dritte auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte:

„Was Ochs, was Kuh!
Laßt Einen doch nur schlafen,
Man kommt ja nicht dazu.“

Das waren die Siebenschläfer. Ich weiß nicht ob sie seitdem aufgewacht sind; wenn es aber nicht der Fall ist, so schlafen sie wohl noch.

10. Bruder Stiefelschmer.

Ein Fleischergesell, der sich tief im Walde verirrt hatte, traf da einen Jäger an, der sich auf einem Baumstamm ruhte und sehr schmuck gekleidet war, auch glanzlederne Stiefel trug. Den grüßte er freundlich und weil er auch müde war, setzte er sich zu ihm und fragte:

Wohin, woher,
Bruder Stiefelschmer?

Der Jäger muste des Grußes lachen und sagte: Ich weiß selber nicht woher noch wohin. Ich bin im Walde verirrt und hoffte schon, Ihr würdet den Weg wißen. Es soll hier im Walde nicht richtig sein. Bah! sagte der Fleischer, bange machen gilt nicht. Seht ihr hier meinen Stab? So lang ich den bei mir habe, fürchte ich mich vor tausend Teufeln nicht. Der Jäger sah den Stock an und sagte: Nun, der ist doch so gefährlich noch nicht. Ich habe Hirschfänger und Büchse; aber was verschlägt das, wenn wir den Räubern in die Hände fallen, die hier ihr Wesen treiben sollen? Nur nicht ängstlich! sagte der Fleischer. Wir wollen zusammenhalten; ich weiß hier auch nicht Weg und Steg. Das ist ein schlechter Trost, meinte der Jäger.

Sie giengen zusammen und kamen bald an ein Haus im Walde. Da freute der Fleischer sich und rief:

Komm, Bruder Stiefelschmer,
Hier gehts lustig her.

Ungern folgte der Jäger, es schien ihm da nicht geheuer. Der Fleischer war aber schon in der Stube und bestellte ein Abendbrot und zwei Betten. Bruder Stiefelschmer horchte an der Thüre und hörte eine alte Frau zu seinem Gefährten sagen: Ihr seid hier ganz unrecht und solltet euch je eher je lieber aus dem Staube machen, denn ich habe zwölf Söhne und wenn sie nach Hause kommen und euch hier finden, seid ihr Kinder des Todes. Papperlapap! sagte der Fleischer, da müsten wir auch mit dabei sein. Ich habe keine Bange nicht: bringt uns nur bald etwas zu acheln, sonst müßen wir Hungers sterben. Das ist doch der schlimmste Tod, hab ich mir sagen laßen. Damit gieng er vor die Thüre und suchte nach dem Jäger; aber der hatte sich unterdes in der Scheuer versteckt. Endlich fand er ihn zwischen zwei großen Heubündeln: er muste ihn mit Gewalt hervorziehen. Sei doch gescheidt, sagte er: willst du hier verhungern? Komm mit ins Haus und verlaß dich auf meinen Zauberstab. So lang ich den habe, brauchst du nichts zu fürchten. Das Eßen kann jetzt angerichtet sein und ich will wetten, es wird dir auch munden. Aber wir sind hier in eine Räuberhöhle gerathen, warf der Jäger ein. Meinst du denn, versetzte der Fleischer, in einer Räuberhöhle könnte man von der Luft leben? Komm nur mit herein und

iß für zweie: wer weiß, wenn wir wieder was ergattern: die Garküchen sind selten hier im Walde. Ich rathe dir, trinke gleich einen guten Stiefel: hernach, wenn die Räuber kommen und ich ihnen die Suppe gesalzen habe, darfst du mir nichts mehr anrühren. Dabei must du aber doch thun als könntest du nicht satt kriegen. Hörst du wohl, Bruder Stiefelschmer? Und noch eins, nimm dich zusammen und laß dir die preußischen Aengste nicht merken. Und wenn du siehst, daß ich meinen Stab dreimal so in der Luft schwenke und ihn dann wie einen Stimmhammer auf den Tisch stoße, daß die Gläser klirren, so mach mir gleich Alles mit deinem Hirschfänger nach. Du wirst sehen, das thut Wunder. Jetzt komm mit, Bruder Stiefelschmer.

Da muste Bruder Stiefelschmer, er mochte wollen oder nicht, mit ihm in die Stube und tüchtig einhauen und mit dem Glase Bescheid thun. Es währte auch nicht lange, so kamen die zwölf Räuber, und als der Hauptmann die beiden Gäste sah, rief er laut: Nun, Gott seis getrommelt und gepfiffen: das ist ein Wundpflaster. Den ganzen Tag haben wir nichts gefangen; nun sind uns hier wenigstens ein Paar Vögel ins Garn geflogen. Aber seid ihr auch fett? Ich meine wohl, sagte der Fleischer, indem er seine Katze schüttelte, daß die Goldfritze klangen. Und Bruder Stiefelschmer sieht mir auch nicht aus, als hätt ihm der Mond in den leeren Beutel geschienen. Ihr könnt uns wohl eine tüchtige Galgenmalzeit bereiten, denn wir wißen schon was die Glocke geschlagen hat.

Aber wir wollen uns wenigstens erst gehörig anrichten laßen und nicht mit leerem Magen über die Klinge springen. Was uns die Alte hier aufgetischt hat, ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein gefallen, so ausgehungert sind wir hier im Walde.

Ihr sprecht vernünftig, sagte der Hauptmann, und uns soll es auf eine Malzeit nicht ankommen. Versäumt aber das Tischgebet nicht. Wir machen nicht viel Federlesens, wenn wir im Tritt sind. Aber Alte, warum trägst du nicht auf? Siehst du nicht, wie schlapp wir sind? Wir haben hier einen guten Fang gethan: du must tüchtig auswichsen.

Es ist drinnen gedeckt, sagte die Alte. Ich wuste nicht, daß die Fremden miteßen sollten. Geht nur hinein, der Braten dampft schon, und wenn es euch recht ist, will ich Glühwein aufsetzen.

Recht, alte Katze, sagte der Hauptmann; aber einen guten Kübel voll, denn der König hat uns Schweiß gekostet. Ich weiß nicht ob ich noch einen Tropfen Bluts im Leibe habe. Es hieß, er jage incognito im Walde: da haben wir Alles durchgestöbert, und Die im Eiskeller auch; aber wenn Die nicht glücklicher gewesen, Wir haben keinen Schwalbenschwanz von einem König zu Gesicht gekriegt.

Wer weiß, wozu es gut war, sagte der Räuber Einer. Ich traue dem König die Courage nicht zu, allein im Walde zu jagen; aber wenn uns die ganze Suite begegnet wäre —

Laßt es gut sein, sagte der Hauptmann, und geht mit mir hinein. Nun ich sehe, die Alte hats wohl mit uns gemeint.

Hier ist auch Futter genug für unsere ausgehungerten Galgenvögel. Die Alte soll noch zwei Gedecke auflegen. Aber da ist sie ja schon. Nun setzt euch und thut als ob ihr zu Hause wärt. Recht so, guter Freund, an meine grüne Seite. Aber warum nehmt Ihr denn nicht Platz, Bruder Stiefelschmer, wenn mir Recht ist —

Ja, Bruder Stiefelschmer, ihr sehts ihm an den Füßen an. Er hat noch nicht recht eingeheizt, darum zittert er so. Wenn die Bowle kommt, vergeht ihm das.

Nun saßen sie alle vierzehn um den Tisch herum und ließen sich wohlschmecken was die Alte beschert hatte. Auch Bruder Stiefelschmer langte zu, weniger aus Hunger als um sich nicht mahnen zu laßen. Als sie sich einen guten Kropf gegeßen hatten, kam die Alte und sagte, der Kübel sei so schwer, daß zweie befohlen werden müsten, ihn auf den Tisch zu tragen; sie habe nicht Macht dazu. Der Hauptmann schickte seinen Nachbar zur Linken und den Fleischer, der ihm zur Rechten saß. Es waren beide starke Leute; aber die Achselbänder krachten ihnen, als sie die riesige Bowle auf die Tafel hoben. Der Hauptmann ließ es sich nicht nehmen, die Gläser selbst zu füllen. Da klopfte der Fleischer seinem Nachbar zur Rechten auf die Schulter und sagte:

Nun, Bruder Stiefelschmer,
Komm du mal her

und laß uns die Gesundheit der ganzen Compagnie trinken. So ists recht, rief der Hauptmann, unser Gast mit der Katz

versteht sich auf Lebensart. Es ist ein flotter Bursch, den könnten wir brauchen. Stoßt Alle mit ihm an: die ganze Compagnie soll leben, hoch! Aber Bruder Stiefelschmer muß noch beßer einheizen. Will der Wein nicht schmecken?

Er ist etwas schwach, meinte der Fleischer; aber man muß nur desto mehr trinken; vielleicht hilft das. Darf ich noch Eine Gesundheit ausbringen? Ei, rief der Hauptmann, den des Gastes Muth freute, warum denn nicht! Noch zweie meinetwegen! Nun, das soll ein Wort sein, noch zweie, sagte der Fleischer. So trinke ich denn die erste auf unsern Hauptmann und der soll leben hoch! und abermals hoch! und zum drittenmal hoch! Hoch! rief die ganze Bande und stieß mit dem Fleischer an, daß die Gläser platzten. Auch Bruder Stiefelschmer säumte nicht mit Allen anzustoßen und das Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren. Nun bin ich begierig, dachte er bei sich, wem das dritte Hoch gelten wird.

Der Hauptmann bedankte sich der erwiesenen Ehre, schenkte den Fremden und der ganzen Compagnie die Gläser wieder voll und bat, nun das dritte Hoch folgen zu laßen. Da faßte der Fleischer sein Glas, hob es auf und sagte: Das dritte Glas leere ich auf die Brudercompagnie im Eiskeller drüben, und damit ihr desto geneigter ihre Gesundheit trinkt, soll ich einen schönen Gruß vermelden und den König hätten sie gefangen. Den König gefangen! Das ist bitter, sagte der Hauptmann. Bitter, daß wir ihn nicht selber haben. Aber doch süß, fügte er hinzu, daß er gefangen ist und so mag es denn gelten. Die ganze Compagnie im

Eiskeller hoch! und nochmals hoch! und zum drittenmal hoch! Sie stießen alle an und tranken aus; auch Bruder Stiefelschmer ließ sich nicht erst mahnen und that seine Schuldigkeit.

„Ich wollte der Wein wäre auch so bitter bei der Süße: wie magst du das schlaffe Zeug nur vertragen, Bruder Stiefelschmer?“ Mir schmeckt die Bowle vortrefflich, entgegnete der Jäger. „Zu süß, Bruder Stiefelschmer, zu süß! das widersteht beim dritten Glase, und ich tränke gern noch mehr.“

Aber, unterbrach sie der Hauptmann, wie kommt ihr zu dem Auftrag? Kennt ihr das Zeichen? Ihr seht mir gar nicht aus als wärt ihr von der Bande. Laßt uns das Zeichen sehen! Der Fleischer stand auf, schwenkte seinen Stab dreimal über den Kopf und stieß ihn wie einen Stimmhammer auf den Tisch, daß die Gläser den Ton gaben. Bruder Stiefelschmer that fast à tempo mit seinem Hirschfänger das Gleiche. Wer hätte das gedacht? sagte der Hauptmann verdrießlich. Und der kleine bange Hase Bruder Stiefelschmer ist auch von der Compagnie? Man irrt sich doch nicht mehr als in den Menschenkindern. So will ich nun auch eine Gesundheit ausbringen. Unsere beiden Gäste sollen leben, hoch! Nur einen Augenblick Geduld, bat der Fleischer. Die Bowle ist zu süß, des Zeugs kann man nicht viel trinken. Fragt doch die Alte, ob sie keine grünen Pomeranzen hat. Pomeranzen! sagte der Hauptmann; die wachsen auch hier im Walde! Ei! sagte der Fleischer, sie wachsen auch nicht in meiner Katze und doch trag ich immer welche bei mir. Seht her! die werft hinein: sie sind ganz frisch und grün.

Riecht einmal wie köstlich! Das giebt eine andere Herzstärkung. Dabei ließ er den Hauptmann die Goldfritze sehen, daß ihm der Mund wäßerte nach dem Fang, der ihm nun entgieng, da sie mit von der Eiskellerbande waren, mit der sie gute Freundschaft hielten. Er schlug es sich aber bald wieder aus dem Sinn: die Gefangenschaft des Königs war ein Trost mehr werth als zwanzig Goldkatzen. So sprach er der Bowle kräftig zu, und vergaß darüber den Toast, den er schon angekündigt hatte. Wirklich mundete sie nun immer beßer je mehr die grünen Pomeranzen zogen. Er schenkte den Nachbarn und schenkte den Nahen und den Fernen fleißig ein und brauchte Keinem zuzureden; nur Bruder Stiefelschmer tadelte das Getränk: es sei zu bitter, die grünen Pomeranzen hätten nicht so lange drin bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht darüber zanken, sagte der Fleischer, Bruder Stiefelschmer; aber ich glaube, die Pomeranzen sind nicht Schuld. Du hast vorher schon ein Uebriges gethan und kriegst nun Angst vor St. Ulrich. Da bist du aber schief gewickelt. Man kann jetzt ein Achtel mehr davon vertragen. Bitter dem Mund ist dem Herzen gesund. Dieser Ansicht stimmten die Andern alle bei und sprachen so lange zu bis der eine rechts, der andere links vom Stuhle fiel und der Hauptmann unter dem Tische lag.

Jetzt geschwind in den Stall, Bruder Stiefelschmer: da hab ich ein Paar blanke Rappen gesehen. Damit reiten wir in die Hauptstadt und laßen die Vögel in den Käficht setzen. Die Leimruthen halten sie wohl so lange fest: dafür laß ich

die grünen Pomeranzen sorgen. Die andere Bande im Eiskeller sitzt auch auf dem Kloben: der König wird seinen Diener loben. Aber die alte Frau wollen wir erst in den Keller sperren, damit sie uns nicht einen Strich durch die Rechnung macht.“ Damit gieng es leichter als er gedacht hatte, denn die Alte hatte sich auch ein Bene gethan und lag nun und schlief wie ein Ast. Sie merkte es gar nicht als man sie aus dem Bette hob und im Keller wie einen Anker auf den Sattel zwischen zwei Fäßer legte. Nun

Bruder Stiefelschmer,
Ist dir das Herz noch schwer?

Pfeifend und trällernd schwangen sich jetzt der Fleischer und Bruder Stiefelschmer auf die feißten Rappen und ritten nach der Residenz. Am Thor trat sogleich die Wache ins Gewehr und präsentierte. Auch blieb hier und da Einer stehen und machte Front. Darum kümmerten sich aber die beiden nicht, sondern ritten weiter dem Schloßplatz zu. Vor dem Schloß wirbelten die Trommeln, die ganze Wachmannschaft sprang hervor, stellte sich in Reih und Glied und der Officier commandierte: Präsentierts Gewehr! Bruder Stiefelschmer sah den Fleischer an, ob er auch überrascht sei; aber davon konnte er nicht die Spur gewahren. Als sie abstiegen und ins Schloß giengen, sagte der Fleischer: Einer von uns beiden muß der König sein. Wollen wir abschaffen? Nun Ich bins, sagte der Jäger. Aber Wer bist Du, mein Retter? — Ich bin der neuernannte Polizeipräsident und bitte um Gnade, Majestät, wenn

ich Ihr Incognito zu streng beobachtet habe. Nun war der König der Ueberraschte. Wie bist du aber im Eiskeller zurecht gekommen? wo du das Zeichen erfahren hast, fragte der König. Da hab ich mich für den neuen Hauptmann der andern Bande ausgegeben, der den König mit eigener Hand gefangen hätte. Darüber haben sie auch grüne Pomeranzen zu kosten gekriegt. Hab ich meine Sache gut gemacht? — Excellent hast dus gemacht: ich lege dir hiemit den Titel bei; aber mit dem Gruß Bruder Stiefelschmer wird mich Excellenz künftig verschonen und dazu reinen Mund halten. Krönen Sie nun Ihr Werk, Excellenz, nehmen Sie Mannschaft und ein Paar Leiterwagen und heben die beiden Nester aus. Es ist Platz genug in der Hofvoigtei.

11. Gedanken errathen.

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, an dem er viel Kummer erlebte, denn er war ein Thunichtgut und Bruder Liederlich und keine Ermahnung wollte bei ihm fruchten. Der Vater ward es endlich müde und sprach zu ihm: Ich kann dein Treiben nicht länger mit ansehen: hier hast du was von dem Erbtheil deiner Mutter noch übrig ist; damit zieh hinaus in die Welt; vielleicht wirst du klüger werden." Der Königssohn war es zufrieden, ließ sich zwei Pferde vorführen, packte Silber und Gold auf das eine, setzte sich selber auf das andere und ritt hinaus in die Welt. Hatte er bisher schon locker gelebt, so ließ er sich jetzt erst recht den Zügel schießen, da er sich vor seinem Vater nicht mehr zu scheuen brauchte. Die Schätze, die er bei sich führte, schienen ihm unerschöpflich, er verschwendete mit beiden Händen und meinte das sollte ewig so fortgehen. Doch machte er eines Tags die Entdeckung, daß es mit dem Golde zu Ende war und ihm nichts mehr übrig blieb als das Silber. Da kam er an einem Samstag in eine große Stadt, wo er über Nacht blieb. Am andern Morgen stand er früh auf und gieng nach der Kirche.

Als der Gottesdienst vorüber war, sah er vor der Kirchthür einen nakten Leichnam liegen, den alle Vorübergehenden anspieen, stießen und schlugen. Das kam ihm sehr grausam vor, er gieng hinzu und fragte den ersten Besten, warum der Todte so misshandelt würde. Da sagte man ihm, der Todte habe nichts als Schulden hinterlaßen, und werde nun so lange angespieen, gestoßen und geschlagen bis Einer käme, der seine Schulden bezahlte. Der Königssohn hatte Mitleid mit dem Todten und erklärte sich bereit, alle seine Schulden zu bezahlen, wenn man ihm den Leichnam überlaßen wollte. Als die Gläubiger das hörten, kamen sie gleich in dem Gasthause zusammen, schlugen ihre Bücher nach und stellten eine Rechnung auf, die sich so hoch belief, daß dem Königssohn, wenn er die Schuld tilgte, eben noch so viel übrig blieb, den Wirth zu befriedigen. Er zahlte aber Alles bis auf Heller und Pfennig und erhielt dafür den Leichnam. Den wickelte er in seinen Purpurmantel, band ihn auf sein lediges Pferd und ritt zum Thor hinaus. Gegen Mittag kam er in einen großen Wald: da ersah er sich einen stillen Platz unter einer hohen Eiche, grub mit seinem Schwerte ein tiefes Grab, senkte den Todten in seinem Mantel hinein und deckte das Grab mit den Händen wieder zu. Von der Eiche hieb er dann zwei Zweige, schälte sie und bildete ein Kreuz daraus: das steckte er auf den Grabhügel, kniete nieder und betete für die Seele des Verstorbenen. Alsdann sah er sich nach einem Mittagsmal um, denn von dem Ritt und der anstrengenden Arbeit fühlte er sich ganz erschöpft. Da fand

er einen Baum mit wilden Feigen; dabei floß ein Bach mit klarem Waßer: er aß und trank und meinte, es hätt ihm nie so wohl geschmeckt. Nun trieb er seine Pferde von der Weide, sattelte und zäumte sie und ritt seines Weges weiter. Als er vor den Wald kam, traf er einen Mann, der auf Jemand zu warten schien. Als der den Königssohn sah, ließ er sich ins Gespräch mit ihm ein, und als er hörte, er reise in die Welt ohne Zweck und Ziel, bot er ihm seine Begleitung an. Das war dem Königssohn recht, er bot dem Fremden sein lediges Pferd und so ritten sie zusammen. Unterwegs am Fuß eines Berges trafen sie ein altes Mütterchen, das unter der Last einer Holzbürde niedergesunken war. Helft mir auf! flehte sie. Da zog der Fremde ein Fläschchen hervor und goß der Alten ein Paar Tropfen auf die Zunge. Sogleich sprang sie selbst wieder auf, dankte ihnen und gieng wohlgemuth weiter unter ihrer Bürde. Aus dieser hatte aber der Fremde einige Reiser gezogen: daraus bildete er drei Ruthen. Da fragte der Königssohn: „Was willst du damit machen?“ „Wir werden sie brauchen,“ versetzte der Fremde. Sie giengen weiter und kamen in die Mitte des Berges; da lag ein verwundeter Soldat, der sie kaum noch um Hülfe ansprechen konnte. Der Fremde zog wieder sein Fläschchen hervor, ließ den Soldaten trinken und goß einen Tropfen auf seine Wunde. Da stand er gleich frisch und munter auf den Füßen; die Wunde aber war vernarbt. Dankbar bot der Soldat seinem Retter Hab und Gut zu Lohn; aber dieser verlangte nichts als sein Schwert. Das gab der Soldat

ihm herzlich gern und fügte tausend Dank hinzu. Was willst du nur damit machen? fragte der Königssohn wieder. „Wir werden es brauchen, war die Antwort. Nun kamen sie auf die Höhe des Berges: da lag ein kranker Rabe. Dem ist nicht mehr zu helfen, sagte der Fremde und hieb ihm den Kopf ab. Dann trennte er beide Flügel von dem Rumpfe und steckte sie zu sich. Der Königssohn fragte zum drittenmal: Was willst du nur damit?“ Wir werden sie brauchen, erwiederte der Fremde.

Als sie nun den Berg hinab kamen, lag da eine große Stadt. Da sahen sie das Volk zusammen laufen, denn eben ließ der König öffentlich ausrufen, wer dreimal die Gedanken seiner Tochter errathen könne, solle sie zur Gemahlin erhalten und nach dem Tode des Vaters das Königreich erben. Wer sich aber melde und nicht alle Aufgaben zu lösen wiße, habe das Leben verwirkt. Da lachten die Leute und sprachen: den müste der Hals wohl übel jucken, der das noch ferner versuchen wolle, nachdem es so vielen misglückt sei. Damit wiesen sie auf die Gitterstäbe vor der Burg, wo schon neun und neunzig Köpfe aufgepflanzt standen. Aber der Fremde sprach zu dem Königssohn: Höre, du must die Gedanken der Königstochter zu errathen suchen. Da weigerte sich der Königssohn und sprach: Soll ich das Hundert voll machen? Aber der Fremde sprach ihm Muth ein: Verlaß dich auf mich, ich werde dir beistehen. Also meldete sich der Königssohn und erhielt mit seinem Begleiter Aufnahme in der königlichen Burg. Am andern Morgen

sollte er seine Probe ablegen: davor hatte er solche Angst, daß er Trank und Speise unberührt ließ. Da sprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth;
Dein Leben steht in hoher Hut.

Da griff der Königssohn zu und genoß Trank und Speise. Dann gieng er nach des Fremden Rath zu Bette; aber die Sorge ließ ihn nicht schlafen. Der Fremde sprach:

Schlaf du bis an den Morgen;
Laß mich dein Gut besorgen.

Da schlief der Königssohn ein.

In der Nacht öffnete die Königstochter das Fenster und flog nach einem nahen Berge: da wohnte ein Zauberer, bei dem sie sich Raths zu erholen pflegte. Der Fremde hörte das Fenster klingen: da band er sich die Rabenflügel an, nahm eine von den drei Ruthen in den Schnabel und flog ihr ungesehen nach. Als die Königstochter an den Berg kam, hatte der sich aufgethan: da flog sie hinein und hinter ihr drein der Rabe. Da war eine große weite Höhle: hinten an der Wand auf einem Pferdegerippe als Thron saß der alte Zauberer, ein kleiner häßlicher Kerl mit dickem Kopf und langem Bart. Neben ihm standen lange Stäbe und auf jedem Stab ein Kohlkopf; das stellte die Bedienung vor. Als die Königstochter hinein kam, verneigten sich die Kohlköpfe dreimal; der alte Zauberer aber stieg von seinem Thron sie zu begrüßen; dann hieß er sie zu seiner Rechten niedersitzen. „Was bringst du Neues, meine Tochter?" „Es ist wieder ein Bewerber

angekommen," sagte sie, „helft mir ein schweres Wort aussuchen, das er errathen soll." — „Ja, meine Tochter," sprach der Zauberer. Gieb ihm das Wort Brot auf: das räth er sicher nicht." Die Königstochter dankte ihm und beurlaubte sich; die Kohlköpfe verneigten sich dreimal. Der alte Zauberer aber gab ihr das Geleit und flog mit ihr bis zu ihrem Schloße; hinter beiden drein aber der Rabe, der Alles mit angehört hatte. Draußen aber nahm er seine Ruthe und peitschte wacker auf beide los. Hu! rief sie, wie es hagelt! Vor dem Schloß nahm der alte Zauberer Abschied und flog zurück; sie aber flog durch das Fenster in ihr Gemach und der Fremde gieng zu dem Königssohn, der in tiefem Schlummer lag.

Am Morgen war im Schloße große Versammlung. Auf dem Throne neben dem König saß die Königstochter; vor ihr stand der Königssohn und ihm zur Seite der Fremde. Da begann die Königstochter und gebot ihrem Freier das Wort zu nennen, woran sie dächte. Sage „Brot," flüsterte der Fremde. Brot, stotterte der Königssohn. Die Königstochter erblaſste und bekannte, er hätte es gerathen. Da klatschte die ganze Versammlung dem Königssohn Beifall. Aber die Königstochter erhob sich hochroth vor Zorn und rief: Heute ist es dir gelungen; aber freue dich nicht zu früh: morgen must du sterben!

Am Abend ward der Königssohn noch beßer bewirthet als gestern; aber der Braten wollte ihm nicht schmecken, der Wein nicht munden. Die Worte der Königstochter: Morgen

must du sterben! hallten ihm in den Ohren wieder. Da sprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth,
Dein Leben steht in hoher Hut!

Da griff der Königssohn zu und labte sich. Auf des Fremden Rath legte er sich auch zu Bette; aber der Schlaf mied ihn. Endlich sprach der Fremde:

Schlaf du bis an den Morgen:
Laß mich dein Heil besorgen.

Da schlief der Königssohn ein.

In der Nacht, als das Fenster wieder klang, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal zwei Ruthen mit. So flog er hinter der Königstochter her in den Berg, wo die Kohlköpfe sich dreimal vor ihr verneigten. Was bringst du Neues? meine Tochter, fragte der alte Zauberer. Böse Zeitung, sprach die Königstochter. Der Freier hat meine Gedanken errathen. Oder giebt es hier Verräther? — „Meine Leute sind treu,“ sprach der alte Zauberer. „So sagt mir, woran ich morgen denken soll.“ Da rieth ihr der Zauberer, an ihr goldenes Halsgeschmeide zu denken. Dann flog er mit ihr bis an das Schloß, hinter Beiden drein aber der Rabe, der mit den Ruthen jämmerlich auf sie losschlug. Hu! rief die Königstochter. Huhu! wie das klatscht! Damit nahm sie Urlaub von dem Zauberer und flog in die Burg zurück. Der Fremde aber gieng zu dem Königssohn, der schon in tiefem Schlafe lag.

Am Morgen saß die Königstochter neben dem König auf

dem Thron und blickte zornig auf den Freier, der neben dem Fremden vor ihr stand. Schicke deinen Begleiter hinweg, sprach sie höhnisch: du bist so weise, du brauchst keinen Einflüsterer. Der Fremde zog sich zurück; er hatte aber dem Königssohn schon Bescheid gesagt. Rathe jetzt, woran ich denke, gebot die Königstochter. An dein goldenes Halsgeschmeide, rieth der Königssohn. Die Königstochter ward bleich und roth und bekannte beschämt, er hätte es errathen. Lauter Jubel gieng durch die Versammlung. Alles jauchzte dem Königssohn Beifall, und erschöpfte sich im Preise seines Scharfsinns. Aber die Königin rief: „Noch Keinem ist es gelungen, meine Gedanken zum andernmal zu errathen. Aber wehe dir, wenn du dir morgen nicht gleich bleibst. Auf Gnade hast du nicht zu hoffen. Ich will auf Martern sinnen, deine Todesqual zu schärfen.“

Am Abend mundete dem Königssohn nicht Trank noch Speise, obwohl man ihn noch reichlicher und köstlicher bedienen ließ. Die Drohung der Königstochter, noch mehr aber die nahende Entscheidung über ihren Besitz preßte ihm das Herz zusammen. Aber der Fremde sprach: Du kennst doch jetzt die Macht meines Beistands. Darum

Iß und vertraue wohlgemuth
Dein Glück, dein Leben hoher Hut.

Da nahm der Königssohn Trank und Speise. Auf den Rath des Fremden versuchte er auch zu schlafen; aber kein Schlummer wollte auf seinen Augenliedern weilen. Endlich sprach der Fremde:

Schlaf fest bis an den Morgen;
Laß mich dein Heil besorgen.

Da schlief der Königssohn ein.

Um Mitternacht, als er das Fenster klingen hörte, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal alle drei Ruthen mit und umgürtete sich mit dem Schwerte. Der alte Zauberer war sehr erbost, als ihm die Königin klagte, der Freier habe auch dießmal ihre Gedanken errathen. Er stieß die Kohlköpfe von ihren Stangen und schleuderte sie den Berg hinab. Folge mir jetzt, meine Tochter, sprach er zu ihr, und denke an mein Haupt: das wird er ganz gewiss nicht rathen. Da erhob sich die Königstochter und der Alte gab ihr Geleit bis an ihr Schloß. Unterwegs peitschte der Fremde mit den drei Ruthen so unbarmherzig auf sie Beide los, daß die Königstochter jammerte. Huhu! rief sie, welch Schloßenwetter! Huhu! wie das peitscht! Als sie an den Berg kam, flog sie durch das Fenster, und der Zauberer wandte sich zurück nach dem Berge; aber der Fremde setzte ihm nach und holte ihn bald ein. Dann faßte er ihn beim Schopfe und hieb ihm mit dem Schwerte das Haupt ab: damit flog er zurück in die Burg und hüllte es in ein Tuch; unterdes lag der Königssohn in tiefem Schlafe.

Am Morgen, als er zur Versammlung gieng, gab er das Tuch dem Königssohn und sagte: Wenn die Königstochter früge, woran sie jetzt dächte, sollte er das Tuch stillschweigend zurückschlagen und sie und alle Welt schauen laßen, was es verhülle. Da giengen sie in den Saal, wo die Königstochter hochzeitlich

geschmückt und von Schönheit stralend an des Königs Seite saß. Da hub die Königstochter an: Rathe nun, wenn du kannst, woran ich denke. Der Königssohn schwieg, entfaltete aber das Tuch und zeigte ihr und der ganzen Versammlung des Zauberers Haupt. Da fuhr ein Grausen durch den Saal, die Königstochter stieß einen lauten Schrei aus und der Königssohn selbst ließ das Tuch mit dem Kopf vor Entsetzen fallen. Der Fremde allein blieb ruhig, hob das Haupt an dem langen Barte empor und schleuderte es zum Fenster hinaus in den Burggraben. Als die Königstochter sich erholt hatte, stieg sie mit ihrem Vater vom Throne und dieser legte ihre Hand in die des Königssohns. Alles Volk jauchzte ihm Beifall und freute sich, daß die Königstochter endlich besiegt war.

Als der Lärm schwieg, zog der Fremde den Königssohn bei Seite und sprach: Nun sollst du auch hören, wer ich bin. Sieh, ich bin der Geist des Todten, dem du durch ein ehrliches Begräbniss zur ewigen Ruhe verholfen hast. Ich durfte dich noch so lange begleiten bis ich dir deinen Dienst vergolten hatte. Nun aber lebe wohl. Mit diesen Worten verschwand er.

Der Königssohn nahm nun die Königstochter zur Gemahlin und nach dem Tode seines Vaters fiel ihm das Reich zu. Als sein Vater vernahm, wie es ihm ergangen sei, freute er sich seiner Beßerung und seines Glücks, und gab ihm sein Reich noch dazu.

12. Der verwünschte Esel.

Es war einmal ein junger Taugenichts, der stak aller Teufeleien voll und hatte sein Leben nichts gethan als was Gott und alle Rechtschaffenen verdroß. Zuletzt durfte er sich unter den ehrlichen Leuten nicht mehr sehen laßen und nahm sich vor unter die Spitzbuben zu gehen. Da lief er in den Wald zu einer Räuberbande und sagte, er hätte auch ihre Profession gelernt, sie sollten ihn unter sich aufnehmen. Sie sagten Ja, er müste aber erst sein Probestück machen. Da kam just ein Bauer durch das Holz, der zog einen Esel hinter sich her. Da sagten die Räuber: Geh hin und nimm dem Bauer den Esel weg, daß er nichts davon merkt. Da gieng er sachte hinter dem Bauer her und streifte dem Esel den Halfterzaum vom Kopf, that ihn sich selber um und ließ den Esel ins Holz laufen, wo ihn die Räuber fiengen. Merkte denn der Bauer nichts? Bewahre. Der Bauer schritt immer zu durch das Holz und der Dieb an dem Strange hinter ihm her; als er es aber müde ward, blieb er stehen und sagte: Ach, lieber Herr, schenkt mir die Freiheit! Der Bauer sah sich um und erschrak gewaltig, als er sah, daß er einen Menschen am Zaum

hatte. Herr Je, rief er, ich meinte, du wärst ein Esel. Wie kommt es, daß du auf einmal ein Mensch bist? — Ach Herr, als ich ein kleiner Junge war, hab ich kein Gut gethan und hab immer Karten gespielt: da hat mich meine Mutter auf sieben Jahre in einen Esel verwünscht: schenkt mir doch die Freiheit! Da sagte der Bauer: Was soll ich mit dir machen? ich kann dich ja doch nicht mehr für einen Esel brauchen, und ließ ihn gehen. Da kam er zu den andern Spitzbuben und fragte, ob er sein Probestück gut gemacht hätte? Sie sagten Ja; er müste aber morgen auf den Markt, den Esel zu verkaufen. Der Bauer aber gieng nach Haus und sagte zu seiner Frau: Denk an, unser Esel ist unterwegs zu einem Menschen geworden, denn seine Zeit war um. Hab ich dirs nicht immer gesagt, versetzte die Frau, unser Esel wär ein klug Thier, und hätte mehr Verstand als mancher Mensch. Nun must du morgen auf den Markt einen neuen zu gelten. Aber nimm dich in Acht, daß dirs nicht wieder so geht. Am andern Morgen gieng also der Bauer auf den Markt, einen neuen Esel zu kaufen. Wie er dahin kam, standen da viel Esel in einer Reihe und wie er recht zusah, war auch sein alter Esel darunter. Der Bauer fieng an zu schmunzeln und dachte bei sich: Mit dem wird heute wieder Einer betrogen. Da wies er mit Fingern auf ihn und sagte: Wer den kennt, der kauft ihn nicht. Mehr will ich nicht sagen. Damit gab er dem Esel Eins über den Rückstrang und raunte ihm ins Ohr: „Sag, hast du wieder Karten gespielt? Mich sollst du nicht wieder anführen.“

13. Text und Glosse.

Ein reicher Müller im Baierland schickte seinen Sohn auf die Hochschule zu Ingolstadt, die Rechte zu studieren. Das währte drei Jahre und kostete dem Müller ein rundes Sümmchen Geld. Dafür dachte er aber, wird mein Sohn auch was Nützes gelernt haben. Als er nun wieder nach Hause kam, beschwerte sich der Alte über das viele Geld, das der Herr Sohn verstudiert habe. Gleichwohl sagte er, gäbe ich mich gerne zufrieden, wenn ich wüste, daß es wohl angelegt wäre. Zeige mir einmal deine Bücher her. Da trug der Student ein schweres Buch herbei, das der Codex hieß. Darin war die Schrift in der Mitte grob, aber rings umher lief kleine feine Schrift. Da fragte der Müller: Was soll die doppelte Schrift bedeuten? Der Sohn versetzte: Die grobe Schrift in der Mitte ist der Text und die feine Schrift umher ist die Glosse. Der Müller sagte: Latein versteh ich nicht, sag mirs zu deutsch. Da sagte der Sohn: Der Text ist das Gesetz, das die Kaiser gegeben haben, Recht danach zu sprechen. Hernach haben aber die Gelehrten darüber geschrieben wie man es verstehen solle

und bei Gerichten damit umgehen, ein Jeder nach seinem Verstande, ein Langes und Breites. Das nennt man die Glosse. Der Müller schwieg, obwohl es ihm nicht gefiel und sprach: Diesen Mittag bist du bei deinem Oheim, dem Pfarrer, zu Tisch: der wird mit dir zu Latein conversieren, daß ich höre, wie du Geld und Zeit angewandt hast. Während der Sohn nun beim Pfarrer zu Tische saß und sich auf den Zahn fühlen ließ, nahm der Müller das Buch, das ad marginem glossiert war, zeichnets mit der Röthelschnur ab, nahm das Zimmerbeil und hieb die Glosse rund herum glatt hinweg; den Text aber ließ er stehen. Als der Sohn wiederkam und das Tentamen bei seinem Oheim, dem Pfarrer, wohl bestanden hatte, sah er das Buch auf dem Tisch liegen. Da schrie er Ach und Weh! Vater, warum habt ihr mir mein bestes Buch verderbt? Da sprach der Müller: Ich hab es nicht verderbt, sondern erst gut gemacht, den Text und die Wahrheit stehen laßen, und die Lügen der Gelehrten hinweggehauen. Ach Vater, sagte der Student, von der Wahrheit kann ich nicht leben: wenn ich nicht auch List und Ränke kenne, Einreden und Widerreden, eine böse Sache zu schmücken und die Gegenpartei zu verdrücken, so kommt mir kein Brot ins Haus. Da gerieth aber der Müller in Zorn und sprach: Solcher Kunst achten wir Dorfleute wenig und besitzen doch unser Gericht unter dem Himmel bei den Linden, wo wir nach der wahren Gerechtigkeit sprechen und in kurzer Zeit ein Urtheil finden, wozu ihr oft lange Zeit braucht und die Sache hinschleppt, um euern Gewinn statt des gemeinen Nutzen zu suchen,

daher es wahrhaftig ist wie das Sprichwort sagt, daß ihr Juristen nicht gute Christen seid. Hast du nur List und Ränke gelernt und weist mit der Wahrheit nicht umzugehen, so will ich keinen Pfennig mehr auf dich wenden. Beßer du ernährst dich wie ich mit deiner Hände Arbeit und läßt deine Juristerei fahren als daß deine Seele Schaden nehme.

14. Der eiserne Johann.

Einem alten Gedienten träumte, wenn er seinen Abschied nähme, könnte er sein Glück machen. Da gieng er am Morgen zu seinem Hauptmann und bat um seinen Abschied. Es war eben Friede geschloßen und der König brauchte keine Soldaten mehr. Da sagte der Oberst: „Wenn du abgehen willst, so geh in Gottes Namen, ich kann dich nicht halten," und gab ihm seinen Abschiedsbrief und einen alten Tornister, aber keinen Heller Geld auf die Reise. Da nahm er den Weg zwischen die Beine und als er den ersten Tag müde gelaufen war, kam er am Abend in einen großen Wald. Da dachte er das Schlafgeld zu sparen und auf einem Baum zu übernachten, wenn er anders kein Unterkommen fände. Als er aber auf den Baum stieg, sah er in der Ferne ein kleines Licht, stieg wieder hinab und gieng darauf zu bis er an ein kleines Häuschen kam. Getrost klopft er an: da macht ihm ein altes Weib auf und bietet ihm freundlich guten Abend und sagt, wenn er wolle, könne er sein Glück machen. Ei, denkt er bei sich, wird dein Traum so bald wahr? sollst du hier schon gleich dein Glück machen! Da bringt ihm das alte Weib Eßen und Trinken, als

hätt es schon für ihn bereit gestanden. Wie er sich nun satt gegeßen und getrunken hat, nimmt sie einen Korb und ein langes Seil und sagt, nun sollt er mit ihr gehen und thun was sie ihm sage. Sie giengen also aus dem Häuschen in den Wald bis vor einen alten verfallenen Brunnen. Da sagte sie, er sollte sich in den Korb setzen, sie wollt ihn an dem Seil hinunterlaßen. Sie beschrieb ihm auch Alles, was er unten zu thun hätte. Zuerst käm er in einen Garten, da sollt er hindurch gehen bis er vor das Schloß käme. Vor dem Schloß stünde ein eiserner Mann Schildwacht, vor dem sollt er sich aber gar nicht scheuen, der thät ihm nichts. Er sollte also in das Schloß gehen und gradaus in einen Saal: da würde ein Wachsstock auf dem Tische stehen. Den sollte er nehmen und gleich wieder zu ihr zurückkommen. Der Soldat that Alles, wie sie ihn geheißen hatte, gieng durch den Garten an das Schloß, wo der eiserne Mann Schildwacht stand. An den kehrte er sich aber nicht, sondern gieng durch das Thor in den Saal: da stand der Wachsstock auf dem Tische. Die Thüren der Nebensäle standen auch offen. Er gieng in den ersten: der lag ganz voller Silber. Ei, dachte er, da könnte er sich seinen Tornister voll scharren, das wäre beßer als der Wachsstock. Wie er seinen Tornister voll hat, sieht er auch in den andern Saal: der lag ganz voller Gold. Da geht er zurück, schüttet das Silber wieder aus und füllt sich den Tornister mit Gold. Als er nun in den dritten Saal sieht, liegt der ganz voll Perlen und Edelgestein. Da geht er zurück, schüttet das Gold wieder aus und füllt sich

den Tornister mit Perlen und Edelsteinen. Nun denkt er, habe er lebenslang sein Auskommen. Indem er nun durch die drei Nebensäle zurückgeht in den Hauptsaal, sieht er in jedem Nebensaal eine Harfe hängen. Die gefielen ihm sehr wohl; weil sie aber zu groß waren zum Mitnehmen, ließ er sie hängen. Auch fiel ihm jetzt erst ein, die Alte habe ihn doch geheißen, den Wachsstock zu holen: er nahm ihn also vom Tische und kam durch den Garten an den Brunnenschacht, wo der Korb herabhieng. Er setzte sich hinein und schüttelte an dem Seile: da zog ihn die Alte hinauf. Wie er nun bald oben ist, ruft sie ihm zu, ob er auch den Wachsstock hätte. Ja, den hätte er in der Hand. Da zog sie ihn so hoch hinauf, daß sie den Wachsstock annehmen konnte. Wie sie ihn aber hat, läßt sie das Seil los und will ihn hinunterstürzen. Er fieng sich aber mit Händen und Füßen an den Steinen und kletterte mit großer Mühe aus dem Brunnenschacht. Wie er nun droben war, ward er ärgerlich über die Alte, daß sie ihn hatte fallen laßen wollen, lief ihr nach, denn sie hatte sich gleich mit dem Licht davon gemacht, kriegte sie zu faßen, nahm ihr den Wachsstock und prügelte sie butterweich, daß sie kein Glied mehr rühren konnte. Dann nahm er den Wachsstock, steckte ihn in seinen Tornister und gieng ganz fröhlich davon, denn er hatte nun Geld genug und meinte, sein Glück wär schon gemacht. Am Abend kam er in eine große Stadt; es war die Hauptstadt des Landes. Da gieng er in das vornehmste Wirthshaus, dem königlichen Schloß gerade gegenüber, und fragte den Kellner, ob er da

logieren könnte. Als der Gastwirth sah, daß er so zerrißen aussah mit dem Tornister auf dem Rücken, kam er herbei und sagte: Hier logieren keine gemeine Soldaten, nur reiche Grafen und Herren. Da tastete er in seinen Tornister und holte eine Hand voll Gold heraus. Da spannte der Wirth gleich andere Saiten auf und fragte ganz höflich, welche Nummer er haben wollte. Der Soldat sagte, das wär ihm gleich, wenn er nur ein recht schönes Zimmer hätte mit der Aussicht nach dem königlichen Schloß. Das beste könnte er haben, sagte der Wirth, das im ganzen Hause wäre. Nun logierte er da einige Zeit und ließ sich schöne Kleider machen und lebte flott wie ein Cavalier und meinte, sein Schatz könnte gar kein Ende nehmen. Es gieng aber doch bald zur Neige. Da saß er eines Abends noch spät auf seinem Zimmer und hatte noch keine Lust schlafen zu gehen, denn die Königstochter lag ihm im Sinne, die er aus seinem Fenster gesehen hatte. Sein Licht war ihm aber ausgebrannt, und weil es schon so spät war, daß Alles schlafen gegangen war, muste er im Dunkeln sitzen. Da fiel ihm ein, er hätte ja den Wachsstock in seinem Tornister: den wollte er anzünden. Wie nun das Licht brennt, steht der eiserne Mann vor ihm, der im Garten vor dem Schloß Schildwacht gestanden hatte, und fragt: Was befehlen Euer Majestät? Wie? sagte er, ich habe euch nichts zu befehlen. Ja, sagte der eiserne Mann, was Euer Majestät befehlen, das muß ich thun. Wenn das ist, sagte er, so holt mir die Harfe, die im Schloß im ersten Nebensaal hängt. Nun dauerte es nur einen Augenblick, so

hatte er die Harfe. Da fragte er den eisernen Mann nach seinem Namen; der sagte, er heiße der eiserne Johann, und was er ihm befehlen würde, das könnte er Alles ausrichten, und so lange das Licht brennte, wäre er bei ihm und so wie es aus wäre, wieder vor dem Schloß. Nun dachte er, dann ist es gut, blies das Licht aus und legte sich schlafen. Am andern Morgen nahm er die Harfe, setzte sich an das offene Fenster und fieng an zu spielen und Alles, was er dachte, das spielte die Harfe. Das hörte gegenüber die Königstochter und hätte ihm die Harfe gern abgekauft, denn ihr Klang war wie das reinste Silber. Sie schickte auch gleich hinüber und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, zu verkaufen wäre sie nicht; wenn ihn aber die Königstochter besuchen käme, wollte er sie ihr schenken. Die Königstochter mochte nicht selber kommen, schickte aber eins ihrer Kammermädchen, die sollte sich die Harfe von ihm schenken laßen. Er hatte aber mit dem Wirth abgesprochen, wenn die Königstochter selber käme, sollte er ihr mit zwei Lichtern herausleuchten; der Kammerjungfer nur mit einem. Die Königstochter hatte dem Kammermädchen hundert Thaler versprochen, wenn sie ihr die Harfe brächte. Nun kam sie am Abend zu ihm und blieb bis zum andern Morgen: da gab der Soldat ihr die Harfe mit. Die Königstochter war sehr erfreut und gab dem Kammermädchen sogleich die hundert Thaler. Sie fragte auch, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O ganz wohl, sagte sie, sie habe ganz ungestört neben ihm liegen dürfen.

Vor Tische zündete der Soldat seine Kerze wieder an: sogleich stand der eiserne Johann vor ihm und fragte: Was befehlen Euer Majestät? Da gebot er ihm, die Harfe aus dem andern Nebensaal herbeizuholen. Sogleich hatte er sie, setzte sich ans Fenster und fieng an zu spielen: da lautete diese noch schöner als die erste, ihr Klang war wie das reinste Gold. Nun hörte das die Königstochter und schickte wieder hin zu fragen, was er für die Harfe begehrte. Da ließ er sagen, er verkaufe sie nicht; wenn aber die Königstochter ihn besuchen käme, wollte er sie ihr schenken. Die Königstochter mochte aber noch nicht selber gehn, und schickte wieder eine ihrer Kammermädchen, der sie tausend Thaler versprach, wenn sie ihr die Harfe brächte. Am Abend leuchtete ihr der Wirth mit Einem Licht herauf; am Morgen bekam sie die Harfe und brachte sie der Königstochter, die ihr gleich tausend Thaler zahlte, und fragte, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O, sagte sie, ganz wohl, sie habe so ungestört schlafen können wie in ihrem eigenen Bette.

Am Morgen zündete der Soldat den Wachsstock wieder an: der eiserne Johann erschien sogleich und muste nun die dritte Harfe holen. Als er die hatte und am Fenster seines Herzens Gedanken darauf spielte, klang sie noch zehnmal schöner als die andern, die Töne waren wie Perlen und Diamanten. Die Königstochter war ganz außer sich vor Entzücken. Sogleich schickte sie und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, verkaufen wollte er sie nicht, sie solle sie aber geschenkt haben, wenn sie ihn besuchen käme. Da dachte

die Königstochter, ihre Kammermädchen hätten ungestört geschlafen, mithin könne sie das Geld wohl selbst verdienen. Wie sie nun am Abend kam, leuchtete ihr der Wirth mit zwei Wachskerzen hinauf, und am andern Morgen, als sie von ihm gieng, gab er ihr die Harfe zum Geschenk. Sie hatte aber die Nacht doch nicht ganz ungestört geschlafen und nach einiger Zeit fühlte sie sich unwohl und klagte es ihrem Vater. Als der König das hörte, ward er sehr aufgebracht und ließ sogleich den Soldaten rufen: der ließ ihm aber sagen, wenn der König mit ihm zu sprechen hätte, möchte er sich gefälligst zu ihm bemühen. Da hatte er den Tag über Frieden; in der Nacht aber, als er schlief, stiegen des Königs Trabanten zum Fenster hinein, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn ins Zuchthaus. Da hörte er vor seiner Kammer eine Schildwacht auf und abgehen: der versprach er zwei Louisdors, wenn er zu seinem Wirth gienge und das Stümpfchen Wachslicht holte, das auf seiner Stube gestanden hätte. Die Wache dachte, das Geld wäre leicht zu verdienen und brachte ihm das Stümpfchen Licht und Cigarren und Schwefelhölzchen dazu. Wie er nun allein war, zündete er das Licht an und sogleich stand der eiserne Johann da und fragte: Was befehlen eure Majestät? Da sagte er, er sollte das Zuchthaus und das ganze königliche Schloß zusammenbrechen; dem König und seiner Tochter aber nichts zu Leide thun. Das that der eiserne Johann und schlug Alles zusammen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Der Soldat aber gieng ruhig in sein Wirthshaus und bezog die alte Stube. Als der König sah,

daß er nichts mit ihm ausrichten könnte, ließ er ihm sagen, er sollte kommen, der König wollte ihm seine Tochter und das halbe Königreich geben. Er ließ aber zurücksagen, wenn ihm der König etwas zu sagen hätte, er wohnte noch, wo er gewohnt hätte. Da kam der König und brachte ihm seine Tochter und bot ihm das ganze Königreich, wenn er sogleich mit ihr Hochzeit machte. Das konnte er sich schon gefallen laßen, und machte sogleich Hochzeit. Dann zündete er sein Licht wieder an und befahl dem eisernen Johann, das Schloß mit dem Garten und das ganze versunkene Königreich unter der Erde wieder heraufzubringen, daß es wieder stünde, wo es früher gestanden hätte. Das that der eiserne Johann und kam dann zurück und sagte, das Schloß stünde auf der Erde wieder am alten Fleck: nun bäte er ihn aber, daß er mit ihm gienge vor das Thor des Schloßes. Wie sie dahin kamen, hob der eiserne Johann vor der Schwelle einen schweren Stein aus der Erde: darunter lag ein Schwert. Mit dem Schwert, sagte der eiserne Johann, müße er ihm den Kopf abhauen, so würde er erlöst. Der neue König meinte, das könnte er doch nicht thun, nachdem er ihm so treu gedient hätte. Aber der eiserne Johann sagte, das müße er thun, damit er ein Kind der ewigen Seligkeit würde, ihm aber das ganze Königreich zufiele. Da that er ihm seinen Willen und ward König über beide Länder, und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

15. Wie ein Bauer beten lernte.

Ein reicher Bauer gieng zur Beichte. Der Beichtvater gab ihm zur Buße, sieben Vaterunser zu beten. Beten könne er nicht, sagte der Bauer: er habe es oft lernen wollen, aber nie behalten mögen. Ob er denn auch nicht lesen und schreiben gelernt habe? Nein, sein Vater hätte ihn nicht zur Schule gehalten. Wie behaltet ihr es denn, fragte der Beichtvater, wenn ihr Geld oder Korn ausleiht? Ei, sagte der Bauer, das vergeße ich nicht. Wollt ihr denn zu eurer Buße haben, fragte der Beichtvater, den armen Leuten Korn zu leihen mit dem Beding, daß sie es nach der Ernte zurückgeben? Ja, sagte der Bauer, das bin ich zufrieden. Tags darauf schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann zu, den er nicht kannte; der sprach zu ihm: Euer Beichtvater hat mich zu euch geschickt, ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen bis zur Ernte. Der reiche Bauer fragte: Wie heißt ihr denn? Vater unser. Und mit dem Zunamen? Der du bist im Himmel. Da gab ihm der Bauer die zwei Sester Korn. Einige Tage darauf kam ein anderer, der nannte sich: Geheiliget werde dein Name, mit dem Zunamen: Zu uns komme dein Reich. Dem lieh er

auch ein Paar Sester. Bald darnach kam Einer, der hieß: Dein Wille geschehe, mit dem Zunamen: wie im Himmel also auch auf Erden. Und so gieng es fort bis zum Amen. Darnach besuchte ihn der Beichtvater und fragte, ob er noch nicht beten gelernt hätte. Nein, sagte der Bauer, wer hätte michs lehren sollen? Habt ihr denn auch kein Korn ausgeliehen? fragte der Beichtvater. Das hab ich wohl, sagte der Bauer. Wie hießen denn eure Schuldner? Der Erste hieß: Vater unser der du bist im Himmel; der andere: Geheiliget werde dein Name, Zu uns komme dein Reich u. s. w. Da sagte der Beichtvater: Nun nennt mir einmal eure Schuldner hintereinander. Da sagte der Bauer das ganze Vaterunser her. Der Beichtvater fieng an zu lachen. Warum lacht ihr, Herr? fragte der Bauer. Darum, sagte der Beichtvater, weil ihr beten könnt und wißt es nicht. Das ist ja das ganze Vaterunser. Als der reiche Bauer das hörte, war er nicht wenig verwundert, freute sich aber doch noch mehr, daß er nun beten könne und schenkte den armen Leuten das geliehene Korn.

16. Wie viel ein Vaterunser werth ist.

Ein Bischof fand einen armen Menschen auf der Straße, dessen erbarmte er sich, räumte ihm eine Wohnung ein in seinem Hof und versprach ihm seine tägliche Nahrung zu geben so lange er lebte; doch sollte der Arme täglich ein Vaterunser für ihn sprechen, damit ihn Gott vor allem Uebel bewahre: das versprach der Arme. Da befahl der Bischof seinem Schaffner, dem Armen fortan täglich seine Nahrung zu reichen. Das geschah und der Arme sprach auch täglich ein Vaterunser für den Bischof, daß ihm kein Uebel wiederfuhr. Das währte bis der Bischof eine Reise nach Rom antreten muste; da geschah es eines Tags, daß der Schaffner vergaß, dem Armen seine Speise zu reichen. Da ließ der arme Mann das Vaterunser unterbleiben und sprach es nicht für den Bischof. An demselben Tage gerieth der Bischof in so große Noth, daß er fast ertrunken wäre, und kam auch nicht ohne großen Schaden davon. Diesen Tag merkte sich der Bischof wohl. Darnach, als er wieder nach Hause kam, fragte er den armen Mann, ob er auch alle Tage das Vaterunser für ihn gesprochen hätte. Ja, sagte der arme Mann, alle Tage, nur Einen Tag nicht. Da

unterließ ich es, weil mir der Schaffner meine Nahrung nicht reichte. Da ward der Bischof zornig und sprach zu dem Schaffner: Ihr habt mir großen Schaden gethan, den sollt ihr mir ersetzen. Der Schaffner sagte: Herr, erzürnt euch nicht wider mich eines Vaterunsers wegen, ich will es euch gerne bezahlen. Sagt nur, was ihr dafür haben wollt. Ich verlange nicht mehr, sagte der Bischof, als was es werth ist: fahrt gen Rom und fragt nach, wie viel ein Vaterunser werth sei. Der Schaffner muste nach Rom fahren und den Pabst fragen, wie viel ein Vaterunser werth sei. Ein Vaterunser, sagte der Pabst, ist einen Pfennig werth. Der Schaffner kam also zurück zu dem Bischof und sprach: Herr, ich bin zu Rom gewesen bei dem Pabst und habe die große Mühe und Kosten aufgewandt für Nichts und wieder Nichts. Der Pabst hat gesagt, ein Vaterunser sei einen Pfennig werth. Ich wollte euch hundert Pfennige gegeben haben, wenn ihr mir die Müh und Kosten erlaßen hättet. Aber der Bischof sprach: Hat denn der Palst auch gesagt, was für einen Pfennig? Es gibt Gold-, Silber- und Kupferpfennige. Nein, sagte der Schaffner, davon war keine Rede. So müßt ihr noch einmal dahin fahren, sagte der Bischof, und fragen, was es für ein Pfennig sein solle. Der Schaffner muste also wieder nach Rom fahren und den Pabst fragen, was er für einen Pfennig gemeint habe. Der Pabst gab zur Antwort, es müße ein goldener Pfennig sein. Als der Schaffner wieder nach Hause kam, sagte er: Herr, es soll ein goldener Pfennig sein. Ich hätte euch aber gern zehn

Goldpfennige gegeben, wenn ihr mir die doppelte Reise erlaßen hättet. Der Bischof sagte: Aber sagte der Pabst denn auch, wie groß der Pfennig sein sollte? Nein, sagte der Schaffner, davon ist keine Rede gewesen. Da sprach der Bischof: So zieht zum drittenmal gen Rom und fragt den Pabst, wie groß der Pfennig sein solle. Mochte er nun wollen oder nicht, er muste zum drittenmal gen Rom und den Pabst nach der Größe des Goldpfennigs fragen. Der Pabst sprach: Der Pfennig soll so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist. Betrübt zog der Schaffner heim zu dem Bischof, fiel ihm zu Füßen und sprach: Lieber Herr, seid mir gnädig, denn euer Vaterunser kann ich euch nicht bezahlen, ja die ganze Welt könnte es nicht, denn der Pfennig müste so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist von der Erde. Da erbarmte sich der Bischof über ihn und schenkte ihm wieder seine Gnade.

17. Der gute Kauf.

Ein Mann hatte neben seiner rechtmäßigen Frau noch zwei Freundinnen. Nun wollte er eines Tags in Handelsgeschäften auf einen Jahrmarkt. Da gieng er zu der ersten Freundin und fragte, was er ihr mitbringen sollte. Sie bat ihn, ihr einen guten Zobelpelz zu kaufen. Darauf gieng er zu der andern: die wollte feines Zeug zu einem neuen Kleide mitgebracht haben. Zuletzt fragte er auch seine Frau, was er ihr mitbringen sollte. Da sagte sie: Bringe mir für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mit, damit ich dich deinen Thorheiten abwendig mache. Als er nun auf den Markt kam und seine Geschäfte besorgt waren, kaufte er seinen Freundinnen, was sie begehrt hatten; Sinn und Verstand aber konnte er nicht kaufen, weil sie nicht feil waren. Er zog aber seinen Wirth zu Rath und erzählte ihm, wie er seiner Frau versprochen hätte, für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mitzubringen, damit sie ihn seinen Thorheiten abwendig machte. Er erzählte ihm auch, was er sonst noch eingekauft hätte. Sinn und Verstand, versetzte der Wirth, will Ich euch verkaufen: gebt Mir die drei Weißpfennige. Er erhielt sie und sprach: Wenn ihr heimkommt, so nehmt

einen Hahn, schlachtet ihn und bestreicht euch das Gesicht mit seinem Blut, zieht dann alte schlechte Kleider an und geht zu dem Hause eurer ersten Freundin und sagt, ihr wärt verwundet und beraubt worden und hättet Hab und Gut verloren. Darauf geht auch zu der andern Freundin und zuletzt zu eurer Frau und sagt ihnen dasselbe. Und also that er. Als er in die Wohnung der ersten Freundin kam, fieng er jämmerlich an zu heulen und sagte, er habe Alles verloren was er je besessen, und sei schwer verwundet kaum mit dem Leben davongekommen. Als die falsche Freundin hörte, daß er ein armer Mann geworden sei, wies sie ihm die Thüre und sagte: Scher dich hinaus, Elender, und geh zu deiner Frau: was hab ich mit dir zu schaffen? Darauf gieng er zu der zweiten Freundin und sprach zu ihr wie er zu der ersten gesprochen hatte und erhielt von ihr denselben Bescheid. Hierauf gieng er zu seiner Frau und sagte ihr dasselbe, was er seinen Freundinnen gesagt hatte. Da umarmte sie ihn mitleidig und sagte: Sei gutes Muths: deine Wunden heile ich dir und sind Hab und Gut verloren, so wollen wir neues zusammen erwerben. Als der Mann ihre Güte und Treue sah, gestand er ihr, daß er nur auf den Rath seines Wirthes so zu ihr gesprochen und nun die Falschheit seiner Freundinnen erkannt habe. Und fortan wollte er ihr allein anhängen, da Sie allein ihn wahrhaft liebe. Da schenkte er ihr Alles, was seinen Freundinnen bestimmt war, und hatte nun Sinn und Verstand erlangt und für drei Weißpfennige einen guten Kauf gethan.

18. Peter auf dem Markt.

Eine Bauerfrau hielt sich einen Knecht, der hieß Peter. Eines Tags schickte sie ihn auf den Markt, ihre Butter zu verkaufen; aber die Leute, die erst lange nachfragten, was die Butter koste, mit denen solle er sich nicht zu viel aufhalten: die kauften doch keine. Als nun der Peter auf dem Markte stand und die Butter feil hielt, kamen die Leute und fragten, was die Butter gelten solle. Da sagte Peter zu ihnen: Geht nur eures Wegs, ihr kauft doch keine. So behielt er die Butter alle. Als er nun wieder zu Hause fuhr, kam er an einer Kirche vorbei und sah ein Heiligenbild in einer Nische stehen. Da hielt er inne, stand und blickte zu dem Mann da oben hinauf. Willst du vielleicht meine Butter kaufen? fragte Peter. Der Heilige schwieg stille und sagte nicht ein Wort. Aha! dachte Peter, der will deine Butter kaufen: der fragt nicht erst was sie kosten soll. Also nahm er eine Scheibe Butter nach der andern und warf sie ihm hinauf. Dann blieb er stehen und wartete geduldig auf die Bezahlung. Unterdeßen zerschmolz aber die Butter in der Sonne und floß in langen Strömen die Thurmwand hinunter. Da meinte Peter, das Uebermaß

der genoßenen Butter bekomme dem heiligen Mann übel: er könne sie nicht bei sich behalten. Da rief er hinauf: Siehst du! das hätt ich dir voraussagen wollen, daß du so viel Butter auf einmal nicht vertragen könntest. Man muß auch die Butter nicht ohne Brot eßen. Nun dachte er: Dem Mann ist nicht wohl, er kann jetzt nicht gleich bezahlen. Du willst nur unterdes nach Hause fahren: wenn er sich erholt hat, kann man ja wieder nachfragen. Als er nun mit dem ledigen Schubkarren heimkam, freute sich die Bauersfrau, daß die Butter alle verkauft sei, und verlangte das Geld. Da erzählte er ihr, an der Kirche habe Einer gestanden, dem habe er die Butter verkauft und nächstens werde er das Geld bekommen. Es sei ein angesehener Mann, die Leute hielten ihn für heilig: bei dem habe es mit dem Gelde gute Wege.

19. Der dicke Frosch.

Es war eine Königstochter, die gieng spazieren und kam auf eine grüne Wiese und bei der Wiese war ein Teich, daran blühten die schönsten Blumen. Da setzte sich die junge Königstochter und wand einen Kranz; dabei streifte sich der Ring von ihrem Finger und fiel ins Waßer und versank so tief, daß sie ihn nicht herausholen konnte. Das betrübte sie sehr, denn der Ring war von ihrer seligen Mutter. Da sprach sie für sich hin: Wer mir den Ring wieder brächte, dem wollte ich Alles geben, was er von mir verlangte. Gleich streckte ein garstiger dicker Frosch sein Haupt aus dem Waßer und rief:

Ist das wahr, ist das wahr,
Schöne Königin?
Auf dem Boden, seh ich klar,
Liegt das Ringelein:
Wenn du willst mein Schätzchen sein,
Aus dem Teich
Hol ich ihn gleich,
Schöne Königin!

Da dachte die junge Königstochter: Was spricht doch der

dumme Frosch? Wie kann der mein Schätzchen sein? Wenn er mir aber den Ring wieder bringen will, versprechen kann ich es immer. Da sprach sie zu ihm:

Ja, ich will dein Schätzchen sein:
Hole mir das Ringelein.

Der Frosch sprang ins Waßer, holte den Ring herauf und legte ihn zu ihren Füßen. Die Königstochter nahm ihn auf, steckte ihn an den Finger und gieng fröhlich nach Hause. An den Frosch dachte sie nicht mehr.

Als sie aber Abends mit ihrer Magd auf ihrer Schlafkammer war, klopfte es an die Thüre und rief:

Mach mir auf, mach mir auf,
Schöne Königin!

Mach einmal auf, sagte die Königstochter zu ihrer Magd. Da rief es aber wieder vor der Thüre:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin!
Selber mach mir auf:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst:
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da machte die Königstochter auf, und was kommt hereingehüpft? Es war richtig der dicke Frosch: der that ganz freundlich und rief:

Koch uns Fisch, koch uns Fisch,
Schöne Königin!

Da sagte die Königstochter zu ihrer Magd: Geh und koch dem dicken Frosch Fische. Aber der Frosch rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber koch uns Fisch,
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da muste die junge Königstochter ihm die Fische selber kochen. Als sie damit fertig war, hub der Frosch an und rief:

Deck den Tisch, deck den Tisch,
Schöne Königin!

Die junge Königstochter sagte zu der Magd, sie sollte dem dicken Frosch den Tisch decken. Aber der war damit nicht aufgeschickt und rief wieder:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber deck den Tisch:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da ward die junge Königstochter ganz verdrießlich über den Frosch. Aber sie muste doch thun was er begehrte, weil sie ihr Wort gegeben hatte. Als nun der Tisch gedeckt war, hüpfte der Frosch auf einen Stuhl und von dem Stuhl auf den Tisch und aß mit der schönen Königstochter von Einem Teller, wie zwei liebhabende Menschen zu thun pflegen. Als sie nun gegeßen hatten, fieng der Frosch wieder an:

Mach das Bett, mach das Bett,
Schöne Königin!

Die Königstochter befahl ihrer Magd, das Bett zu machen. Aber der Frosch war damit nicht zufrieden und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin!
Selber mach das Bett:
Selbst bist du mir zugesagt.

Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da wurde die Königstochter ganz roth vor Zorn, daß sie einem Frosch das Bett machen sollte. Das ist doch zu arg, sagte sie: wie kann er das verlangen! Und ich thu es auch nicht und wenn er sich auf den Kopf stellte! Aber der Frosch blies sich gewaltig auf und glotzte sie mit den feurigen Augen an, daß ihr angst und bange ward. Da gieng sie mit Thränen in den Augen hin und machte das Bett zurecht. Als der Frosch das sah, ward er ganz froh und rief:

Komm zu Bett, komm zu Bett,
Schöne Königin!

Pfui! rief die junge Königstochter: bei einem Frosch schlafen! Das thu ich nicht, das kann die Magd für mich thun. Aber der Frosch bestand darauf, daß sie es selber thue und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber komm zu Bett:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,

Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst:
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein,
Schöne Königin!

Da fieng die Königstochter hell auf an zu weinen, daß sie sich so verschnappt hatte, sie wolle einem Frosch sein Schätzchen sein. Aber was konnte das helfen? Sie hatte es einmal versprochen und must es nun auch halten. Schluchzend warf sie sich endlich ins Bette und klitsch klatsch hüpfte der Frosch ihr nach. Am andern Morgen aber, als sie aufwachte, lag ein schöner Königssohn an ihrer Seite: der erzählte ihr: eine Hexe hätte ihn verwünscht, und weil die Königstochter sich ihm verlobt und ihm auch Wort gehalten hätte, wär er nun erlöst. Da freute sie sich und führte ihn gleich zu ihrem Vater: der gab seinen Segen dazu und ließ eine prächtige Hochzeit halten. Da lebten sie lange Jahre glücklich zusammen und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

20. Die sieben Thiere.

Bruder und Schwester hatten sich vereinbart, nicht zu heiraten, sondern miteinander hauszuhalten. Im Winter wohnten sie in der Stadt bei einem reichen Metzger; im Sommer zogen sie auf ihr Landgut. Da gieng Er auf die Jagd und Sie besorgte die Haushaltung. Einmal aber, als sie vom Lande wieder in die Stadt zogen, waren da alle Häuser schwarz ausgeschlagen. Er fragte sogleich, was die allgemeine Trauer bedeute? Da sagte man ihm, der König müße seine letzte Tochter einem Drachen ausliefern, der das Land verwüste; die andern wären ihm schon alle geopfert worden. Wenn aber Er den Drachen erlege, so würde die Königstochter ihm zur Frau gegeben und nach des Königs Tode erbe er das ganze Reich. Nun wuste er wohl, heiraten durfte er nicht; er setzte sich aber doch vor, die Königstochter zu erlösen und den Drachen zu tödten. Er hielt es aber heimlich, daß es Niemand gewahr würde, auch seine Schwester nicht. Als es Nacht wurde, schlich er sich heimlich aus seinem Zimmer, nahm sein schwarzes Hündlein zu sich und sein gutes Schießgewehr und gieng nach dem See, wo die Königstochter dem Drachen ausgeliefert werden

sollte. Wie er dahin kommt, sieht er sie schon ganz weiß gekleidet auf einem Steine knieen und inbrünstig beten. Als er heran kam, fiel sie in Ohnmacht, weil sie meinte, der Drache komme geflogen. Er gieng hinzu und besprengte sie mit dem Waßer des Sees bis sie wieder zu Sinnen kam. Da tröstete er sie und sagte, er wolle sie von dem Drachen erlösen. Sie freute sich und sagte, wenn er das vermöchte, so wolle sie auch nie einen Andern zum Gemahl haben. Ehe es nun Mitternacht wurde, hörte man es durch die Luft sausen. Er dachte gleich, daß es der Drache wäre, ließ ihn aber herankommen bis er ihn unterm Schuß hatte: da drückte er los und traf ihn mitten ins Herz, daß er für todt niederstürzte. Aber die sieben Köpfe lebten noch: er muste ihnen mit dem Kolben die Schädel entzweischlagen. Endlich trug er aber doch den Sieg davon: das Ungethüm lag und rührte kein Glied mehr. Da gieng er hinzu und schnitt den sieben Köpfen die Zungen aus: die wickelte er in sein Tuch und steckte es in die Tasche. Die Köpfe befahl er Ihr: sie sollte sie nach dem Schloße mitnehmen und ihrem Vater zeigen. Sie fragte, ob er denn nicht selbst mit dahin gehen wolle? Nein, sagte er; er hätte ein Verbündniss mit seiner Schwester gemacht und dürfte nicht heiraten. Wenn sich aber seine Schwester veränderte, so wär er frei. Sie sollte Jahr und Tag auf ihn warten; wenn er dann nicht käme, so möchte sie einen Andern nehmen. Sie versprach, auf ihn zu warten bis er käme und schenkte ihm ihr Tuch und den Ring von ihrem Finger.

Darüber kamen Zwei von des Königs Officieren, die aus der Ferne zugesehen hatten und sich erst jetzt heran wagten, da der Drache verendet hatte. Die fragten sie, Wer den Drachen erschlagen hätte. Sie sagte, das hätte der Jäger, der eben von ihr gegangen wäre. Wie er heiße, das wiße sie nicht: sie habe ihn früher nie gesehen, noch auch sein schwarzes Hündlein. Da sagten die Officiere, sie müße ihnen schwören zu sagen, Sie wären es, die sie von dem Drachen erlöst hätten; sie würden sie sonst hier auf der Stelle umbringen. Da muste sie den Eid leisten, damit sie am Leben bliebe. Wie sie nun an das Schloß ihres Vaters kamen, war da große Freude über ihre Erlösung. Der König sagte, nun müße er sie, wie er versprochen habe, Einem von den beiden Officieren zum Gemahl geben, welcher ihr am Meisten gefiele. Da muste sie versprechen, Einen von ihnen zu heiraten, hielt sich aber Jahr und Tag darüber Bedenkzeit aus.

Unterdessen kam der Jäger mit seinem Hündchen wieder nach Hause, ohne daß ihn seine Schwester oder sonst Jemand vermisst hatte. Als dann das Frühjahr kam, zogen sie wieder aufs Land. In der Stadt aber hatte seine Schwester eine Bekanntschaft gemacht und wollte ihren Bruder nichts davon wißen laßen. Ihr Liebhaber drang alle Tage auf die Heirat; sie sagte aber, das könnte nicht geschehen so lang ihr Bruder lebte. Da meinte aber der Liebhaber: den wollten sie schon aus dem Wege räumen. Wenn er heute von der Jagd nach Hause käme, sollte sie sich krank stellen und wenn er am Morgen an ihr

Bette käme, nach ihrem Befinden zu fragen, sollte sie vorgeben, sie hätte geträumt, im Wald sei eine Wolfshöhle: wenn sie von der Milch der Wölfin tränke, würde sie gesund. Wenn er das hörte, würde er ihr die Milch holen wollen und das wär sein Unglück. Als er nun nach Hause kam, lag sie zu Bette: er kam zu ihr und fragte: Wie geht es dir, Schwester? Sehr schlecht, sagte sie; ich habe auch nichts für dich zu eßen bereit. Das thut nichts, sagte er; wenn du nur wieder gesund wirst. So gieng er hungrig schlafen; am Morgen aber kam er wieder an ihr Bette und fragte: Wie geht es dir, Schwester? Sehr schlecht, sagte sie; ich habe aber einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, so erzähle doch. Im Wald sei eine Wolfshöhle: wenn ich von der Milch der Wölfin tränke, würde ich gesund. Da nahm er alsbald sein gutes Schießgewehr und sein schwarzes Hündlein hinter sich und machte sich auf den Weg. Es war aber eine Tagereise weit. Als er fort war, kam sogleich der Liebhaber herbei: sie kochten und brieten und thaten sich gütlich. „Der kommt so bald nicht wieder," meinte der Liebhaber: „da laß ich die Wölfe sorgen!"

Unterdessen kommt der Jäger vor die Wolfshöhle: da geht die alte Wölfin ihm entgegen und legt sich vor seine Füße nieder. Da nimmt er sein Fläschchen, melkt es voll und steckt es zu sich. Als er aber heimgehen will, folgt ihm die Wölfin nach und geht geduldig hinter ihm drein mit seinem schwarzen Hündlein. Darüber kommt auch der Wolf mit dem jungen Welf an: die laufen ihm auch nach, so daß der Thiere vier

waren, die Wölfin, der Wolf, das Welfchen und sein schwarzes Hündlein. Wie er nun bald zu Hause ist, guckt seine Schwester zum Fenster hinaus, sieht ihn von fern kommen und ruft: Da kommt mein Bruder und hat drei Wölfe hinter sich mit seinem schwarzen Hund. Das hat nichts zu sagen, ruft der Liebhaber; nur gleich ins Bett! Da versteckte er sich in die Nebenstube; sie aber legte sich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, sagt er: Guten Abend, Schwester, hier bring ich dir die Milch. Das ist gut, Bruder; aber die Thiere hättest du daheim laßen sollen. Ach, sagte er, die laufen mir nach wie mein Hündlein: das macht mir solche Freude. — Nun hab ich aber nichts für dich zu eßen. — Das thut nichts, Schwester; wenn du nur wieder gut wirst. So geht er hungrig schlafen; am Morgen aber kommt er an ihr Bette und fragt wie es ihr gienge. Etwas beßer, Bruder. So wolle er heute zu Hause bleiben und nach Tische mit ihr spazieren gehen. Nein, er müße fort auf die Jagd: sie hätte nichts mehr für ihn zu eßen. Wie er nun auf die Jagd geht, kommt der Liebhaber wieder zum Vorschein und lebten die Zwei lustig und guter Dinge und überlegten wie sie ihn los würden. Im Wald sei eine Löwenhöhle, sagte der Liebhaber: wenn sie ihn dahin schickte, so werde er wohl nicht wieder kommen: dafür ließe er die Löwin sorgen. Als er nun nach Hause kam, hatte sie sich wieder zu Bette gelegt und sagte, sie wär sehr krank, hätte auch nichts für ihn zu eßen. Das thut nichts, Schwester; wenn du nur beßer wirst. So gieng er wieder hungrig

schlafen. Am andern Morgen kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Sehr schlecht, Bruder! Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald sei eine Löwenhöhle; wenn ich von der Milch der Löwin tränke, würd ich gesund. Ach Schwester, so will ich sehen, daß ich sie bringe. Er sollte aber doch die Thiere daheim laßen. Ach Schwester, die sind ja meine einzige Freude: auf Schritt und Tritt laufen sie mir nach wie mein Hündlein. Als er nun fort war, kroch ihr Liebhaber aus seinem Versteck hervor; sie kochten und brieten und lebten wieder lustig und guter Dinge. Er hatte unterdes sein gutes Schießgewehr und die vier Thiere hinter sich genommen. Es war aber zwei Tagereisen bis an die Löwenhöhle. Als er nun dahin kommt, geht die alte Löwin heraus ihm entgegen und legt sich vor seine Füße nieder. Er nimmt sein Fläschchen, melkt es voll von der Milch und steckt es zu sich. Als er aber heim geht, folgt ihm die Löwin und geht geduldig hinter ihm drein und auch der alte Löwe und das junge Löwenwelfchen laufen ihm nach, daß er seine Freude dran hat. Wie er nun bald zu Hause war, guckt seine Schwester zum Fenster hinaus und sieht ihn kommen und ruft ihrem Liebhaber zu: Da ist mein Bruder und hat drei Wölfe bei sich, drei Löwen und seinen schwarzen Hund. Der Liebhaber sagte: Das hat nichts zu sagen, lege dich nur gleich zu Bette und morgen früh, wenn er zu dir kommt, sag ihm, du hättest einen wunderlichen Traum gehabt. Da wär eine Mühle im Walde und darauf eine Ziege: wenn du von deren Milch

hättest, so würdest du gesund. Auf der Mühle ist aber eine Hexe, die wird ihm gleich den Hals herum drehen. Damit gieng der Liebhaber und versteckte sich; sie aber legte sich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, sagt er: Schwester, hier hab ich von der Löwenmilch. Das ist gut, Bruder, sagte sie und stellte sich sehr krank. Aber die garstigen Thiere hättest du daheim laßen sollen. Ach, seufzte er, das ist ja meine einzige Freude. Sie laufen alle hinter mir drein wie mein Hündlein. — Ich habe aber auch nichts für dich zu eßen. — Das thut nichts, Schwester; wenn du nur Morgen wieder gut bist. Da gieng er hungrig schlafen; am Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz schlecht, Bruder! die abscheulichen Thiere haben mich so erschreckt, daß ich nicht schlafen konnte. Doch habe ich einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald ist eine Mühle und eine Ziege darauf; wenn ich von deren Milch hätte, würd ich gesund und nie wieder krank. Ach, Schwester, du treibst deinen Spott mit mir. Nein, es wär ihr Spott nicht, es wär ihr Ernst. So wollte er sehen, daß er die Milch bekäme. Ja, aber die Thiere müste er abschaffen, davor entsetze sie sich. Ach, sagte er, die thun ja Niemand was zu Leide. Es wird mir schwer sie zu laßen. Damit nahm er sein gutes Schießgewehr und die sieben Thiere hinter sich und trat die Reise an. Es war aber drei Tagereisen hin und zurück. Wie er nun bald an der Mühle ist, ruhte er sich erst ein Bißchen an einem Brunnen unter der Linde. Darüber fielen den Thieren

die Augen zu; nur sein schwarzes Hündlein, das Wacker hieß, wedelte noch mit dem Schwanze bis es zuletzt auch einschlief. Ei, denkt er, die ruhen sich aus: da willst du hinlaufen und sehen ob du die Milch haben kannst. Wie er nun an die Mühle kommt, hatte die Alte ihn schon von ferne gesehen und rief ihm zu: Kommt nur herein, ich weiß schon was ihr wollt. Hier ist die Milch. Aber wo euch so viel geschehen ist, mag euch noch mehr widerfahren. Davor hütet euch! Er dankt der alten Frau ohne weiter auf ihre Warnung zu achten, gießt die Milch in sein Fläschchen und geht fort; aber statt auf die Thiere anzugehen, nimmt er einen andern Weg. Wie er nun bald zu Hause ist, guckt die Schwester zum Fenster heraus und ruft ihrem Liebhaber zu: Da kommt mein Bruder; aber die Thiere hat er nicht mehr bei sich. Da sagt der Liebhaber: Nun können wir ihn nicht anders los werden, wir müßen ihm den Hals abschneiden. Er rieth ihr auch wie sie sich anstellen sollte, damit sie ihm Hände und Füße zusammenbrächte; für das Uebrige wollte er dann wohl sorgen. Wie er nun ins Haus kam, hatte sie sich wieder ins Bett gelegt und als er fragte wie es ihr gienge, sagte sie: Sehr schlecht, Bruder. — Sieh, hier bring ich dir die Ziegenmilch. Das ist gut, Bruder: nun werd ich wieder gesund. „Meine Thiere hab ich aber alle verloren; auch das schwarze Hündlein.“ Nun, das ist gut, Bruder. „Ja,“ sagte er, „wenn du wieder gut wirst, kann ichs verschmerzen.“ Ich hab aber nichts für dich zu eßen. „Das thut nichts, Schwester.“ So gieng er schlafen; am

Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz gut, Bruder, sagte sie. Darüber hatte er eine kindische Freude. Nun, heute werd ich doch wohl zu Hause bleiben. Ja, sagte sie, bleibe heute hier und ruhe dich aus. Wie es nun bald Mittag wurde, sagte sie, sie fühle sich beßer und wolle ein wenig im Garten spazieren gehen. Da will ich dich begleiten, Schwester! Wie sie nun durch den Garten gehen, sagt sie zu ihm: Wollen wir einmal spielen wie wir früher gespielt haben, als wir noch Kinder waren? Ach, sagte er, die Kinderspiele waren wohl schön; aber andere Zeiten, andere Sitten! Sie ließ aber nicht nach bis er endlich fragte was sie denn spielen sollten. Weist du noch, sagte sie, wie ich dir Hände und Füße zusammenband? Dann stecktest du die Füße durch die Arme und ließest dich durch den Garten kugeln. Nun, wenn es dir Freude macht, sagte er, hier lieg ich schon im Grase. Wie sie nun am Binden war, band sie so fest, daß er sich beklagte, es thue ihm weh. Ja, sagte sie, wenn es nicht fest ist, so hilft es nicht. Nun konnte er aber die Beine nicht selbst durch die Arme bringen: da half sie ihm, daß er hindurch kam. So, sagte sie: nun sieh einmal, ob du dich selber rollen kannst. Nein, Schwester, ich kann mich nicht bewegen. Da ließ sie ihn liegen und holte ihren Liebhaber: der kam mit einem großen Meßer gesprungen. Als er das sah, wuste er wohl was sie im Schilde führten und sagte, er wollte auch gerne sterben, da er seine Thiere verloren hätte. Sie sollten ihm nur als einem alten Waidmann gestatten, auf

seinem Pfeifchen noch einmal sein Leibstück zu blasen. Das sollte ihm unversagt sein, sagte der Liebhaber, löste ihm die Binde von den Händen und hieß ihn blasen. Machs aber kurz, Bruder, sagte sie. Da fieng er an zu blasen und wie die Vögel aus der Luft kamen seine Thiere vor den Garten gerannt und setzten über die Hecke. Als sie ihn gebunden liegen sahen, sprang der Löwe dem Liebhaber, der Wolf der Schwester an die Kehle und rißen sie in tausend Fetzen. Ihm aber zerbißen sie die Bande und wollten nicht aufhören ihm zu liebkosen.

Nicht lange darauf gieng er mit seinen Thieren nach der Stadt, als das Jahr eben verlaufen war, das er der Königstochter zum Ziel gesetzt hatte. Er kehrte wieder bei dem Metzger ein, wo er Winters zu wohnen pflegte. Ueber Tisch fragte er, was es denn Neues gebe. Nichts, sagte der Metzger, als daß die Königstochter heute Hochzeit macht. Wer ist denn der Bräutigam? Einer von des Königs Officieren, die den Drachen erschlagen haben. Ei, da wird es ja hoch her gehen; wenn wir nur auch etwas hätten von dem Hochzeitsmal. Ja, sagte der Metzger, davon werden wir beiden wohl nichts bekommen. Wer weiß? sagte er; wenn es eine Wette gälte, die der Mühe werth wäre, wollt ich uns wohl vom besten Wein und Braten verschaffen. Der Metzger sagte, er wollte die zwanzig besten Ochsen in seinem Stalle missen, wenn er das zu Wege brächte. Es gilt, sagte der Jäger: die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten soll für uns vor dem König hinweggenommen werden. Da rief er dem Wolf, band ihm das Tuch der

Königstochter um den Hals und hieng einen Korb daran mit einem Brieflein, worin er um die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten von dem Hochzeitstische bat; sie müsten aber vor dem König für ihn hinweggenommen werden. Wie nun der Wolf zu ihr kommt, und sie ihr Tuch erkennt, liest sie das Brieflein, besorgt sogleich Alles was darin stand, legt es in den Korb und schickt den Boten wieder ab. Als darauf der Wolf zurückkommt und Wein und Braten bringt, thun sie sich am Tische gütlich damit. Der Wein war köstlich und stieg dem Metzger so zu Kopfe, daß er die zwanzig besten Ochsen verschmerzte. Als der Braten verzehrt war und die Flasche leer, sagte der Jäger, nun müste er aber auch von dem Nachtisch haben. Der Metzger sagte, er hätte noch zwanzig feißte Ochsen im Stall: die wollte er verwetten, daß er weiter nichts bekäme. Es gilt, sagte der Jäger: wenn der Nachtisch ausbleibt, sind die zwanzig besten Ochsen wieder euer. Da nahm er den Löwen, band ihm das Tuch um den Hals, hieng den Korb daran und bat in einem Brieflein um einen Teller von dem Nachtisch; er müße aber vor dem König hinweggenommen werden. Die Officiere hatten unterdes die Wachen verdoppelt und Befehl gegeben, daß nichts mehr hindurchgelaßen würde. Als aber der Löwe kam, stoben die Wächter auseinander und ließen ihn hindurch zu der Königstochter. Die liest das Briefchen und schreibt ein anderes: er möchte doch so schnell als möglich selber kommen. Das legt sie in den Korb mit Allem was er verlangt hatte. Als nun der Löwe zurückkommt, liest

der Jäger das Brieschen und sagt zu dem Metzger, die vierzig Ochsen hätte er nun gewonnen; er schenke sie ihm aber wieder, denn jetzt wolle er hingehen und König werden.

Unterdessen hatten die Officiere die Wache verdreifacht und den Befehl verschärft, Niemand hindurch zu laßen. Als aber der Jäger kam mit dem Hündlein, den drei Wölfen und drei Löwen, geht er gerade hindurch und stört sich an nichts. Wie er in den Saal kam, stand die Königstochter auf, nahm ihn bei der Hand und rief: Lieber Vater, dieß ist der Mann, der mich erlöst hat; den Officieren habe ich schwören müßen zu sagen, Sie hätten es gethan: sie hätten mich sonst umgebracht. Aber gezwungener Eid ist Gott leid. Der König sagte: Wie ist das möglich? Man hat mir doch die sieben Drachenköpfe zum Wahrzeichen gebracht. Da sagte der Jäger: Herr, laßt die Köpfe herbeibringen und nachsehen ob auch Zungen darin sind. Das geschah: die Köpfe wurden gebracht; aber Zungen fanden sich nicht darin. Da nahm er die Zungen aus seinem Taschentuch hervor und sagte: Seht zu, ob diese passen. Da befand es sich so. Da sagte der König: Köpfe ohne Zungen sind Zeugen ohne Lungen. Er möchte nun den Officieren selber ihr Urtheil finden. Er möchte sie verhungern laßen oder was ihm sonst beliebte. Da sagte der Jäger: Verhungern ist ein harter Tod. Man soll ihnen das Land verbieten: damit seien sie hart genug bestraft. Dann hat er sich zu Tische gesetzt mit der Königstochter und hat Hochzeit gemacht und nach des Königs Tod ist er selber König geworden und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch.

21. Erst ein Loch und dann eine Thüre.

In einem Dorfe ließen die Bauern mit Genehmigung des Bischofs eine Kirche bauen. Als sie nun fertig stand, konnte Niemand hinein, und es war so gut als hätten sie gar keine Kirche gehabt. Da hielten die Bauern Rath, was zu thun sei und beschloßen endlich, einen von ihnen zum Bischof zu schicken, damit dieser riethe wie da zu helfen sei. Die Wahl fiel auf den Schultheiß, der sich auch alsbald auf den Weg machte und dem Bischof die Sache vortrug, wie die Kirche gebaut sei, aber Niemand hineinkönne: er werde wohl zu sagen wißen wie da zu helfen sei. Der Bischof fertigte ihn kurz ab und sagte: „Erst ein Loch und dann eine Thüre!" Der Schultheiß merkte sich das und sagt auf dem Heimweg immer vor sich hin: Erst ein Loch und dann eine Thüre! denn er fürchtete immer, er möchte es unterwegs vergeßen. Wie er nun so einen Fuß vor den andern setzte und dabei mit geschloßenen Augen murmelte: „Erst ein Loch und dann eine Thüre, erst ein Loch und dann eine Thüre!" kam er an einen Graben und pardauz! lag er drinnen. Es war ein harter Fall gewesen, er fühlte es in allen Gliedern, denn er konnte sie kaum mehr rühren. Endlich

erholte er sich doch noch so weit, daß er wieder aufstand, Stock und Hut zusammensuchte und sich aus dem Graben hervorarbeitete. Wie er sich nun langsam weiter schleppte und endlich das Dorf erreichte, fand er die Gemeinde vor der Kirche versammelt. Nun, Herr Schultheiß, sagten die Bauern, ihr seid beim Bischof gewesen: sagt an, was er uns melden läßt. Ja, sagte der Schultheiß, ich bin beim Bischof gewesen, er hat mir auch Bescheid gegeben mit einem kurzen Spruch, den ich wohl behalten und nicht vergeßen habe bis ich an den Graben kam, wo der Weg hindurch führt, ihr wißt wohl: da bin ich aber gestolpert und über dem Stolpern ist mir der Spruch entfallen. Mir thaten die Glieder zu weh von dem Fall und der langen Wanderschaft, sonst hätt ich nachgesehen: ich mein aber, er müste noch da liegen. So laßt uns hingehen und suchen, riefen die Bauern; Ihr, Herr Schultheiß, bleibt nur hier unter der Linde sitzen und ruht euch aus; wir wollen ihn schon finden. Da machten die Bauern sich auf den Weg und kamen an den Graben, suchten da lange, fanden aber nichts. Vielleicht ist es in den Boden geschlagen, riefen die Schöffen: ihr müßt hingehen und Schaufeln holen, daß wir nachgraben können. Die Bauern liefen also Schaufeln holen und fiengen dann an zu graben. Inzwischen hatte der Schultheiß sich ausgeruht; weil aber die Bauern nicht zurückkamen, dachte er, du willst doch sehen was sie machen. Wie er nun hinkam, sah er, daß sie ein tiefes Loch gegraben hatten. Darüber fiel ihm ein Theil des Spruchs wieder ein. Da sagte er zu den Bauern:

Hier hab ichs jetzt gefunden: der Bischof hat gesagt, wir sollten ein Loch machen. Er meinte aber nicht, hier bei dem Graben, in die Kirche meinte er. Ja, riefen die Bauern, so wirds sein, ein Loch in die Kirche, wodurch man hinein kann: das ist ein guter Rath! Der Bischof ist doch ein grundgelehrter Mann! Also giengen sie hin und machten ein Loch in die Kirche, und von Stund an konnten sie darin ihren Gottesdienst halten. Nun gieng aber einmal die Procession aus der Kirche rings um das Weichbild des Dorfs und als die Procession zurückkehrte, ward ein Hase aufgescheucht, der lief vor ihr her und nahm seinen Weg nach der Kirche und fand da das Loch und rettete sich vor den Bauern, die immer hinter ihm drein waren, durch das Loch in die Kirche. Nun galt es den Hasen zu fangen; der sprang aber hin und her, vom Chor ins Schiff und vom Schiff ins Chor, und weil noch immer neue Bauern durch das Loch in die Kirche kamen, konnte er da nicht hinaus. Nun war der Schultheiß ein sehr kluger Mann, denn als jetzt die Bauern alle in der Kirche waren, fürchtete er, der Hase möchte ihnen durch das Loch entspringen und dann hätten sie zu Mittag keinen Braten gehabt. Er befahl also dem ältesten Schöffen, eine Egge vor das Loch zu stellen. Das geschah und nun begann die Jagd aufs Neue, der Hase sprang hin und her, als er aber an die Egge kam, wupp! war er zwischen den Zähnen durch. Da sagte der Schultheiß: Wenn wir nun Bretter nähmen und sägten sie durch, und setzten viereckige Brettchen zwischen die Zähne der Egge, so könnten uns ein

andermal die Hasen nicht mehr entwischen. Also wurde die Egge zum Schreiner getragen; der setzte viereckigte Brettchen zwischen die Zähne der Egge und ließ sie dann an die Thüre schlagen. Der Schultheiß gieng hin, um nachzusehen, ob es nun gut sei, und war ganz zufrieden. Nun fiel ihm auch ein, daß der Bischof gesagt hatte: Erst ein Loch und dann eine Thüre! Und nun war ja ein Loch und eine Thüre. Seitdem haben die Bauern in ihrer Kirche die beste Jagd und fangen die Hasen bei lebendigem Leibe.

22. Wer hats gebaut?

Es war einmal ein Kaiser, der ließ ein großes Münster prächtig erbauen aus seinem Gute und zugleich ein Gebot ausgehen, daß bei Leibe Niemand zu seinem Münster beisteuern sollte, denn er wollt es allein bauen. Als es nun fertig stand, befahl er in großen goldenen Buchstaben seinen Namen vor die Hochpforte zu setzen, und daß Niemand dazu gesteuert hätte als Er. Das geschah; aber in der Nacht verschwand sein Name und an der Stelle stand am Morgen der Name einer alten Frau: die hätte ganz allein das Münster erbauen laßen. Als der König das hörte, verwunderte er sich sehr und befahl, den Namen der alten Frau zu tilgen und seinen dafür wieder hinzusetzen. Das geschah; aber am andern Morgen war sein Name wieder verschwunden und stand der Name der alten Frau an der Stelle. Das geschah dreimal. Da gieng der König in sich und fragte: Wer die alte Frau wäre, und befahl, daß man sie vor ihn brächte. Als sie nun vor ihn kam, sprach er: Liebe Frau, seid so gut und sagt mir, wie das kommt, daß euer Name immer vor dem Münster steht; ich dachte doch, ich hätte es allein erbauen laßen. Es muß aber wohl Gottes

Wille so sein. Also sagt mir, habt ihr je zu dem Münster gesteuert? Es soll euch darum nichts zu Leide geschehen. Da sprach die alte Frau: Nehmts nicht ungnädig, Herr Kaiser. Ich bin eine arme alte Frau und muß mein tägliches Brot mit Spinnen erwerben. Ich hätte aber doch gerne zu dem Gotteshause gesteuert, wenn Ihr es nicht verboten hättet. Indes konnte ich es doch nicht über mein Herz bringen gar nichts zu thun. Da kaufte ich ein Paar Pfund Heu und streute es den Pferden, die die Steine herbeizogen. Als der König das hörte, sah er wohl, das Opfer der armen alten Frau sei Gott wohlgefälliger gewesen als all sein Aufwand und nahm sich vor, ihren Namen ruhig stehen zu laßen. Sobald er sich so bedacht hatte, verschwand der Name der alten Frau und stand seiner an der Stelle.

23. Schlauer als der Teufel.

Es war einmal ein redlicher Bauersmann, der lebte mit seinem Weibe so einträchtig und gottgefällig, daß er allen Nachbarn ein Muster und eine Freude war. Aber dem Teufel war es ein Herzeleid; vergebens versuchte er seine Künste, die Liebe und Treue der beiden glücklichen Eheleute zu Falle zu bringen. Als er einst mürrisch darüber am Wege saß, fragte ihn im Vorübergehen ein altes Weib, warum er denn so ingrimmig aussehe? Da sagte er: Ach, ihr könnt mir doch nicht helfen. Wer weiß? sagte sie: bei mir ist guter Rath noch nie theuer gewesen. Da klagte er ihr sein Leid, wie er die zweie Eheleute nicht auseinander zu bringen wüste. Als sie das hörte, schalt ihn das böse Weib, daß er ein so dummer und unbeholfener Teufel sei. Für einen guten Lohn, sagte sie, wollte sie es schon zu Stande bringen, daß sein Wunsch sich erfülle. Da versprach ihr der Teufel ein Paar neue Schuh dafür. Als sie nun handelseins waren, gieng das böse Weib alsbald zu der guten Frau hin und sagte ihr mit traurigem Gesicht und als eine theilnehmende Freundin, ihr Mann übe große

Untreue an ihr, indem er sich heimlich mit andern Weibern einlaße. Aber das wollte ihr die gute Frau durchaus nicht glauben, ob ihr jene gleich Leib und Gut für die Wahrheit ihrer Aussage verpfändete.

Da sprach das böse Weib zu ihr: So folgt wenigstens meinem Rath und wenn es nichts nützt, so kanns doch nicht schaden. Heute Nacht, wenn euer Mann bei euch eingeschlafen ist, schneidet ihm eine Locke aus seinem Bart: dann dürft ihr darauf zählen, daß er jedes andere Weib haßen und euch allein getreu bleiben wird. Das versprach ihr die gute Frau zu thun und dankte der Alten für ihren Rath.

Die böse Hexe eilte nun zu dem Manne, der auf dem Felde hinter dem Pfluge gieng. Euch wundert vielleicht, hob sie an, daß ich euch hier aufsuche; aber euch droht große Gefahr von euerm Weibe, und ihr seid mir ein lieber Mann: darum will ich euch gewarnt haben.

Der Mann wollte ihr mit Schlägen danken, daß sie sein Weib so verleumde; aber die Alte fuhr fort: Ich hörte sie ihrem Buhler geloben, euch heute Nacht im Schlafe den Hals abzuschneiden. Darum hütet euch wohl, nicht in Schlaf zu fallen, sondern haltet euch wach und macht sie glauben, daß ihr schlieft; dann mögt ihr sehen ob ich die Wahrheit rede.

Der betrogene Mann, ob er gleich dem bösen Weibe nicht glauben wollte, that dennoch wie ihm gerathen war und als die gute Frau meinte, daß er schliefe, kam sie mit einem blanken Schermeßer und begann ihm den Bart zu schneiden.

Da fuhr der Mann mit wüthendem Ingrimm auf und schlug sein gutes Weib so lange bis sie todt zu Boden stürzte.

In demselben Augenblick trat aber der Teufel zu dem bösen Weibe und reichte ihr über den Bach an einem langen Stecken die versprochenen Schuhe und sprach: „Du kluge Frau, hier hast du deinen Lohn: nimm die Schuhe von dem Stecken, denn ich getraue mich nicht, dir zu nahen und laße dir die Meisterschaft.“

24. Des Teufels Schürenbrand.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der nicht gut thun wollte. In die Schule ließ er sich nicht schicken und arbeiten mochte er auch nicht. Der Vater klagte dem Pastor sein Leid: da sagte der: Ich brauche gerade einen Knecht und wills mit ihm versuchen: schick ihn zu mir. Wie er nun kam, befahl ihm der Pastor, aufs Feld zu gehen und Mist zu spreiten. Da werd ich mir nicht weh thun, sagte der Knecht. Nun, meinte der Pastor, es soll mich freuen, wenn es dir leicht von der Hand geht. Als er nun aufs Feld kommt, streckte er sich auf den Misthaufen und schlief ein. Gegen zehn Uhr gieng der Pastor hinaus, um zu sehen was er geschafft habe; hatte auch ein Butterbrot für ihn in die Tasche gesteckt. Da fand er ihn auf dem Misthaufen liegen und schnarchen. Du Faullenzer, rief er, so glaube ich wohl, daß du nicht müde wirst. Scher dich nach Hause: solch einen Knecht kann ich nicht brauchen. Ich hab es euch vorausgesagt, Herr Pastor, sagte der Junge, und trollte gemüthlich heim. Da fragte ihn der Vater, warum er nicht bei dem Pastor in der Arbeit sei. Hm, sagte der Junge, weil er mich nicht mehr haben will. Der Vater ward

zornig und sagte: So will ich dir einen andern Dienst suchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Komm mit, Tagedieb. Warum nicht? sagte der Junge, und gieng ruhig hinter ihm drein. Wie sie eine Strecke gegangen sind, begegnet ihnen ein feingekleideter Herr auf einem kohlschwarzen Ross. Wohinaus? Landsmann, fragte er den Bauer. O Herr, sagte der, da hab ich einen Schlingel von Jungen, der keinen Schuß Pulver werth ist: dem will ich einen Dienst suchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Ei Freund, sagte Jener, ihr müßt nicht so streng sein; es ist ja doch euer Sohn. Ich brauche gerade selbst einen Knecht: vermiethet mir den Burschen: er ist groß und stark und gefällt mir wohl. Von Herzen gern, sagt der Bauer. Was verlangt ihr für Lohn? fragte der Herr. — O gar keinen, ich bin froh, wenn ich ihn nur los werde. Nein, sprach der Herr, er soll Lohn bekommen nach seinen Diensten. Darauf wurden sie handelseins: der Bauer überließ seinen Sohn dem Fremden und gieng seines Wegs. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so verwandelten sich Reiter und Ross in einen ungeheuern Drachen, der faßte den Jungen beim Kragen und fuhr schnurstracks mit ihm zur Hölle. Als sie da unten waren, nahm der Teufel seine natürliche Gestalt an und fragte den Burschen, ob er auch wüste, wo er wäre? Nein, sagte der Junge, es ist mir auch Ein Teufel, wo ich bin. Du bist in der Hölle, sagte der Gottseibeiuns. Damit zeigte er ihm zwei ungeheure Keßel und zwei große Haufen Holz: damit müße er die Keßel heizen und brav Holz unterlegen, unter den

Einen noch mehr als unter den Andern. Es sind Seelen darin, die etwas Extras bekommen. Laß dir aber nicht beigehen, die Keßel aufzudecken, sonst dreh ich dir den Hals um und setze dich dafür hinein. Im Uebrigen sollst du hier nicht zu klagen haben. Ich muß jetzt verreisen: mach deine Sachen gut, denn wenn ich wieder komme, wird es heißen: Wie der Dienst, so der Lohn! Damit setzt' er sich auf seinen Rappen und ritt hinaus. Der Junge machte sich nun rüstig an sein Amt und heizte, daß es eine Art hatte und unter den Einen Keßel legte er doppelt so viel Holz als unter den Andern. Den Hals mochte er sich doch nicht umdrehen laßen; auch wär er nicht gern fortgeschickt worden, denn es war ein herrliches Leben in der Hölle: alle Tage frische Wurst und Schinken. In dem Einen Keßel aber wimmerte und stöhnte es gar erbärmlich: da hätte er doch gerne gewust, wer das beste Extra bekäme. Auch kam ihm die kreischende Stimme so bekannt vor. Ehe er aber den Deckel aufhob, machte er mit Kreide einen Strich rund um den Keßelrand, damit er wüste, wie tief er den Deckel wieder drauf senken müße. Wie er ihn nun aufhebt, sieht er seine Großmutter in der Brühe sitzen. Ach Karl, fängt die an zu jammern: wie kannst du doch so unbarmherzig heizen! Denkst du denn gar nicht mehr daran, wie ich dir einmal heimlich, als du hungrig schlafen gehen mustest, zwei Butterbrote ans Bett brachte? — „Und wie du mir einmal den Hintern besehen hast," sagte er, „daß ich acht Tage nicht mehr drauf sitzen konnte. Dafür sollst du nun schmoren." Da ließ er den Deckel wieder

drauf und heizte desto beßer und nahm noch Holz von dem Haufen, der für den andern Keßel bestimmt war, und legte es unter den seiner Großmutter. So gieng ein Jahr vorüber: da kehrte der Teufel zurück und besah sich Alles: die Holzhaufen und die Keßel. Weil aber der Strich unter dem Keßelrand nicht weggewischt war, merkte er Lunte und sagte: Ich wuste wohl, daß du hineinkucken würdest. Es ist nur dein Glück, daß du kein Mitleid gehabt und desto beßer geheizt hast, sonst dreht' ich dir den Hals herum. Ich will dir aber jetzt einen leichtern Dienst anweisen. Damit führte er ihn in den Stall: da standen zwei Pferde, ein schwarzes und ein weißes. Dem schwarzen müße er Heu und Hafer geben; dem weißen aber Disteln und Dornen. Darauf gieng der Teufel hinaus und ließ sich lange Zeit nicht mehr sehen. Karl versah nun seinen Dienst treulich: dem schwarzen Pferde gab er Hafer und Heu, dem Schimmel Disteln und Dornen; manchmal aber doch, weil ihm das schöne Thier gar zu leid that, einen Ranft von seinem Brot. Da sah es ihn eines Tages an und begann zu sprechen und sagte: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Disteln und Dornen: ich will dir auch sagen, wann es Zeit ist. Als Karl hörte, daß der Schimmel sprechen konnte, faßte er ein Vertrauen zu ihm und folgte seinem Rathe. Da geschah es, daß der Schimmel sich erholte und bald so schön ward, daß Karl meinte, er hätte nie ein edler Pferd gesehen; der Rappe aber schrumpfte zusammen und ward noch häßlicher als zuvor. Da kam eines Tags der Teufel in den Stall und merkte gleich an den Pferden, was mit

ihnen vorgegangen war. Er fluchte und wetterte gewaltig. Wenn du dich das noch einmal unterstehst, so geht es dir gerade wie diesen da.

Als der Teufel aber weggieng, sagte der Schimmel wieder zu ihm: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Disteln und Dornen. Das that Karl und der Schimmel fuhr fort: „Nun will ich dir auch sagen, daß die Zeit gekommen ist.“ Der Teufel muste nämlich heute eine Stunde auf dem Pechstuhle sitzen, und wenn er gleich einen andern Knecht gehabt hätte, so wär es um den Burschen geschehen gewesen. Das wuste der Schimmel und sagte zu Karl: Geh jetzt in das erste Zimmer rechts, da steht ein Brunnen, darein tauche den Kopf. Der Bursche gieng, gerieth aber in ein unrechtes Zimmer und zwar gerade in das, wo der Teufel auf dem Pechstuhle saß. Als er den Burschen sah, rückte und rüttelte er hin und her, konnte aber nicht loskommen. Erschrocken fuhr Karl zurück, erkannte seinen Irrthum und fand jetzt das richtige Zimmer. Da tauchte er den Kopf in den Brunnen und kam mit goldenen Haaren zurück in den Stall. Jetzt ist es Zeit, sagte der Schimmel, sattle mich und reite davon so schnell du magst. Erst aber gehe noch in des Teufels Schlafzimmer: da steht ein Tisch, davon nimm Bürste, Spiegel und Waßerflasche. In der Schublade findest du drei Nüße, die steck zu dir, nimm auch den Mantelsack, der unter dem Tische liegt, und komm schnell zurück. Karl that, wie ihm geheißen war, kam zurück, bestieg den Schimmel und trabte lustig zum Höllenthor hinaus. Als er

eine Weile geritten war, sagte der Schimmel: Nun sieh einmal hinter dich. Der Junge that es und bemerkte mit Schrecken, daß der Teufel auf dem schwarzen Ross nachsetzte und sie fast schon eingeholt hatte. Da rief er: Lauf, Pferdchen, lauf, sonst sind wir verloren. Der Schimmel griff aus und sagte zu Karl: Wirf die Bürste hinter dich! Karl that es: da gab es einen Wald so dicht, daß keine Katze hindurch konnte: der Teufel muste zurück, Arbeiter zu holen, die ihm erst eine Straße durch den Wald hieben. Als diese mühsam gebahnt war, setzte der Teufel den Flüchtigen nach und trotz dem guten Vorsprung, den sie gewonnen hatten, hätte er sie fast eingeholt. Sieh einmal hinter dich, sagte der Schimmel. Karl that es und sah den Teufel ihm fast auf den Hacken. Pferdchen lauf, rief er, oder wir sind des Todes. Wirf den Spiegel hinter dich, rieth der Schimmel. Karl that es und sieh, es gab einen breiten See: der Teufel konnte nicht hinüber und muste zurück in die Hölle, Arbeiter zu holen, die ihm eine Brücke legten. Aber schnell waren die gefällten Stämme berappt, Pfähle eingerammt, die Balken darüber gelegt und donnernd ritt der Teufel über die Brücke den Flüchtigen nach. Nicht lange währte es, so hatte er sie wieder im Gesichte. Sieh einmal hinter dich, rief der Schimmel. Der Junge sah um, gewahrte den Verfolger und rief: Tummle dich, Pferdchen, tummle dich! er ist uns auf den Fersen. Der Schimmel griff aus und rief: Wirf die Flasche hinter dich. Karl that es: da gab es einen himmelhohen Glasberg. Dreimal versucht es der Teufel vergebens, hinüber

zu reiten: immer glitt er wieder hinunter. Da ritt er zurück, stellte seinen Rappen in den Nothstall und ließ ihm scharfe Hufeisen auflegen. Nun konnte er den Glasberg überreiten. Wie er aber hinüber war, sah er die Flüchtlinge schon bei dem Grenzgraben seines Reichs. Wüthend drückte er dem Rappen die Sporen in die Seiten ein; der hatte aber so lange Distel und Dornen gefreßen, daß er nicht konnte wie er wollte. Doch hätte sie der Teufel noch eingeholt: schon streckte er die langen Klauen gierig nach dem Reiter, als ihn der Schimmel mit einem mächtigen Satz über den Scheidegraben in Sicherheit brachte. Grinsend und knirschend muste der Teufel in die Hölle zurück.

Der Sorge ledig trabte nun Karl gemächlich weiter und kam bald in ein ander Land. Schon zeigte sich in der Ferne Schloß und Hauptstadt. Da sprach der Schimmel zu ihm: Binde mich in dieser hohlen Weide fest und geh ins Schloß, Dienste zu suchen. Die geringste Stelle, die du offen findest, laß dir gut genug sein. Hier im Mantelsack findest du eine Flöte: die mag dir die Weile kürzen. Verbirg aber deine goldenen Haare wohl und halte dir täglich eine Stunde frei, mir Futter zu bringen. Karl that, wie ihm geheißen war, gieng aufs Schloß und fragte, ob sie keinen Burschen brauchten. Da hieß es, es sei keine Stelle frei als die des Schweinehirten. Die nahm er an, hütete am Tage seine Heerde und kam alle Morgen, seinen Schimmel zu füttern. Abends setzte er sich vor das Schloß und spielte auf seiner Flöte. Das hörte

die Königstochter gerne: da gieng sie auch manchmal am Tag hinaus, ihn spielen zu hören. Einmal fand sie ihn schlafend: da hieng eine goldene Locke aus seiner Mütze hervor. Er erwachte aber, als sie näher kam und versteckte sie schnell. Nach einiger Zeit starb der Gärtner: da meldete Karl sich um die Stelle und erhielt sie. Nun sah er die Königstochter täglich, wenn sie im Schloßgarten spazieren gieng und bei seinen Beeten verweilte. Ihm gerieth Alles beßer: seine Blumen blühten höher und schöner, und kein Anderer durfte ihr einen Strauß pflücken. Eines Tags sagte sein Schimmel zu ihm: Du bist nun Gärtnerbursch; du must aber auch Gärtner werden. Folge meinem Rathe: sattle und sprenge mich, wenn der König mit seiner Tochter auf der Jagd ist, durch den Garten über die Beete. Das that Karl und setzte mit seinem Schimmel lustig über die Blumen, bis Alles zertreten ward, was der alte Gärtner in seiner Pflege hatte. Dieser war dem Burschen schon lange gram: als er aber sah, daß er seine Pflanzungen zerstörte, ward er zornig und verklagte ihn bei dem König, als er eben mit seiner Tochter von der Jagd zurückkehrte. Er fand auch williges Gehör: der König befahl, den Burschen mit Hunden aus dem Hofe zu hetzen. Aber die Königstochter sagte: Das ist recht und billig, lieber Vater, wenn er unsern Garten zerstört hat; aber laßt uns doch erst hineingehen und sehen, ob es auch wahr ist: ich kann es nicht glauben. Wie sie aber in den Garten kamen, zeigte sich keine Spur von Zerstörung mehr: Alles grünte und blühte schöner als je zuvor, viel seltene Blumen

und Stauden prangten, die man da nie gesehen hatte, und Alles war frisch begoßen bis auf die Beete des Gärtnerburschen, denen dieser eben auch Waßer zutrug. Da erzürnte der König über die Verläumdung, gab dem alten Gärtner den Abschied und dem fleißigen Burschen die erledigte Stelle.

Nun geschah es, daß ein benachbarter Fürst das Reich mit Krieg überzog und der König an der Spitze seines Heeres ihm entgegenrückte. Als es zum Treffen kam, ward der König hart gedrängt. Da sagte der Schimmel zu Karl: Der König ist in Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Eben liegt er am Berge auf den Knieen und fleht Gott um Hülfe an. Geh jetzt schnell zu der Königstochter und bitte sie um Erlaubniß, die Schlacht mit anzusehen. Dann komm zurück und öffne die erste Nuß: darin findest du ein rothes Kleid. Das zieh an, und besteige mich. Du wirst die Schlacht gewinnen, denn hier in dem Mantelsack ist ein unüberwindliches Schwert. Nach der Schlacht wird der König dir danken wollen; du aber gieb mir die Sporen und entschwinde ihm. Karl that, wie ihm befohlen war, erhielt die Erlaubniß, die Schlacht anzusehen, zog das rothe Kleid aus der Nuß, legte es an und umgürtete sich mit dem unüberwindlichen Schwert. So ritt er in die Schlacht, und erschien dem König, der noch auf den Knieen lag, wie ein Engel vom Himmel. Er erhielt alsbald die Erlaubniß, das Heer zu führen und schlug den Feind so hart, daß er für heute das Schlachtfeld räumte. Als der Sieg gewonnen war, wollte der König seinem Ritter danken; der gab aber seinem

Schimmel die Sporen und entschwand im Walde, wo er den Schimmel wieder in der hohlen Weide barg, das rothe Gewand ablegte und dann als Gärtner der Königstochter die Botschaft brachte, die Schlacht sei gewonnen. Vor Freude und Liebe wäre sie ihm fast um den Hals gefallen; er stellte sich aber, als bemerkte er es nicht, und gieng in den Garten an seine Arbeit.

Am andern Morgen erneuerte der Feind die Schlacht und rächte die gestrigen Verluste an des Königs Heer, das hart gedrängt zu weichen begann. Schon war der König mit seinen Getreuen umzingelt, da sprengte Karl, der dießmal ein weißes Kleid in der Nuß gefunden hatte, ins dichteste Gewühl. Wohin sein Schwert reichte, da flogen die Köpfe herab wie die Schneeflocken. So hieb er den König aus den Feinden, erhob das Banner weiter, ordnete die Scharen von Neuem und führte das Heer zum Siege. Nur die einbrechende Nacht hemmte die völlige Niederlage des Feindes. Der König hatte seinen Getreuen befohlen, ihren Retter dießmal nicht entwischen zu laßen, damit er Gelegenheit fände, ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen. Als nun die Schlacht gewonnen war, drängten sie sich um ihn und gedachten ihn einzuschließen; er aber gab seinem Schimmel die Sporen, setzte über ihre Häupter hinweg und entschwand im Walde, wo er den Schimmel in der hohlen Weide verbarg, das weiße Kleid auszog und der Königstochter als Gärtner die Botschaft brachte, daß die Schlacht gewonnen sei. Dießmal konnte er sich ihren Liebkosungen nicht ganz entziehen, er erwiederte sie aber nicht, sondern gieng an seine Arbeit.

Zum drittenmal erneuerten am Morgen die Feinde die Schlacht; aber dießmal wurden sie unter Anführung Karls, der im blauen Kleide dem König zu Hülfe kam, völlig geschlagen und ihr Lager mit Sturm genommen. Der König wollte seinen Retter durchaus nicht entkommen laßen und umstellte ihn mit einer so breiten Schar von Gewappneten, daß der Schimmel seinem Reiter zuflüsterte, er vermöge nicht hinüber zu springen. Dennoch gab Karl ihm die Sporen; aber der Satz misslückte und Karl stürzte, von einer Lanzenspitze am Bein verwundet, zu Boden. Sogleich verband ihm der König die Wunde mit seinem goldgestickten Taschentuche, dankte ihm für seine Rettung und lud ihn auf sein Schloß, wo seine Tochter ihn pflegen und heilen solle. Das nahm er zwar an; wuste sich aber auf dem Heimritt hinwegzustehlen, verbarg seinen Schimmel in der hohlen Weide, zog das blaue Kleid aus und brachte der Königstochter als Gärtner die Botschaft von dem errungenen Siege. Eben wollte sie ihn umarmen, als er von dem Blutverlust erschöpft vor ihren Füßen in Ohnmacht sank. Sie ließ ihn zu Bette tragen und untersuchte seine Wunde, wobei sie das seidene Taschentuch fand, das sie selbst ihrem Vater mit Gold gestickt hatte. Da verband sie ihm die Wunde, die nicht gefährlich war, mit ihrem eigenen Tuche und gieng zu ihrem Vater, zeigte ihm das blutige Taschentuch und sagte, es sei der Gärtner und Niemand anders, der ihn dreimal gerettet und die Schlacht gewonnen habe. Der König wollte ihn sogleich ins Verhör nehmen; als er aber an sein Bette kam, fand er es leer. Karl

war zu seinem Schimmel gegangen, ihm Futter zu bringen. Da rieth ihm dieser: Zieh das blaue Kleid wieder an, umgürte dich mit dem Schwert, sattle mich und reite vor das Schloß. Hier angekommen, sprach der Schimmel: Jetzt ziehe dein Schwert aus der Scheide und haue mir den Kopf ab. Das wollte er nicht thun; aber der Schimmel drohte ihm mit seinem Zorn, wenn er nicht gehorche. Da entschloß er sich dazu mit schwerem Herzen. Kaum war es aber geschehen, so stand statt des Schimmels ein schöner Königssohn vor ihm, der nahm ihn in den Arm, dankte ihm für seine Erlösung und führte ihn in das Schloß seines Vaters, denn er war der verlorene Sohn des Königs. Man feierte nun frohe Feste; der junge Königssohn heiratete die Tochter des besiegten Fürsten, der ihm das Land abtrat; Karl aber erhielt die junge Königstochter und nach dem Tode des Königs erbte er das Reich.

25. Warum sich die Hunde beriechen.

Die Hunde wurden auch einmal von dem Freiheitsfieber angesteckt, schrieben eine Volksversammlung aus und beschloßen, einen Botschafter nach Rom zu senden, damit ihnen der Pabst die Freiheit gewähre, alle Freitage und Samstage Fleisch zu eßen, auch ferner die Fasttage nicht mehr halten zu dürfen, was sie gar wohl damit zu verdienen meinten, daß sie den Geistlichen Wildbrät fiengen und Haus und Hof getreulich bewachten. Der Pabst gewährte die Bitte und ließ ihnen Brief und Siegel darüber ausfertigen. Der Botschafter hat alsbald die kostbare Urkunde mit der bleiernen Bulle unter den Schwanz gesteckt, diesen eingekniffen und sich eilends auf die Heimfahrt gemacht. Als er nun heimkam, beriefen die Hunde eine neue Versammlung, verlasen den Freiheitsbrief und fragten, wo nun die Urkunde mit den päbstlichen Insiegel verwahrt werden sollte, damit sie nicht um ihre Freiheit betrogen würden. Weil sie nun weder Truhe noch Kanzlei hatten, wurde auf den Rath eines uralten Köters für gut befunden, den Brief ihren alten Freunden und Bundesgenoßen, den Katzen, zu treuen Händen zu befehlen. Die Katzen gelobten ihnen das und verbargen den

Freiheitsbrief unter dem Dach eines Thurms, wo er vor Menschenhänden sicher war. Das stund ein Jahr an, da begehrten die Hunde ihren Brief zu sehen; als aber die Katzen ihn holen wollten, hatten ihn unterdessen Ratten und Mäuse gefreßen. Darüber entstand der Krieg zwischen Hunden und Katzen, der noch fortwährt bis diesen Tag; auch die tödtliche Feindschaft der Katzen wider Ratten und Mäuse nahm daher ihren Ursprung und auch die ist noch heute nicht beigelegt.

Da schickten die Hunde zwei neue Botschafter nach Rom, vom Pabst eine zweite Ausfertigung ihrer Freiheit zu verlangen, da ihnen die erste von Ratten und Mäusen gefreßen wäre. Wie die Boten aber nach Welschland kamen, wo es sehr heiß war, tranken sie zur Kühlung des guten Weins zuviel, kriegten Händel miteinander, zerbißen und zerzausten sich das Fell und hiengen sich so lange an den Zähnen, bis sie beide von des Gebirges Joch wohl zwanzig Klafter tief herabstürzten und so ihr Leben jämmerlich aufgaben. Obgleich sie nun nimmermehr nach Deutschland kommen, so warten die Hunde doch noch immer ihrer Boten und wo ein Hund den andern sieht, da beriecht er ihn hinten und vorn und fragt, ob er den Brief nicht bringe oder von der Botschaft zu sagen wiße, und geben sie sich nicht guten Bescheid, so fallen sie übereinander her und zerraufen sich das Fell, als ob sie auch von dem kühlen welschen Wein getrunken hätten.

26. Die zwölf Eier.

Ein reicher holländischer Kaufmann, der zu Cleve in einen Gasthof einritt, bestellte sich zwölf gekochte Eier. Er konnte sie aber, als sie gebracht wurden, nicht verzehren, weil eben ein Eilbote eintraf, der ihn in einer dringenden Angelegenheit heimberief. Er verließ auch sogleich das Haus, sprang wieder zu Pferde und ritt fort ohne die Eier bezahlt zu haben. Zehn Jahre nachher begab es sich aber, daß der Kaufmann wieder in demselben Gasthof einkehrte. Da sagte er zu dem Wirth, er wär heute nicht zum Erstenmal in seinem Hause: vor vielen Jahren hätte er sich einmal zwölf Eier bei ihm kochen laßen: die wär er noch schuldig. Ja, sagte der Wirth, die sind euch angerechnet und werden euch auch theuer genug zu stehen kommen. Nun, sagte der Kaufmann, zwölf Eier zu bezahlen werde ich doch wohl reich genug sein. Das fragt sich sehr, entgegnete der Wirth: es wird sich aber bald ausweisen; denn ich hab euch längst verklagt und da ihr jetzt hier seid, müst ihr mir morgen zu Gericht stehen. Dessen weigerte sich der Holländer nicht. Als sie nun andern Tags vor den Richter kamen, rechnete der Wirth ihm vor, aus den zwölf Eiern würden zwölf Küchlein gekommen

sein, die Küchlein wieder Eier gelegt haben, aus denen wieder Küchlein gekommen sein würden und sofort, was zuletzt eine ungeheure Summe ausmachte, die der Wirth forderte und der Richter ihm auch zubilligte, weil der Kaufmann vor Schrecken die Sprache verloren hatte. Ganz niedergeschlagen gieng der reiche Holländer aus der Gerichtsstube, denn sein ganzes großes Vermögen langte bei Weitem nicht, die ungeheure Schuld zu bezahlen. Wie er nun so traurig einhergieng, begegnete ihm ein alt Männchen und fragte, warum er so traurig wäre; er sähe ja aus wie die theure Zeit. Der reiche Holländer antwortete, wozu er ihm das sagen solle: er könnte ihm ja doch nicht helfen. Wer weiß? sagte das Männchen, er wäre doch ein guter Rathgeber, er sollt ihm seine Noth nur klagen. Da erzählte er ihm die Geschichte von den zwölf Eiern und wie er jetzt ein armer Mann sei. Wenn es weiter nichts sei, sagte das Männchen, so solle er nur gleich hingehen und Berufung einlegen; Er wolle dann vor Gericht die Sache schon für ihn ausmachen. Wenn er das fertig brächte, sagte der Kaufmann, wolle er ihm sechshundert Gulden geben. Das wird sich finden, sagte das kleine Männchen: geht jetzt nur hin und sagt: Ich wär euer Fürsprech. Er gieng also hin vor den Richter, legte Berufung ein gegen das Urtheil und sagte: er hätte einen Fürsprech angenommen, weil er als Fremder des geltenden Rechts unkundig wäre. Da setzte der Richter einen Tag an, wo die Sache aufs Neu zur Verhandlung kommen und er mit seinem Rechtsbeistand erscheinen sollte. Als nun der Gerichtstag kam, fand er sich zeitig genug ein;

aber das kleine Männchen war noch nicht da. Die Gerichtsherrn, die schon hinter dem grünen Tische saßen, fragten ihn einmal über das andere, wo denn sein Fürsprech bleibe. Der Kaufmann wuste darauf keine Antwort: in großer Verlegenheit geht er vor die Thüre, um zu schauen, ob das kleine Männchen nicht bald käme; aber da war weit und breit nichts von ihm zu sehen. Die Herren wurden ungeduldig und sagten, die anberaumte Stunde werde gleich ablaufen, dann müsten sie das erste Urtheil bestätigen. In großer Angst läuft der Kaufmann noch einmal vor die Thüre: da steht das Männchen davor: der Kaufmann freut sich und führt es sogleich vor den Richter. Da fragen sie ihn, warum er denn so lange ausgeblieben sei? Das Männchen antwortet: er hätte erst Erbsen kochen müßen. Was er denn mit den Erbsen habe machen wollen, fragten die Richter. Die habe er pflanzen wollen, gab das Männchen zur Antwort. Ei, sagen die Richter, gekochte Erbsen pflanze man nicht, davon käme ja doch keine Frucht. Und von gekochten Eiern, fiel das Männchen ein, wären auch keine Küchlein gekommen: darum seid so gut, ihr Herrn, und sprecht ein ander Urtheil. Dieser Kaufmann ist dem Wirth zwölf gekochte Eier schuldig und will sie gern bezahlen. Das leuchtete den Richtern ein. Sie hoben das erste Urtheil auf und der Kaufmann bezahlte dem Wirth die zwölf gekochten Eier; dem Männchen hätte er mit Freuden die sechshundert Gulden bezahlt; aber es war verschwunden.

27. Dreschflegel und Feuerbrand.

Als einmal der Heiland nach seiner Gewohnheit mit dem heiligen Petrus die Welt durchwanderte, kamen sie bei untergehender Sonne vor ein Haus, wo Petrus stille stand und Herberge nehmen wollte. Der Herr warnte zwar, hier wohne ein karger Wirth, bei dem sie es nicht gut haben würden; aber Petrus betheuerte, er sei todtmüde und könne nicht weiter. Ein Viertelstündchen von hier, sagte der Herr, wartet unser ein treffliches Nachtlager und gute Pflege. Pflege hin, Pflege her, sagte Petrus, ich kann nicht mehr. Und schon stand er auf der Schwelle des Hauses und der Herr muste ihm wohl folgen. Finden wir hier Nachtkost und Herberge? fragte Petrus den Wirth. Von Herzen gern, sagte dieser, wenn ihrs bezahlen könnt. Geld haben wir nicht, sagte Petrus, aber Gottes Lohn. Damit ist mir nicht gedient, versetzte der Bauer: wenn ihr kein Geld habt, so seid so gut und geht ein Haus weiter. Weiter tragen uns die Beine nicht, sagte Petrus; wir verzichten aber auf die Nachtkost und nehmen mit einer Streu

vorlieb, wenn ihr uns aus Barmherzigkeit behalten wollt. „Aus Barmherzigkeit thu ich nichts," sagte der Bauer; „ihr sollt aber Nachtkost und Herberge hier finden, wenn ihr mir morgen dafür dreschen helft. Wer nicht arbeitet, soll nicht eßen." Des Handels wurden sie eins: der Wirth hieß sie eintreten, setzte ihnen einen Haferbrei vor und wies sie dann zu einem Strohlager. Am andern Morgen war er schon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, weckte die Gäste und da diese nicht gleich aufstanden, gieng er in die Scheuer, warf die Garben, die er gedroschen haben wollte, herab auf die Tenne und als die Gäste sich noch immer nicht einfanden, nahm er den Dreschflegel, sie damit nachdrücklicher zu wecken. Der Herr lag an der Wand, aber Petrus vorne und so trafen ihn die Schläge. Als der Bauer hinaus war, meinte Petrus, aufstehen könne er jetzt noch nicht, er bedürfe noch ein Stündchen der Ruhe; aber der Platz da vorn auf dem Stroh sei zu hart; er wolle nun auch einmal an der Wand liegen. Willig tauschte der Herr den Platz mit ihm und Petrus streckte sich wieder zu schlafen. Nach einer Weile kam der Wirth zurück, die säumigen Gäste zum drittenmal zu wecken. Weil aber der Herr nicht zu schlafen schien, dachte er, der da vorne liegt, ist wacker genug, hat auch vorher schon sein bescheiden Theil bekommen: jetzt ist der Schläfer an der Wand da hinten an der Reihe. Da weckte er ihn so eindringlich mit dem Dreschflegel, daß er von aller Schlaflust geheilt sich erhob, worauf der Herr mit ihm dem Bauer in die Scheuer folgte. Da sprach

der Herr: Wo ist nun das Stroh, das wir ausdreschen sollen? Dort liegt es auf dem Haufen, sagte der Bauer. Da sprach der Herr: Das Dreschen ist zu umständlich: ich weiß einen kürzern Weg, das Korn aus den Aehren zu bringen. Er gieng an den Herd, zog ein brennendes Scheit aus der Flamme und hielt es unter den Barn. Der Bauer schrie und wollte ihm wehren, denn das Stroh müße ja Feuer fangen; als er aber sah, daß es nicht brannte und die Körner stromweis aus dem Haufen quollen, ließ er nach, wunderte sich aber gewaltig über den unerhörten Brauch, der sich gleichwohl bewährte, denn er überzeugte sich selbst, daß kein Korn im Stroh geblieben war: so rein hätte er es nicht ausdreschen können. Als nun die Arbeit vollbracht war, die er den Gästen zugedacht hatte, ließ er sie ihres Weges ziehen, gedachte aber alsbald von der Lehre auf eigene Hand Gebrauch zu machen.

Nun setzte der Herr mit dem Apostel den Wanderstab weiter. Unterwegs kamen sie auf eine Anhöhe mit weiter Aussicht und blickten zurück auf die Gegend, von der sie gekommen waren. Da sahen sie die Scheuer des kargen Wirths in lichten Flammen stehen, denn das Feuer hatte ihm die übrigen Garben nicht ausgedroschen, sondern in Brand gesteckt. Da sprach der Herr zu dem Apostel: Womit glaubst du nun wohl, Petrus, daß der Bauer diese Strafe verdient habe? Ei, mit seinem Wecken, meinte Petrus, und den Schlägen, die ich noch in allen Gliedern fühle. Aber der Herr sprach: „Nicht also, Petrus: die Schläge hast du dir durch deine Widerspenstigkeit

selber zugezogen, als du wider meinen Rath und Willen in das Haus des kargen Wirthes tratest. Dem Bauern aber ward diese Strafe für seine Ungastlichkeit zu Theil. Er wollte zu schnell reich werden: dafür wird er nun arm; er meinte sich nicht verpflichtet das ihm anvertraute Gut zum Besten seiner Nächsten zu verwenden, darum ward es ihm genommen."

28. Sanct Peter mit der Geige.

Als unser Herr einsmals mit St. Peter über Land gieng, kamen sie an einen Bauplatz, wo ein Haufen Zimmerleute sich in der Schenke gütlich that. Als St. Peter hörte, wie es da so munter zugieng, gelüstete ihn, einzukehren und sagte das dem Herrn. Der aber warnte: Thu das nicht, du bist nicht von dieser Zunft, es könnte dir übel bekommen. Aber Petrus ließ von seinem Begehren nicht ab und gieng zuletzt hinein gegen die Warnung des Herrn. Als er nun in die Stube trat und die Zimmerer ihn vorn und hinten besahen, rief Einer der Gesellen: Juchhe! nun haben wir auch einen Spielmann! Und gleich wandte er sich zu Petrus und sprach: Spielmann, spiel auf! Er hatte nämlich eine Geige auf seinem Rücken gesehen, die vielleicht nur gemalt war, was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Aber Petrus sagte, er sei kein Spielmann und komme nur sich an Trank und Speise zu laben wie ein anderer Gast. Der Geselle ließ das aber nicht gelten und sagte: Wozu trägst du denn eine Geige auf dem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir dir keine ehrlichen Leute? Gleich aufgespielt

oder da hinaus, wo der Zimmermann ein Loch gelaßen hat! Nun riß St. Petern auch die Geduld, daß er keck entgegnete: wenn er eine Geige hätte, so würde er ihm den Fiedelbogen um den Kopf schlagen. Damit hatte er aber den Giebel schief aufgesetzt, denn nun packten ihn drei handfeste Gesellen und schoben ihn unsanft zur Thüre hinaus. Nachdem St. Peter so seine Lust gebüßt, gieng er seines Weges und kam zu dem Herrn, der am Saume des Waldes seiner harrte. Petrus erzählte wie es ihm ergangen war, worauf der Herr erwiederte: Hab ich dir es nicht gesagt, daß du nicht zu dieser Zunft gehörtest. Warum bist du nicht weggeblieben? Da bat ihn Petrus, er sollte nun doch den Zimmerleuten eine Strafe dafür auferlegen, daß sie sich an ihm vergriffen hätten. Da sprach der Herr: Was soll ich ihnen denn thun? Meister, sagte Petrus, mach ihnen eiserne Knoten ins Holz, daß ihre Sägen sich die Zähne daran stumpf beißen. Aber der Herr entgegnete: Nein, Petrus, hölzerne sind schon hart genug. Und seitdem finden sich zu großem Verdruß der Zimmerleute hölzerne Knoten im Holze.

29. Sanct Petrus mit der Geiß.

Als Christus noch mit den Aposteln auf Erden wandelte, hub einst St. Petrus an und sagte: Ach Herr und Meister, wie läßest du es doch auf der Welt zugehen so wunderlich, recht wie in einem Fischteich, wo Eines das Andere verschlingt. Und wenn noch die Guten die Oberhand hätten; aber weit gefehlt, da geht Gewalt vor Recht und der Gottlose übervortheilt den Frommen mit Schalkheit: das siehst du Alles mit an und läßt es dich nicht kümmern, da du es doch verhindern könntest, weil du allmächtig bist. Ich sollte nur ein Jahr Herrgott sein und die Gewalt haben wie du, das Ding wollt ich abstellen. Du denkst also, sagte der Herr, du würdest es beßer machen, wenn du das Regiment hättest? Nein, meinte St. Peter, aber manche Klage wollt ich doch abschaffen, die Frommen schützen und die Bösen plagen und eine Ordnung machen, daß es nicht so kunterbunt durcheinander gienge. Gut, sagte der Herr, so sollst du heut einmal Herrgott sein an meiner Statt. Du magst segnen und fluchen, strafen und belohnen, Regen und schön Wetter machen nach deinem Wohlgefallen. Damit gab ihm der Herr seinen Stab zum Zeichen der Herschaft in die

Hand und St. Peter nahm ihn und fieng an zu regieren. Indem kam ein armes Weib barfuß in zerrißenem Kleid daher, ihre Geiß auf die Weide zu treiben. Geh hin in Gottes Namen, sprach sie zu ihr, ich befehle dich in des Herrn Hut, denn ich kann dich nicht selber hüten, ich muß für das tägliche Brot sorgen, daß ich mit meinen kleinen Kindern zu eßen habe. Damit ließ sie die Geiß laufen und gieng zurück ins Dorf. Da sprach der Herr zu St. Peter: Du hast das Gebet der armen Frau gehört und da du heut Herrgott bist, so wirst du die Geiß wohl in Obacht nehmen, daß sie sich nicht verläuft und abhanden kommt, oder Wölf und Bären sie zerreißen. Da nahm St. Peter die Geiß in seine Hut und trieb sie auf die Weide; aber die Geiß war jung und muthwillig und sprang bergauf, bergab, und schloff durch Stauden und Hecken hin und her, daß St. Peter mit Aechzen und Keuchen seine liebe Noth hatte ihr zu folgen. Dabei schien die Sonne heiß: da mag man denken wie der alte Mann geschwitzt haben wird und wie froh er war, als er der alten Frau die Geiß am Abend wohlbehalten wieder ins Haus geschafft hatte. Da traf ihn der Herr und fragte: „Nun, Petrus, willst du das Regiment noch länger behalten? Ach nein, lieber Herr, sagte St. Peter demüthig, nehmt euern Stab nur wieder, ich begehre des Weltregimentes nicht mehr: ich hab wohl erfahren, daß meine Weisheit nicht ausreicht nur eine Geiß zu regieren. Vergebt mir meinen Fürwitz, ich will euch künftig nicht mehr einreden.

30. Gute Zeit und böse Zeit.

St. Peter der Pförtner des Himmels bat einmal unsern Herrgott um Urlaub auf die Erde zu fahren und sich mit seinen Freunden zu letzen, welchen er durch sein Martyrthum ohne Abschied plötzlich entrißen worden war. Das gewährte ihm der Herr und gab ihm acht Tage Frist. St. Peter blieb aber einen ganzen Monat aus. Doch empfieng ihn der Herr gütig und fragte nur, warum er so lange geblieben sei. Ach, Herr, sagte Petrus, auf Erden war gute Zeit, der Most süß und wohlfeil, das Getreide wohl gerathen, Klauen- und Federvieh die Hülle und die Fülle; wir tanzten, sangen und sprangen und waren so fröhlich, daß ich des Paradieses und des Wiederkommens ganz vergaß. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man denn meiner auch bei der guten Zeit? Nein, Herr, sagte Petrus, kein Mensch im ganzen Lande gedachte deiner als ein altes Weib, der Haus und Hof verbrannt war. Da schrie sie zu dir, daß ihrer Jedermann spottete. Der Herr ließ es gut sein und St. Peter trat sein Pförtneramt wieder an. Als der Herbst aber kam, bat er um einen neuen Urlaub und gedachte dießmal einen ganzen Monat auszubleiben. Er

erhielt auch den Urlaub und fuhr fröhlich hernieder; aber am dritten Tage war er schon wieder da und sah ganz sauer drein. Der Herr fragte ihn, warum er dießmal so bald wieder komme. Ach Herr, sagte St. Peter, auf Erden war böse Zeit, das Getreid ist nicht gerathen, ein saurer Wein gewachsen, Hunger und Pestilenz rafft das Volk hin, und dazu ist Krieg, Mord und Raub im Lande, und weil es so kläglich und langweilig zugeht, hat es mir nicht länger da gefallen. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man meiner auch bei der bösen Zeit? Ja, lieber Herr, sagte Petrus, Jung und Alt schreit früh und spät zu dir und bekennt seine Schuld und bittet, daß du ihnen gnädig seist und von deinem Zorn ablässest. Darum wende ihnen dein Angesicht wieder zu und laß ihnen meine Fürbitte zu Statten kommen. Da sprach aber der Herr: Nun schau an, Petrus, wenn ich ihnen gute Zeit und fruchtbare Jahre schicke, so vergeßen sie mein und meiner Wohlthaten. Muß ich ihnen da nicht böse Zeit, Hunger und Pestilenz schicken, damit sie Buße thun und sich zu mir bekehren?

31. Das Schmidtchen von Bielefeld.

Unser Herrgott ist einmal mit dem heiligen Petrus spazieren gegangen: da sind sie auch zu dem Schmidtchen von Bielefeld gekommen. Der hat ihnen alle mögliche Ehre angethan mit Eßen und Trinken und hätte sie auch gern über Nacht behalten. Sie sagten aber, sie müsten heute noch weiter reisen; weil er sich aber so gastfrei bewiesen, sollte er dreier Wünsche Gewalt haben. Ach, sagte das Schmidtchen, was soll ich mir wünschen? ich hab Alles genug und was mir etwa noch fehlt, das kann ich mir mit meinem Hammer verdienen. Wenn ich ja etwas wünschen sollte, so wär es, daß mir die gottlosen Buben die Birnen nicht stehlen dürften und wenn einer auf meinen Baum stiege, müste er drauf sitzen bleiben so lang es mir gefiele. Das war ein recht einfältiger Wunsch, Meister, sagte St. Peter. Jetzt hast du nur noch zwei Wünsche: sei nun klüger und vergiß das Beste nicht. Soll ich mir noch mehr wünschen, sagte das Schmidtchen von Bielefeld, so muß ich mich erst einmal besinnen. Ich habe mich bisher noch mit meinem Hammer ernährt und nicht viel ans Wünschen gedacht. Wie er sich nun eine Weile besonnen hatte und nichts finden

konnte, sagte er: So wünsche ich denn, daß ich eine lederne Tasche hätte, wo Alles drin sein müste, was ich haben wollte. Da sagte unser Herrgott: „Dieser Wunsch ist dir gewährt und auch der erste; nun kommt der letzte: darum bedenk deine arme Seele und begehre nicht wieder so eitle Dinge. Ei du mein Gott, sagte das Schmidtchen von Bielefeld, nun weiß ich ja doch platterdings nicht was ich noch weiter wünschen sollte. Vergiß das Beste nicht, warnte St. Peter noch einmal. Das Beste ist doch mein Hammer, sagte das Schmidtchen von Bielefeld: so lang ich den habe, kann es mir an nichts fehlen. Darum wünschte ich nur, daß ich immer bei meinem Hammer sein müste oder mein Hammer bei mir. Auch dieser Wunsch soll dir gewährt sein, sagte der Herr; du hättest aber beßer gethan, dir die himmlische Seligkeit zu wünschen. Ei, sagt das Schmidtchen, die himmlische Seligkeit kann mir ja schlechterdings nicht fehlen. Wir wollen sehen, sagte St. Peter und nahm mit dem Herrn Abschied.

Nun lebte das Schmidtchen von Bielefeld lustig und guter Dinge und meinte es sollte in alle Ewigkeit so fort gehen. Da pochte aber eines Tags eine knöcherne Hand an seine Schmiede und als er aufklinkt, steht der Tod vor ihm und sagt: Deine Uhr ist abgelaufen; mach dich fertig, du must mit. Ja, sagt das Schmidtchen von Bielefeld, ich bin gleich bereit, steig nur derweil auf den Baum da und pflück uns Birnen ab, damit wir unterwegs was zu eßen haben. Da stieg der Tod auf den Birnbaum und pflückte sich die Taschen

voll; als er aber wieder herunter wollte, saß er fest. Nun bin ich bereit, sagte das Schmidtchen, steig herunter, daß wir die Reise antreten. Ich kann nicht, sagte der Tod. Da stellte sich das Schmidtchen ganz unschuldig und sagte: Nun so bleib meinetwegen sitzen, wenn du zu viel Birnen gegeßen hast. Aber laß jetzt das Naschen, damit mir noch was auf dem Baum bleibt. Damit gab er sich wieder an seine Arbeit. Wollte der Tod nun wieder herunter, so muste er gute Worte geben und dem Schmidtchen von Bielefeld versprechen, es nicht zu holen.

Nun ist das Schmidtchen von Bielefeld alt und grau geworden und der Tod hat es nicht holen dürfen. Nun kommt dem Tod aber einmal der Teufel begegnet und sagt zu ihm: Tod, du holst doch sonst alle Leute, warum holst du das Schmidtchen von Bielefeld nicht? Der ist mir zu schlau, sagte der Tod; hol du ihn, wenn du ihn kriegen kannst. Aber nimm dich vor seinem Birnbaum in Acht: wenn du darauf kommst, kannst du nicht wieder herunter. Da geht der Teufel zum Schmidtchen von Bielefeld und sagt: Hör einmal, guter Freund, du kannst nicht ewig leben. Der Tod will dich nicht holen, so muß ich es thun. Also mach dich fertig. Nu meinetwegen, sagt das Schmidtchen; aber ich möchte doch nicht gerne, daß es hieße, der Teufel habe das Schmidtchen von Bielefeld geholt. Darum sei so gut und kriech hier in meine lederne Tasche, so sehen dich die Leute nicht. Ich will sie dann umhängen und dich in die Hölle tragen; so schonst du

auch deine Stiefel. Närrischer Kerl, sagte der Teufel, du siehst doch wohl, daß ich viel zu groß bin, in deine Tasche zu kriechen. Paperlapap, sagt das Schmidtchen. Meinst du ich wüste nicht, daß du dich groß und klein machen kannst nach Belieben? Aber ich will dir schon zeigen wie dus machen must. Da wünschte das Schmidtchen von Bielefeld den Teufel in seine lederne Tasche und sogleich zog sich der Teufel zusammen und kroch hinein. Das Schmidtchen nicht faul wirft die Tasche auf den Amboß, nimmt seinen Hammer und schlägt gottsacker=mäßig drauf zu, daß der Teufel Mordio schreit und ganz er=bärmlich anhält, er möchte ihn doch wieder herauslaßen. Aber das Schmidtchen sagt: ich hab immer gehört, man soll das Eisen schmieden, wenn es warm ist, und fängt nun erst an, drauf los zu hämmern, daß der Teufel so dünn wird wie ein Blechpfennig. Endlich wird die Tasche ganz mürb und kriegt ein Loch und wie der Teufel das merkt, fährt er heraus und macht sich auf und davon in die Hölle. Das Schmidtchen wuste aber nicht, daß der Teufel sich fortgepfuscht hatte und schlug noch immer drauf zu bis die schöne Tasche in tausend Fetzen auseinander gieng und zu nichts mehr nutz war.

Da nun der Tod das Schmidtchen von Bielefeld nicht holen durfte und der Teufel es sich nicht getraute, ward es endlich alt und abständig und gedachte bei sich: Es thut kein Gut mehr mit mir auf dieser Welt: ich muß sehen wo ich anderwärts ein Unterkommen finde. Da nahm es seinen Hammer und machte sich auf den Weg nach dem Himmel.

Wie es da anklopft, macht St. Peter auf und sagt: Schmidtchen von Bielefeld, du hast gemeint die himmlische Seligkeit könne dir gar nicht fehlen; da hast du aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sieh nun wo du bleibst: hier ist kein Platz für dich. Damit schlug er ihm die Thür vor der Nase zu. Das kam nun dem Schmidtchen von Bielefeld nicht gelegen, besonders weil er wuste, daß er bei dem Teufel auch nicht zum Besten angeschrieben war; sonst hätte er sich wohl getröstet. Um aber doch seiner Sache gewiss zu sein, nahm er den Weg zwischen die Füße und gieng gemächlich den Berg herab der Hölle zu. Da liegt aber der Teufel schon im Gauploch und sieht das Schmidtchen mit seinem Hammer daherkommen. Gleich fährt ihm der Schrecken in die Eingeweide, daß er aschenbleich wird, denn er meinte, er krümmte sich schon wieder zwischen Hammer und Amboß. Er erkriegt sich aber noch und ruft geschwind seine Unterteufel zusammen und heißt sie die Hölle mit Eisenstangen verrammeln und noch ein großes Hängeschloß davorlegen. Denn, sagt er, wenn er hereinkommt, hämmert er uns alle so dünn wie Blech. Als nun das Schmidtchen ankommt, ist die Hölle zu und die Teufel schütten Schwefel und Pech von der Mauer. Da denkt das Schmidtchen: In den Himmel soll ich nicht und in die Hölle komme ich nicht: da müst ich ja ins Ewig darneben. Das kommt davon, wenn man sich den Teufel nicht zum Freunde hält. Hier ist nichts anzufangen: ich muß es noch einmal mit St. Peter versuchen. Da kehrt er sich wieder um und schleppt sich zum

andernmal den steilen Himmelsberg hinauf. Wie er oben ist, kommt eben ein Reiter daher gesprengt und will spornstreichs durch das Himmelsthor. Aber St. Peter gebietet ihm Halt und sagt: Meinst du, du könntest mit Stiefeln und Sporen ins Himmelreich? Du must nach Warteweil. Bald darauf kommt ein Bäuerlein und klopft ganz bescheiden an. Dem öffnete St. Peter gleich die Himmelspforte. Da ersieht sich das Schmidtchen die Gelegenheit und wirft seinen Hammer in den Himmel, und wie der drin ist, wünscht er sich zu ihm und war nun auch im Himmel und St. Peter konnte ihn nicht wieder daraus vertreiben.

31. Der Meister über alle Meister.

Als der Herr Christus noch mit St. Peter auf Erden wandelte, kamen sie einmal zu einem Schmied, der sich so viel auf seine Kunst zu Gute that, daß er sich ein Schild geschmiedet hatte, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Hier wohnt der Meister über alle Meister. Als nun der Herr Christus vorüber kam und las was auf dem Schilde stand, fieng er an zu lachen und der Apostel lachte mit. Da fragte der Schmied, der vor der Thüre stand: Was lacht ihr? Ueber dein Schild, sagte der Apostel, und weil du dich rühmst, ein Meister über alle Meister zu sein. Das bin ich auch, sagte der Schmied. Da fragte Jesus: Wie viel Zeit brauchst du denn, ein Hufeisen zu machen? Ha, sagte der Schmied, das stecke ich nur dreimal ins Feuer und gleich ist es fertig. Das ist zu viel, sagte Jesus, einmal ist genug. Das wollte der Schmied nicht glauben.

Da kam eben ein Reiter herangeritten, dessen Pferd die Hufeisen verloren hatte, das sollte der Schmied beschlagen. Da sagte der Schmied: Da habt ihr ja Gelegenheit eure Kunst zu zeigen: beschlagt mir einmal dieß Pferd nach eurer Weise.

Das soll geschehen, sagte Jesus, da nahm er dem Pferd das eine Vorderbein ab, während St. Peter die Bälge zog, und legte es in die Esse, wozu der Reiter ein kurios Gesicht machte, warf ein Eisen ins Feuer, zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich auf den Huf. Dann setzte er das Bein dem Pferde wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenso, indem er eins nach dem andern abbrach, beschlug und wieder ansetzte. Als das Pferd seine vier Eisen hatte, lief es noch einmal so schnell als zuvor und der Reiter gab dem Schmied ein gut Stück Geld. Herr, sagte der Meister über alle Meister, du bist doch kein so schlechter Schmied. Meinst du? sagte Jesus. Ich muß aber erst noch mehr Proben deiner Kunst sehen, setzte der Schmied hinzu, ehe ich dich für meinen Meister erkenne. Darüber kam ein altes Männlein in die Schmiede, ganz gekrümmt von der Last der Jahre, und bat um ein Almosen. Den will ich wieder jung schmieden, wenn es dir recht ist, sagte der Herr. Mir wär es schon recht, sagte der Schmied, aber der Alte wird sich wohl bedanken. Es thut nicht weh, sagte der Herr, ließ Petrus die Bälge ziehen, und als das Feuer auffunkte, groß und ungeheuer, nahm unser Herr das alte Männlein, schob es in die Esse, mitten ins weißrothe Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nur einmal berührte ihn der Herr mit dem Hammer, nahm dann die Zange, zog ihn in den Löschtrog, daß das Waßer über ihm zusammenschlug und zischte, und wie er abgekühlt war

und der Herr ihn wieder heraus nahm, wars ein Jüngling schön und zart, mit frischen graden Gliedern, wie von zwanzig Jahren. Herr, sagte der Schmied, es steht zwar über meiner Thüre, hier wohnt der Meister über alle Meister, aber gleichwohl sag ich, man ist nie zu alt um zu lernen. Diese Stücke habe ich zwar noch nicht gewust; aber nun ichs gesehen habe, kann ichs auch. Es ist jetzt Eßenszeit, nehmt mit uns vorlieb, bei Tische sprechen wir weiter von der Kunst. Das jung geglühte Männlein ist auch unser Gast. Nun hatte der Schmied eine alte halbblinde, bucklige Schwieger, die setzte sich zu dem Jüngling und fragte, ob ihn das Feuer auch hart gebrannt hätte. Er bekannte aber, ihm sei nie beßer gewesen, er habe in der Gluth geseßen wie in einem kühlen Thau. Das klang der alten Frau in den Ohren, daß sie Eßen und Trinken vergaß und an nichts dachte, als wie sie sich auch verjüngen laßen wollte.

Als die Suppe gegeßen war, kam ein zweiter Reiter geritten, der sein Pferd beschlagen laßen wollte. Das ist bald gethan, sagte der Schmied, ich habe jetzt eine neue Manier zu beschlagen gelernt, die ist gut bei den kurzen Tagen. Da brach er dem Pferd die Beine ab, alle viere auf einmal, denn, sagte er, ich weiß nicht wozu die Plackerei soll, eins nach dem andern anzusetzen. Dem Reiter aber, dem um sein Pferd bange war, sagte er: Nur nicht ängstlich, Mann, ich bezahl euch das Pferd, wenn es Schaden nimmt. Da warf er die Beine alle vier in die Esse, legte brav Kohlen zu und hieß den Schmiedejungen frisch die Bälge ziehen. Nun wollte er es machen, wie

er es gesehen hatte; es gerieth ihm aber nicht so, die Beine verbrannten und der Reiter wollte das Pferd bezahlt haben. Das gefiel dem Meister übel, doch ließ er sichs nicht angehen und sagte: Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere, holte seine alte Schwieger herbei und fragte sie, ob sie nun auch verjüngt werden wollte und in Sprüngen dahergehen wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Sie sprach: Von ganzem Herzen, weil sie gehört hatte, daß es dem Jüngling so sanft angekommen war. Da legte sie der Meister in die Esse, hieß den Jungen die Blasbälge ziehen und rückte die Alte mit dem Hammer zurecht, daß sie sich hin und wieder krümmte und ein grausam Mordgeschrei aufschlug. Sitz still, rief der Schmied, was schreist und hüpfst du? ich will erst weidlich zublasen, und zog damit an den Bälgen, daß ihr bald alle Haderlumpen brannten. Da schrie das alte Weib jämmerlich; aber der Schmied ließ sich nicht aus der Faßung bringen, und zog sie mit der Zange in den Löschtrog. Da schrie sie erst überlaut, und als er sie herauszog, fiel sie in Ohnmacht, und die Verjüngung war misrathen. Ich will ihr helfen, sagte der Herr Christus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du gestehen willst, daß du kein Meister über alle Meister bist. Der Schmied nahm seinen Hammer und schlug stillschweigend das Schild von der Thüre; der Herr aber schob die Alte wieder in die Esse, nahm Hammer und Zange und brachte aus dem Kühltrog ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, suchte dann des Pferdes Beine aus der Asche, legte den

Hammer auf, beschlug die Hufe und setzte dem Pferd die heilen Beine wieder an. Das sprang auf und wieherte vor Freude, der Reiter gab sich zufrieden, schenkte dem Schmied noch ein gut Stück Geld und ritt seines Wegs. Da war der Schmied guter Dinge, am frohsten war aber das junge Mädchen, die hüpfte und tanzte durch die Schmiede und fiel Einem nach dem Andern um den Hals, zuletzt dem Jüngling, und da blieb sie hängen und ward seine Frau, und sie wurden zusammen noch einmal alt und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

---

32. Vom Schwaben der das Leberlein gefreßen hatte.

Der Schwabe muß allzeit das Leberlein gefreßen haben, heißt es im Sprichwort. Das schreibt sich von folgender Geschichte her. Als unser lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern das Evangelium predigte und viele Zeichen that, begegnete ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab und fragte: Mein Leidensgesell, wo willst du hin? Unser Herrgott antwortete: Ich zieh umher und mache die Leute selig. Da sagte der Schwab: Willst du mich mit dir ziehen laßen? Ja, antwortete unser Herrgott, wenn du fromm sein willst und fleißig beten. Das sagte der Schwab ihm zu. Als sie nun miteinander giengen, kamen sie einst zwischen zwei Dörfer und hörten in beiden Geläute. Der Schwab, der gern schwäzte, fragte unsern Herrgott: Mein Leidensgesell, sag an, warum läutet man da? Unser Heiland, dem alle Dinge bewust waren, antwortete: In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zu einem Leichenbegängniss. Da sagte der Schwab: Gang du zur Leiche, so will ich zur Hochzeit gehen. Unser Herrgott gieng also in das Dorf wo der Todte lag, und machte

ihn wieder lebendig: da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab aber war auf die Hochzeit gegangen, da half er einschenken, einem Gast um den andern und auch sich selbst, und als die Hochzeit zu Ende war, schenkte man ihm einen Kreuzer. Des war der Schwab wohl zufrieden, machte sich auf den Weg und kam wieder zu unserm Herrgott. Alsbald als der Schwab ihn von Weitem sah, hob er sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: Lug, mein Leidensgesell, ich hab Geld, und pralte so mit seinem Kreuzerlein. Was hast Du denn? Unser Herrgott lachte sein und sprach: Ach, ich hab vielleicht mehr als du! that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der war aber nicht unbehend, warf geschwind sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen Alles mit einander gemein haben!" Das ließ unser Herrgott gut sein. Als sie nun weiter giengen, begab es sich, daß sie zu einer Heerde Schafe kamen. Da sagte unser Herrgott zu dem Schwaben: Geh zu dem Hirten und heiß ihn uns ein Lämmlein davon geben. Ja, sagte der Schwab, und that wie ihn der Herr geheißen, ließ sich ein Lämmlein von dem Hirten geben, zog es ab und bereitete das Gehänge zu einem Eßen. Wie er es aber sott, schwamm das Leberlein stäts empor, der Schwab drückts mit dem Löffel herunter, aber es wollte nicht unten bleiben. Das verdroß den Schwaben, er nahm ein Meßer und schnitt das Leberlein, weil es gar war, von einander und aß es. Als nun das Eßen auf den Tisch kam, fragte unser

Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wäre? Der Schwab war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe kein Leberlein gehabt. Ei, sagte unser Herrgott, wie sollte es denn gelebt haben ohne ein Leberlein? Da verschwur sich der Schwab hoch und theuer: Es hat bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt. Was wollt unser Herrgott machen? Wollte er haben, daß der Schwab still schwieg, muste er sich wohl zufrieden geben.

Als sie nun weiter miteinander giengen, läutete es abermals in zweien Dörfern. Der Schwab fragte: Lieber, warum läutet man da? Unser Herrgott sagte: In dem einen Dorf läutet man zur Hochzeit, in dem andern zur Leiche. Wohl! sprach der Schwab. Gang du jetzt zur Hochzeit, so will ich zur Leiche. Er vermeinte, so wollte er auch hundert Gulden verdienen. Aber sage mir, Lieber, sagte der Schwab noch, wie hast dus gemacht, daß du den Todten auferweckt hast? Der Herr antwortete: Ich sprach zu ihm: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da stand er auf. — Schon gut, schon gut, rief der Schwab, nun weiß ichs wohl zu machen, und zog zu dem Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das sah, rief er mit heller Stimme: Halt da, halt da! Ich will ihn lebendig machen. Und wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohne Urtheil und Recht. Die guten Leute wurden froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und setzten die Bahre, worauf der Todte lag, nieder. Der Schwab that

den Sarg auf und fieng an zu sprechen: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Todte wollte aber nicht aufstehen. Dem Schwab ward angst, er sprach seinen Segen zum andern und zum drittenmal; aber der Todte rührte sich nicht. Da rief er voll Zorn: Ei so bleib liegen in tausend Teufel Namen! Als die Leute diese gottlose Rede hörten und sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, faßten den Schwaben und eilten mit ihm dem Galgen zu, da warfen sie die Leiter daran und führten den armen Schwaben hinauf.

Unterdes zog unser Herrgott fein gemeßen seine Straße heran, da er wohl wuste wie es dem Schwaben ergehen würde und ihn doch nicht im Stich laßen wollte. Als er nun dem Gerichte nahe kam, rief er: O guter Gesell, was hast du doch gethan? In welcher Gestalt erblick ich dich! Der Schwab ward blitzwild und begann zu schelten, der Herr hätte ihn den Segen nicht recht gelehrt. Ich habe dich recht gelehrt, sprach der Herr, du hast es aber doch nicht gekonnt. Dem sei aber wie ihm wolle. Willst du mir nun sagen, wo das Leberlein hingekommen ist, so will ich dich erledigen. Ach, sagte der Schwab, das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt. Wes zeihst du mich? „Ei, du willst es nur nicht sagen!“ sprach der Herr, „wohlan, bekenn es, so will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fieng an zu schreien: Henket mich, henket mich! So komm ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein und hört doch

wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat. Hängt mich nur stracks!

Als unser Herrgott hörte, daß sich der Schwabe eher wollt henken laßen als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herabzulaßen, und machte nun selbst den Todten lebendig.

Als sie nun miteinander von dannen zogen, sprach unser Herrgott zu dem Schwaben: Komm her, wir wollen das gewonnene Gut mit einander theilen, und dann von einander scheiden, denn wenn ich dich allwegs vom Galgen erledigen sollte, würde mir das zu viel. Er nahm die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als Solches der Schwab sah, fragte er: Ei Lieber, warum machst du drei Theile, da doch unser nur zween sind. Ja, antwortete unser lieber Herrgott, der eine Theil ist mein, der andere ist dein, und der dritte Theil dessen, der das Leberlein gefreßen hat. Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab ichs bei Gott und allen lieben Heiligen doch gefreßen!" Sprachs und strich auch den dritten Theil ein, und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

33. Die fünf Träume.

Kaiser Karl ritt eines Tags auf die Jagd mit großem Gefolge. Da brachte er einen Hirsch auf und setzte ihm nach und der Hirsch lief so schnell, daß ihn der Kaiser nicht einholen konnte; zuletzt verlor er ihn ganz aus dem Gesichte. Wie er sich nun wieder nach seinen Gefährten umschaute, waren die so weit zurückgeblieben, daß er nichts mehr von ihnen hörte noch sah. Ermüdet trat er bei sinkender Nacht in ein einsames Haus im Walde. Da lagen vier Räuber um den Heerd gestreckt und stellten sich, als hätte der Gast sie aus tiefem Schlaf gestört und wollten sich nun ihre Träume erzählen. Da hub der Erste an und sagte: Mir hat geträumt, ich nähme dem Fremdling, der soeben hier ins Haus trat, den goldenen Helm vom Haupte und setzte ihn selber auf. Dem Andern hatte geträumt, er zöge ihm den Harnisch aus; dem Dritten, er beraubte ihn seiner kostbaren Kleider; und der Vierte, der den Kaiser, den sie nicht kannten, mit einer goldenen Kette umhangen sah, woran ein Hifthorn hieng, sagte: Mir hat geträumt, ich entledige ihn dieser schweren Bürde. Da sagte der Kaiser, er sähe wohl, sie würden ihm Alles nehmen und

zuletzt auch das Leben nicht laßen. Er sei aber in ihrer Gewalt und könnte sich nicht wehren; doch bäte er sie, ihm zu gestatten, daß er noch ein Stückchen auf seinem Horne bliese, bevor sie ihn umbrächten. Die Räuber sagten: das wollten sie ihm erlauben, denn man solle einem Sterbenden den letzten Wunsch nicht versagen. Da stieß Kaiser Karl so laut in sein Horn, daß alle seine Jäger und Dienstmannen von allen Ecken und Enden zu Fuß und zu Pferd daher gerannt kamen und sich ihm zu Seiten stellten. Da sich nun Kaiser Karl von einer guten Leibwache umgeben sah, sagte er zu den Räubern: Nun ist die Reihe an mir, meinen Traum zu erzählen. Mir hat geträumt, ihr wurdet alle vier vor diesem Hause aufgeknüpft.

Dieser Traum gieng sogleich in Erfüllung.

34. Gutmann und Gutweib.

Tief in einem Walde wohnte ein Mann allein mit seiner Frau. Nun kam einst ein Festtag: da wollten sie Kuchen backen, hatten aber keine Pfanne. Es waren aber sieben Stunden Wegs bis an das nächste Nachbarhaus, wo sie eine Pfanne leihen konnten. Da giengen sie miteinander hin, liehen die Pfanne und wie sie zu Hause kamen, backten sie den Kuchen und verzehrten ihn friedlich zusammen. Nun sollte aber die Pfanne auch wieder zurückgebracht werden: da waren sie wohl darüber eins, daß es unnöthig sei, daß sie beide giengen, die Pfanne zu tragen, denn die sei nicht so schwer; nur darüber konnten sie sich nicht verständigen, wer sie heim bringen sollte, denn der Mann meinte die Frau und die Frau meinte der Mann. Nach langem Zank wurden sie des lieben Hausfriedens willen zu Rath, wer das erste Wort spräche, der sollte die Pfanne zurücktragen. Da setzte sich der Mann hin und schnitzte Gerten für das Bohnenfeld und pfiff sich eins dazu, und die Frau saß und spann und summte ein Lied vor sich hin. Das gieng einige Tage so fort, da trat ein Jäger, der sich im Walde verirrt hatte, ins Haus und fragte nach dem Wege.

Da sitzt der Mann und schnitzt und flötet dazu, und die Frau spinnt und summt ein Lied; keins aber giebt Antwort. Sind denn die Leute toll! sagt der Jäger und geht nach der Thüre. Bald darauf kommt er aber wieder herein und winkt der Frau, zu ihm heraus zu kommen. Die Frau geht hinaus und der Jäger verspricht ihr ein gut Trinkgeld, wenn sie mit ihm gienge und ihm den Weg zeigte. Die Frau thut das und bekommt dafür ein gut Trinkgeld. Wie sie nun in die Stube zurückkommt, hält sie dem Mann das Geld in der Hand vor die Nase und summt dazu: Hm, hm, hm! Der Mann wird böse und sagt, so viel könnte sie nicht ehrlich verdient haben. Da sagt die Frau: Mann, geh hin und bring die Pfanne wieder.

35. Der Schwarzkünstler.

Es war einmal ein Bauer, der wollte seinen Sohn „auf geistlich“ studieren laßen. Wie er nun so weit erwachsen war, giebt der Vater ihm Geld und ein Pferd: nun sollte er reiten und sich eine Schule suchen wo er studieren könnte. Der Sohn setzt sich auf und reitet in die Stadt vor ein Wirthshaus, wo er Herberge begehrt. Da weist man ihm drei Stiegen hoch ein Stübchen an, wo er die Aussicht hat auf lauter Dächer und Schornsteine. Weil ihm nun die Zeit lang wird, fragt er das Hausmädchen, das ihm das Eßen bringt, was denn da unten für ein Lärm wär. Da sagt das Mädchen, da wären viel vornehme Gäste, die sich lustig machten. Er sollte aber nur oben bleiben: da unten wär theure Zeche. Er dachte aber, er hätte ja Geld genug und könnte das wohl mitmachen. Wie er nun hinunter kommt, wird da gespielt: er setzt sich dazu und spielt mit und verliert all sein Geld und zuletzt noch Pferd und Montierungsstücke, daß er splitternackt war: da werfen sie ihn vor die Thüre. Betrübt geht er durch den Wald: da begegnet ihm ein vornehmer Herr, den spricht er um Arbeit an. Der Herr fragt ob er auch lesen und schreiben könne? Da

sagt er Nein, weil er sich seiner Blöße schämt. Gut, sagt der Herr, dann kannst du bei mir eintreten. Da nimmt ihn der Herr mit auf sein Schloß im Waßer: da hatte er nichts zu thun als den Staub mit einem seidnen Tuch abzuwischen; dafür bekam er das erste Jahr funfzig Thaler. Es gefiel ihm aber gut da, denn sein Herr, der ein Schwarzkünstler war und des Nachts studierte, war den Tag über immer auswärts und dann konnte der Bursche sich an die Bücher setzen und studieren. Als das Jahr um war, sagte sein Herr, er sollte jetzt hundert Thaler haben, wenn er bei ihm bliebe: er hätte nichts zu thun als den Ofen zu heizen. Da blieb er noch das andere Jahr, denn er hatte noch neben dem Ofenheizen Zeit genug zu studieren. Als das Jahr wieder um war, sagte sein Herr zu ihm, wenn er noch ein Jahr bleiben wollte, sollte er dreihundert Thaler haben. Er hätte nichts zu thun, als im Kahn auf die Jagd zu rudern und Enten zu schießen: die müße er dann braten und ihm vorsetzen, wenn er nach Hause komme. Das nahm er an, denn er meinte nun bald ausstudiert zu haben, und was ihm etwa noch dazu fehlte, das könnt er in den Nebenstunden wohl noch lernen. Als nun das dritte Jahr bald herum war, ruderte er eines Tags auf die Entenjagd: da erhob sich ein Sturm und verschlug ihn jenseits des Waßers an die Stadt. Da geht er in das Wirthshaus und läßt sich einen Schoppen Wein geben, als eben wenig Gäste im Saal waren, denn es war noch früh an der Zeit. Da sieht er eine Zeitung liegen, greift darnach und blättert darin zum Zeitvertreib, da findet

er in der Zeitung, daß ein Vater seinen Sohn vermisse, der vor drei Jahren fortgeritten sei, um zu studieren. Aus der Beschreibung gieng deutlich hervor, daß es kein Anderer sein konnte als Er selbst. Da bezahlte er seine Zeche, setzte sich wieder in den Kahn und ruderte, als der Sturm sich inzwischen gelegt hatte, wieder nach dem Schloße. Als nun der Herr nach Hause kam und seine Enten verzehrte, bemerkte er, daß der Bursche ganz still und traurig da saß. Da fragte er: Was fehlt dir, warum hängst du den Kopf? Ach, sagte er, ich denke immer nach Hause an meinen alten Vater: das läßt mich Nachts nicht schlafen: am Ende krieg ich noch das Heimweh. Da zahlte ihm der Herr seine dreihundert Thaler und fuhr ihn am andern Morgen selbst ans Land. Nun kaufte er sich in der Stadt ein Pferd und ritt nach Hause. Als er jetzt zu seinem Vater kam, sagte der: Bist du endlich wieder da? Nun was hast du studiert? Bist du jetzt bald geistlich? Ich sehe doch noch nicht, daß dir die Platte geschoren ist. O, sagte der Sohn, ich habe viel etwas Beßeres studiert als „auf geistlich." So? sagte der Bauersmann: was kannst du denn Beßeres studiert haben? Das sollt ihr bald gewahr werden, sagte der Sohn. Meine Kunst bringt mir mehr ein als so ein armer Landpfarrer zu verzehren hat. Gebt acht, Morgen früh wird ein schöner großer Hund unter dem Tische liegen. Fürchtet euch aber nicht vor ihm, er thut euch kein Leid, denn Ich werde mich in den Hund verwandelt haben. Dann führt den Hund auf den Markt und schlagt ihn nicht los unter funfzig Thaler;

aber sagt ausdrücklich, ihr verkauftet ihn ohne die Kette. Am andern Morgen, wie der Bauer in die Stube kommt, liegt da ein prächtiger Neufundländer unter dem Tisch, ganz schön behangen, mit schwerer Kette am Halsband. Der Bauer nimmt die Kette in die Hand und führt ihn auf den Markt, wo auch gleich ein vornehmer Herr kommt und fragt, was der Hund koste. Ohne die Kette funfzig Thaler, sagt der Bauer. Das ist viel Geld, sagt der Herr; aber nimm die Kette ab, der Hund ist mein. Hier sind funfzig Thaler. Da nahm der Herr den Hund mit sich nach Hause und weil er so große Freude an ihm hatte, ließ er ihn von seinem Teller eßen. Die Frau war aber damit nicht aufgeschickt, daß der Herr den Hund so theuer gekauft hatte und noch viel weniger damit, daß er mit ihr am Tisch eßen sollte und sagte, der Hund gehörte in die Hütte: da sollte er ihm Spülwaßer und Brotbrocken vorsetzen laßen, das sei Hundekost. Da muste der Herr, der eben nicht Herr im Hause war, nachgeben und den Hund in die Hundehütte verweisen. Als aber am Abend die Magd kam, ihm Spülwaßer und Brocken zu bringen, sieht der Hund in den Trog und fängt an zu sprechen und sagt: Melde deinem Herrn, er sollte sich was schämen, einem so schönen Hunde so schlechtes Eßen zu schicken. Das Mädchen läuft ganz erschrocken hin zu dem Herrn und sagt, der Hund, den er gekauft habe, könne sprechen und laße ihm sagen, ob er sich nicht schäme, einem so schönen Hunde so schlechtes Eßen zu schicken? Da meint der Herr, das Mädchen sei toll im Kopfe und giebt ihm ein Paar

Schläge mit der Hetzpeitsche; geht aber doch selber hin an die Hütte. Wie der Hund den Herrn kommen sieht, weist er nach dem Trog und sagt, ob er sich nicht schäme, einem so schönen Hunde so schlechtes Eßen zu schicken. O, sagt der Herr, kannst du sprechen, so hab ich dich nicht zu theuer bezahlt. Da nimmt er ihn hinein und läßt ihn wieder mit am Tische eßen zu großem Aerger der Frau. Da blieb er die Nacht im Hause; am andern Morgen aber, wie die Magd die Stube kehrt, springt er zum offnen Fenster hinaus und läuft heim. Da nimmt er wieder menschliche Gestalt an und geht zu seinem Vater und sagt: Seht ihr nun, jetzt hab ich euch schon funfzig Thaler eingebracht. Ich hätte lange Zeit Pastor sein können eh ich das Geld verdient hätte. Es soll aber bald noch beßer kommen. Morgen früh findet ihr einen Ochsen im Stalle stehen, den bringt auf den Markt und verkauft ihn nicht unter hundert Thalern; die Halfter müßt ihr euch aber ausbedingen! Wie der Bauer nun am Morgen mit dem stattlichen Ochsen zu Markte kommt, will erst kein Käufer anbeißen wegen des hohen Preises. Da kamen am Abend zwei Metzgerburschen, die durchaus einen fetten Ochsen kaufen wollten, und dem Bauer die hundert Thaler mit Freuden zahlten. Er hatte sich aber die Halfter ausgehalten: die band er ab und gieng mit dem Gelde nach Hause. Am andern Morgen war aber der Ochse aus dem Stalle verschwunden, wo sie ihn im Wirthshaus eingestellt hatten, und der Wirth muste ihn ersetzen, denn er hatte dafür gut gesprochen. Die Sache machte Aufsehen, zumal auch von dem

Hund erzählt ward, der sprechen konnte. Das Gerücht kam dem Schwarzkünstler zu Ohren: da fiel ihm ein, das habe sein Knecht gewiss aus seinen Büchern herausstudiert; das soll ihm aber, dachte er, übel bekommen. Wie nun wieder Markttag war, verwandelte sich der Sohn in ein Pferd und der Vater führte es zu Markt und bot es zu dreihundert Thalern feil, vergaß aber, sich den Zaum vorzubehalten. Der Käufer war der Schwarzkünstler: der zahlte die dreihundert Thaler bar und nahm das Pferd beim Zaum, um es fortzuführen. Halt, rief der Bauer, das Pferd ist euer; aber der Zaum ist nicht mit verkauft. So haben wir nicht gewettet, sagt der Schwarzkünstler, der Zaum gehört zum Pferde. Da gehen sie vor den Richter: der entscheidet aber für den Schwarzkünstler, weil der Bauer sich den Zaum nicht vorbehalten habe. Da zieht der Bauer traurig ab und meint seinen Sohn nie wiederzusehen; der Schwarzkünstler aber schwingt sich auf das Pferd, setzt ihm die Sporen ein, daß das rothe Blut herausspritzt und sprengt es im Trab auf dem Straßenpflaster hin und her, daß hier ein Hufeisen und dort ein Hufeisen abflog und alle Leute sagten, es sei unerlaubt, daß er ein so schönes Pferd zu Schanden reite. Es gelang ihm aber nicht, es zu Tode zu reiten wie er gewollt hatte, denn das Pferd hielt mehr aus als Er. Da fragte er ob nicht ein Hufschmied in der Nähe wohne, der drei Gesellen habe. Sie sagten Ja, so einer wohne nicht fern von da und wiesen ihn dahin. Da ritt er das Pferd vor die Schmiede, und sagte dem Schmied, es müste im Nothstall aufgehangen und

an allen Vieren zugleich beschlagen werden. Es fehlten aber zwei Eisen, und während die geschmiedet wurden, geht der Schwarzkünstler in die Schenke nebenan, einen Schoppen Wein zu trinken. Inzwischen kommt der Lehrjunge und wischt dem Pferde den Schaum ab, von dem es so weiß geworden war, daß die Gesellen es zuerst für einen Schimmel gehalten hatten; es war aber ein Rappe. Da er ihm nun so kraut, sagt das Pferd zu dem Lehrjungen, er sollt ihm doch den Zaum ein wenig über die Ohren ziehen, daß es sich erholen könnte. Das thut der Lehrjunge und läßt das Gebiß zur Erde fallen, daß es einen Schall gab. Das hört der Schwarzkünstler nebenan und kommt eilends gelaufen. Aber das Pferd hatte sich schon in einen Hasen verwandelt und lief durch das Feld mit großen Sprüngen. Da verwandelt sich der Schwarzkünstler in einen Windhund und setzt ihm nach und der Windhund war schneller als der Hase. Als der Hase spürt, daß er verliert, verwandelt er sich in eine weiße Taube und fliegt durch die Luft. Sogleich verwandelt sich der Schwarzkünstler in einen Sperber und fliegt der Taube nach, und der Sperber war schneller als die Taube. Nun saß die junge Königstochter gerade am Fenster und spielte mit ihren Fingern: da kam die Taube geflogen und der Sperber dicht hinter ihr drein. Eben will er sie haschen, da verwandelt sich die Taube in einen goldenen Ring und fällt der Königstochter an den Finger. Nun muste der Schwarzkünstler seine Verfolgung aufgeben. Nach einiger Zeit ward aber der König krank und kein Arzt konnte ihm helfen: da ließ er ausrufen, wer ihm

seine Gesundheit wieder verschaffte, der sollte den vierten Theil des Königreichs zur Belohnung haben. Da meldet sich der Schwarzkünstler, er wolle den König heilen. Er brachte ihm auch gleich ein Heilmittel: der König nahm es und ward auf der Stelle gesund. Da sagte der König, wenn er jetzt darauf bestünde, müste er ihm den vierten Theil seines Königreichs geben. Der Schwarzkünstler versetzt, er wolle sich abfinden laßen, wenn er nur den Ring bekäme, den des Königs Tochter am Finger trüge. Da sagt der König, er wiße nicht, ob das seiner Tochter recht sei; sie habe vielleicht den Ring von einem Schatz bekommen und werde ihn dann nicht gerne hergeben wollen. Er ließ aber seine Tochter rufen und fragte sie, ob sie den Ring geben wolle; es koste ihm sonst den vierten Theil seines Königreichs. In demselben Augenblick zog sich der Ring an dem Finger der Königstochter so stark zusammen, daß sie den Schmerz empfand. Da gab sie zur Antwort, sie wolle den Ring gerne hergeben, er sitze ihr aber so fest am Finger, daß sie ihn nicht abziehen könne. Jedoch wolle sie sehen, ob sie ihn los bekäme, und den Ring dann bringen. Wie nun die junge Königin hinaus geht, wird der Ring wieder weit und bewegt sich ganz schnell um ihren Finger. Sie zieht ihn ab, da fängt der Ring an zu sprechen und sagt, sie sollte nur wieder in den Saal gehen und sich erbieten, den Ring zu geben, ihn aber fallen laßen indem sie ihn hinreichte. Das thut die Königstochter, der Ring fällt zur Erde und verwandelt sich in tausend Hirsenkörner, die sich im ganzen Saal zerstreuen. Sogleich

verwandelt sich der Schwarzkünstler in einen Hahn: der pickt die Körner geschwind auf; wie er aber meint, er hätte sie alle im Kropf, verwandelt sich das letzte Hirsekorn, das unter den Tisch gefallen war, in einen Fuchs und beißt dem Hahn die Gurgel ab. Nun erhielt der Zauberlehrling die Königstochter zur Frau und nach des Königs Tode erbte er das Königreich.

36. Kätzchen und Mäuschen.

Das Kätzchen und das Mäuschen sind einmal zusammen spazieren gegangen. Da sind sie an einen Bach gekommen und haben nicht hinüber gekonnt: da haben sie ein Strohhälmchen genommen und habens über den Bach gelegt, und das Kätzchen hat zum Mäuschen gesagt: Mäuschen, geh du zuerst hinüber. Aber das Mäuschen hat nicht getraut und gesagt: Kätzchen, geh du zuerst. Da hat sich das Kätzchen auf den Weg gemacht; wie es aber auf das Strohhälmchen gekommen ist, ist das Strohhälmchen entzwei gebrochen und das Kätzchen ist ins Waßer gefallen. Da hat das Mäuschen so arg gelacht, daß ihm sein Pänzchen zersprungen ist. Da sagt das Kätzchen zum Mäuschen: Mäuschen, jetzt geh zum Schuhmacher und laß dir dein klein Pänzchen flicken. Das Mäuschen geht zum Schuhmacher und sagt: Schuhmacher, flick mir doch mein klein Pänzchen. Da sagt der Schuhmacher: Mäuschen, soll ich dir dein klein Pänzchen flicken, so must du mir erst Borsten bringen. Da geht das Mäuschen zu der Sau und sagt: Sau, du mir Borsten gieb, Borsten ich dem Schuhmacher geb, Schuhmacher mir mein klein

Pänzchen flickt. Da sagt die Sau: Soll ich dir Borsten geben, so must du mir erst Kleien geben. Da geht das Mäuschen zum Becker und sagt: Becker du mir Kleien gieb, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt der Becker: Soll ich dir Kleien geben, must du mir Mehl geben. Da geht das Mäuschen zum Müller und sagt: Müller du mir Mehl gieb, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt der Müller: Soll ich dir Mehl geben, so must du mir Korn geben. Da gieng das Mäuschen zum Feld und sagt: Feld, du mir Korn gieb, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt das Feld: Soll ich dir Korn geben, must du mir Mist geben. Da geht das Mäuschen zu der Kuh und sagt: Kuh mir Mist gieb, Mist ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt die Kuh: Soll ich dir Mist geben, must du mir Gras geben. Da geht das Mäuschen zur Wiese und sagt: Wiese, du mir Gras gieb, Gras ich der

Kuh gebe, Kuh mir Mist giebt, Mist ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt die Wiese: Soll ich dir Gras geben, must du mir Asche geben. Da gieng das Mäuschen zum Feuer und sagte: Feuer, du mir Asche gieb, Asche ich der Wiese gebe, Wiese mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Mist giebt, Mist ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da sagt das Feuer: Soll ich dir Asche geben, must du mir Holz geben. Da geht das Mäuschen zum Busch und sagte: Busch, du mir Holz gieb, Holz ich dem Feuer gebe, Feuer mir Asche giebt, Asche ich der Wiese gebe, Wiese mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Mist giebt, Mist ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borsten giebt, Borsten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da giebt der Busch ihm Holz, Holz es dem Feuer giebt, Feuer ihm die Asche giebt, Asche es der Wiese giebt, Wiese ihm Gras giebt, Gras es der Kuh giebt, Kuh ihm Mist giebt,

Mist es dem Felde giebt, Feld ihm Korn giebt, Korn es dem Müller giebt, Müller ihm Mehl giebt, Mehl es dem Becker giebt, Becker ihm Kleien giebt, Kleien es der Sau giebt, Sau ihm Borsten giebt, Borsten es dem Schuhmacher giebt, Schuhmacher ihm sein klein Pänzchen flickt.

37. Der schlaue Rath.

Ein Ritter, der nach Jerusalem fahren wollte, verkaufte Hab und Gut, um die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten. Er erlöste aber mehr als er zu bedürfen glaubte und wollte die übrige Barschaft nicht mitnehmen, damit sie ihm nicht unterwegs geraubt würde. Er erkundigte sich also nach einem rechtschaffenen Manne, dem er sie anvertrauen könnte. Man wies ihn zu einem reichen Kaufmann: bei dem sei sie so sicher wie unter Schloß und Riegel. Er gieng also mit dem Gelde zu ihm und bat, ihm sein Bißchen Armut zu verwahren bis er wieder käme. Der Kaufmann nahm das Pfand und sprach: Reist in Gottes Namen: das Geld ist in guten Händen. Er trat also seine Reise an und kam nach einigen Jahren zurück und meldete sich bei dem Kaufmann, um sein Geld zu erheben. Da stellte sich der Kaufmann als säh er ihn heute zum erstenmale und hätte nie einen Pfennig von ihm empfangen. Der Ritter hatte weder Zeugen noch Urkunden und muste mit leeren Händen abziehen. Die Nachbarn, welchen er sein Leid klagte, wollten ihm nicht glauben, weil der Kaufmann in gutem Leumund stand, ihn aber Niemand dort kannte. Er unterließ es

aber nicht, von Zeit zu Zeit wieder zu dem Kaufmann hinzugehen, um zu fragen ob er sich noch nicht bedacht habe, ihm sein Gut auszuhändigen. Darüber ward der Kaufmann zuletzt ungehalten und verbot ihm, seine Schwelle wieder zu betreten, er müße sonst die Hunde auf ihn hetzen laßen. Da gieng der arme Mann traurig hinaus und irrte in großer Betrübniss durch die Straßen. Das bemerkte ein armes Weib, das vor seiner Thüre das Holz spaltete und fragte, warum er so traurig wär. Der Ritter wollte es ihr erst nicht sagen; sie ließ aber nicht nach bis er ihr Alles erzählte. Da sprach die alte Frau: Seid gutes Muths und folgt meinem Rath, so weiß ich gewiss, ihr werdet euer Geld wieder erhalten. Laßt euch vier große Kisten machen, anstreichen und firnissen und mit Eisen beschlagen. Die füllt dann mit kleinen Kieselsteinen und schickt damit einen von euern Gesellen zu mir. Ich will dann mit ihm und den acht Trägern zu dem Kaufmann gehen und ihm die vier Kisten übergeben laßen. Darüber kommt ihr auch herein und fordert euer Geld zurück: ich zweifle nicht, ihr bekommt es. Dem Ritter gefiel der Rath und that wie sie ihn unterwiesen hatte. Er ließ die vier Kisten machen, füllte sie mit kleinen Steinen, und ließ sie von seines Gesellen Trägern vor das Haus der alten Frau bringen. Die gieng dann mit seinem Gesellen und den Trägern zu dem Kaufmann und sagte: Herr, dieser Mann ist mein Gast und hat mich gefragt, Wem er sein Gut anvertrauen könnte. Da hab ich ihn zu euch gewiesen, weil ich weiß, daß es da sicher ist. Nehmt es in Verwahrung und wenn Gott

über ihn verfügen sollte, verwendet es zum Heil seiner Seele und zur Steuer der Armen. Damit war der Kaufmann sehr zufrieden und versprach bei seiner Treue es so damit zu halten. Darüber kommt der Ritter herein und wartete bis er zu Worte käme. Der Kaufmann empfieng ihn aber gar freundlich und brachte ihm sein Geld ungefordert, denn er sorgte, wenn er es vor diesen leugnete, die ihm die vier Kisten übergeben laßen wollten, möchten sie scheu werden und ihr Geld wieder forttragen laßen. Als der Ritter sein Geld empfangen hatte, nahm er Urlaub und gieng von dannen; desgleichen that auch sein Geselle mit der alten Frau: die vier Kisten mit den Kieselsteinen blieben in des Kaufmanns Händen. So kam der Ritter durch den schlauen Rath der alten Frau zu seinem Gelde.

38. Der Hofprophet.

An einem gewissen Hofe war ein Prophet angestellt, der muste das Wetter vorhersagen, wofür er ein ansehnliches Gehalt bezog. Er hatte aber das Unglück, daß seine Prophezeihungen nicht eintrafen, was ihm von den andern Hofbeamten viel Spott zuzog. Das ließ er sich gefallen, weil das Gehalt ja doch ausbezahlt wurde, das Wetter mochte ausfallen wie es wollte. Heimlich aber wurmte es ihm doch, nur ließ er sichs nicht merken. Nun aber geschah es, daß auf dem Lande ein Dorfprophet in großen Ruf kam, weil seine Prophezeihungen immer eintrafen. Da dachte er: Wenn du doch erfahren könntest wie dieser Bauer es anstellt, daß er immer richtig prophezeiht: so brauchtest du doch dein Brot nicht mit Schanden zu eßen. Da steckte er eines Tags eine gute Summe Geldes zu sich und machte sich auf den Weg zu dem Dorfpropheten. Dem trug er sein Anliegen vor und ließ sich verlauten, wenn er ihm sagte wie er es anstellte, das Wetter immer so richtig vorherzusagen, so sollte es sein Schade nicht sein. Aber der Dorfprophet sagte: So geht das nicht, guter Freund: ihr Herrn am Hof seid gewohnt, viel zu versprechen und wenig zu halten.

Butter bei die Fische! oder ich halte reinen Mund. Da muste der Hofprophet sich entschließen, hundert Goldgulden hinzuzahlen. Hm, sagte der Dorfprophet: wenn ihr noch hundert dazu legtet, so wär es gerade noch einmal so viel. Der Hofprophet muste also den Beutel zum andernmal ziehen und die Summe verdoppeln. Jetzt könnte ich mirs schon überlegen, sagte der Dorfprophet; aber wer weiß wie es ausfiele. Darum solltet ihr den Sichern spielen und lieber gleich noch hundert Goldgulden hervorlangen. Dem Hofpropheten kam es hart an, es war sein letztes Geld; aber er hatte es sich doch nun einmal getröstet: so mochte es denn drum sein. Er zählte also auch die letzten hundert Goldgulden noch hin und sagte: Nun aber heraus mit der Sprache! Der Dorfprophet strich das Geld gemüthlich ein, schloß es in seinen Schrank, steckte den Schlüßel in die Tasche und klopfte sich auf die lederne Büxe, daß es schallte. Nun merkt auf, sagte er, wie ich es mache, daß ich immer richtig prophezeihe. Seht, sagte er, ich warte, bis Ihr prophezeiht habt; alsdann prophezeihe ich das Gegentheil: damit treff ich immer das Richtige. Adjes Herr Hofprophet!

39. Halb zu Fuß und halb geritten.

Ein König hatte schweren Haß auf einen seiner Ritter geworfen und that ihm großen Schaden, um ihn aus seinem Lande zu vertreiben. Da schickten die besten seiner Freunde zu dem König und erbaten ihm Gnade. Der König wollte ihm seine Gunst nicht wieder zuwenden; weil die Fürsprecher aber nicht nachließen, stellte er Bedingungen, die der Ritter wie er glaubte nicht zu erfüllen wiße. Er sollte nämlich seine Gunst wieder erlangen, wenn er zu Hofe käme halb zu Fuß und halb geritten; auch sollte er seinen besten Freund, seinen ärgsten Feind und seinen liebsten Spielmann mitbringen. Als der Ritter von diesen Bedingungen hörte, sann er lange nach, wie er sie zur Zufriedenheit des Königs erfüllen möchte. Einst übernachtete ein Pilgrim bei dem Ritter. Da sprach er zu seinem bösen Weibe: Sollen wir den Pilger tödten? Er führt große Schätze bei sich: wir werden auf einmal reich werden. Dieser Vorschlag gefiel der geldgierigen Frau. Als nun Alles im Hause schlief, gieng der Ritter zu dem Pilgrim, wie die Frau glaubte, ihn zu ermorden. Er weckte ihn aber freundlich, gab ihm Reisezehrung und hieß ihn, sich unbemerkt hinweg-

zuschleichen. Darauf schlachtete er ein Kalb, theilte es in viele Stücke, legte sie in einen Sack und gieng zu seiner Frau und sagte: Ich habe die Gliedmaßen des Pilgrims in diesen Sack gelegt; hilf mir nun, daß wir sie im Stalle vergraben. Auch zeigte er ihr einen mäßigen Haufen Gold, den er dem Pilgrim abgenommen habe. Darauf vergruben sie beide den Sack im Stalle. Als nun der Tag kam, daß er zu Hof reiten sollte, nahm er seinen Hund an eine Schnur, seinen jungen Sohn auf den Arm und sein Weib an die linke Hand und begab sich an den Hof. Als sie in die Nähe des Königsschloßes kamen, legte er sein rechtes Bein auf den Hund und mit dem linken Bein stelzte er sich weiter. So kam er halb geritten und halb gegangen in den Saal vor den König. Als ihn dieser sah, verwunderte er sich mit seinen Hofleuten; doch sprach er zu ihm: wo ist aber euer bester Freund? Da zog der Ritter ein Meßer hervor und hieb dem Hunde ein Ohr ab. Der Hund schrie gewaltig und nahm die Flucht vor dem Ritter; aber da pfiff ihm der Ritter und alsbald kam das getreue Thier zu seinem Herrn zurückgelaufen. Da sprach der Ritter zu dem König: Seht, das ist mein getreuster Freund. Der König sprach: Wo ist aber euer Spielmann? Da zeigte der Ritter auf das Kind zu seinen Füßen und sprach: Seht Herr, kein Spielmann mag mich mehr ergetzen als dieser mein Sohn, wenn ich ihn vor mir spielen sehe. Gut, sprach der König: nun zeigt mir auch euern grösten Feind. Da gab der Ritter seiner Frau eine Ohrfeige und sprach: Wie blickst du meinen

Herrn den König so unehrerbietig an! Die Frau ward zornig und rief: Du verfluchter Mörder, was schlägst du mich? Du hast wohl noch eine schlimmere That in deinem Hause begangen. Hört selber, Herr, und ihr Ritter alle; er hat einen Pilgrim in seinem Hause ermordet um das geringe Gut, das er mit sich führte. Da gab ihr der Ritter eine zweite Maulschelle und sprach: Du böses Weib, was zeihst du mich eines solchen Verbrechens? Da gerieth sie in Wuth und schrie: Kommt denn, ihr Herrn, in unser Haus und überzeugt euch von der Wahrheit; ich will euch zeigen wo er den Leichnam des Pilgers in seinem Hause vergraben hat. Das hörten alle Anwesenden und giengen in des Ritters Haus, Nachsuchung zu halten. Das Weib lief voran, öffnete den Stall und zeigte ihnen die Stelle, wo der Sack mit dem Kalbfell und dem Fleisch vergraben lag. Und als es die Diener herausgruben und erkannten, daß es kein Menschenfleisch war, da begriffen sie des Ritters kluge Veranstaltung, priesen seine Weisheit und führten ihn zu dem König zurück, der ihm zugestand, daß er auch diese Aufgabe, wie alle übrigen zu seiner Zufriedenheit gelöst habe. Er solle nun wieder seiner Huld genießen.

40. Die sieben Gesellen.

Es war einmal ein König, der gerieth in Krieg mit seinem nächsten Nachbarn, einem mächtigen Kaiser, und verlor die Schlacht und muste zusehen, daß seine Hauptstadt verbrannt und alle Schätze seiner Kammer entführt wurden. Nach einiger Zeit erholte er sich etwas und gedachte dem Kaiser den Raub wieder abzunehmen. Er ließ also ein Gebot ausgehen über all sein Land, daß jeder Gutsherr einen Reitersmann ins Feld stellen sollte oder tausend Laubthaler in seine Kammer bezahlen. Nun war da ein Graf durch den Krieg sehr herunter gekommen, denn er hatte Raub und Plünderung erfahren müßen. Seine Söhne waren auch alle gefallen und selbst war er schon zu alt die Waffen zu führen; die tausend Laubthaler zu zahlen fiel ihm aber zu schwer, denn er hätte Haus und Hof verkaufen müßen. Wie er nun so betrübt war und sich nicht zu rathen wuste, sagte eine seiner Töchter zu ihm: Wißt ihr was, Vater? gebt Mir Ritterkleider und Waffen und ein gutes Pferd; so will ich in des Königs Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Das gefiel dem Grafen nicht übel, er schaffte

der Tochter Waffen und Rüstung und gab ihr das beste Pferd aus seinem Stalle. Die junge Gräfin ritt hinaus und kam schon am ersten Tage an einen Teich, bei dem eine alte Frau ihre Lämmer weidete. Ein Schäflein war ihr aber ins Waßer gefallen und die alte Frau wuste es nicht wieder herauszuziehen. Wie nun der Ritter daher gezogen kam, rief sie ihn flehentlich um Beistand an. Aber der that als hörte er es nicht und ritt ganz stolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Wenn ihr mir denn nicht helfen wollt, so wünsche ich euch glückliche Reise, Fräulein! O weh! dachte die junge Gräfin, wenn mir die Leute gleich ansehen, daß ich ein Fräulein bin, so reite ich beßer gleich wieder nach Hause, denn wenn ich ins Lager käme würd ich mit Spott und Schande wieder heimgeschickt. Da wandte sie ihr Pferd und ritt wieder heim zu ihrem Vater. Der Graf war sehr betrübt, als sie schon zurück kam, denn nun muste er doch für die tausend Laubthaler sorgen. Da trat aber die andere Tochter zu ihm und sprach: Vater, gebt Mir Waffen und Rüstung und ein gutes Pferd, so will ich ins Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Mich wird man wohl nicht erkennen. Der Graf schaffte ihr also Kleider und Waffen, gab ihr das beste Pferd aus seinem Stalle und entließ sie mit seinem Segen. Wie sie nun eine Strecke geritten war, kam sie an den Teich, bei dem die alte Frau ihre Lämmer weidete. Wieder war ihr ein Lamm in den Teich gefallen, sie wuste es nicht herauszuziehen und bat den jungen Ritter flehentlich um seinen Beistand. Der aber

träumte schon von seinen Heldenthaten und ritt stolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Glückliche Reise denn, Fräulein. Als die junge Gräfin sah, daß sie auch erkannt würde so gut als ihre Schwester, verzweifelte sie an dem Erfolg, wandte ihr Pferd und ritt heim zu ihrem Vater. Da war denn der Graf sehr betrübt, denn nun sah er wohl, daß er die tausend Laubthaler herbeischaffen müße. Da kam aber die dritte und jüngste Tochter und sprach: Väterchen, versuch es noch einmal mit Mir, vielleicht bin ich glücklicher und dann ist dir geholfen. Der Graf wuste erst nicht was er thun sollte: die jüngste Tochter war ihm die liebste, er mochte sie nicht gerne den Kriegsgefahren aussetzen und war auch so an sie gewöhnt, daß er sie nicht missen mochte. Sie legte sich aber aufs Bitten und hielt so lange an bis er endlich nachgab. Sie muste sich aber mit einem rostigen Harnisch begnügen und bekam auch das schlechteste Pferd, weil ihre Schwestern die andern lahm geritten hatten. Sie ritt aber getrost fort und kam am Abend gleichfalls zu dem Teich, wo die alte Frau ihre Schafe weidete und um das Lämmchen jammerte, das ihr ins Waßer gefallen war. Da ließ sie sich nicht erst um Hülfe bitten, sondern sprang gleich vom Pferde, zog das Lamm heraus, brachte es der Alten und sprach ihr guten Muth zu: Gebt euch zufrieden, liebe Frau: das Schäfchen ist wohl ein wenig erschrocken, wird sich aber bald erholen, denn es hat keinen Schaden genommen. Ei schönen Dank, Herr Ritter, sprach die alte Frau, da habt ihr mir einen großen Dienst

geleistet. Ein Dienst ist aber des andern werth, und ich will sehen was ich für euch thun kann. Euer Pferd ist nicht ganz gut zu Fuß, ihr habt ein beßeres verdient. Sie klopfte mit ihrem Hirtenstab auf die Erde; da that sie sich auf und gleich kam ein prächtiger Schimmel hervor gesprengt. Nicht so, Geselle, sagte die Alte, du solltest mit Sattel und Zeug gekommen sein, schöner geschirrt als des Kaisers Zelter. Sie berührte den Schimmel mit ihrem Stabe und sogleich stand er mit goldenem Reitzeug geschmückt. Dieß Pferd, sagte die Alte, hab ich selber abgerichtet; es ist klug und weiß das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Haltet es wohl, ihr könnt euch ganz auf seinen Rath verlaßen. Ihr seid aber auch selbst nicht ganz nach euerm Stande gekleidet: so ein schöner, vornehmer Ritter muß beßer geschmückt sein. Wieder schlug sie mit ihrem Stabe auf die Erde und sogleich stand da eine Kiste mit kostbarem Rüstzeug und anderm Feldgeräth; auf dem Boden aber lagen ganze Haufen Gold. Da zog ihm die Alte den rostigen Panzer aus und nahm Ein Stück nach dem Andern und Eins prächtiger als das Andere aus der Kiste und bekleidete damit den Ritter; das Uebrige schnürte sie ihm mit dem Golde in den Ranzen und hieß ihn wohlgemuth seines Weges ziehen. Der junge Ritter ritt fort und kam in einen Wald, wo er kräftige Axtschläge hörte und dabei ein Krachen als wenn Bäume zusammenbrächen. Als er näher kam, fand er einen Holzhacker, der mit jedem Schlage eine mächtige Eiche fällte. Warum zerstörst du den Wald? fragte der Ritter. Ei,

sagte der Holzhacker, meine Frau will Wäsche halten, da braucht sie Reisig. — Wie heißest du denn? fragte der Ritter. — Mein Name ist Knochenstark. Da fieng das kluge Pferd an zu sprechen und rieth dem Ritter, diesen Mann mitzunehmen, er könne ihm unterwegs von Nutzen sein. Willst du mir dienen? fragte der Ritter; ich gebe dir Kost und guten Lohn. Warum nicht? sagte Knochenstark: meine Frau kann sich das Bündel selber heimholen. Da nahm er seine Axt auf die Schulter und folgte ihm nach.

Als sie an das Ende des Waldes kamen, saß da ein Mann, der sich einen Strick an die Beine band, der war ganz kurz. Warum thust du das? fragte der Ritter. Damit ich Hasen und Rehe fangen kann, denn wenn ich zu weit ausschreite, überlaufe ich alles Wild und fange gar nichts. Hirsche giebt es hier nicht, die Herrn Officiere haben sie alle zusammengeschoßen. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name ist Vogelschnell. Der ist auch zu brauchen, rieth der Schimmel. Willst du in meine Dienste treten? fragte der Ritter. Ihr sollt Wild genug zu eßen bekommen und braucht nicht viel danach zu laufen. Der Vogelschnell war es zufrieden und folgte ihm nach.

Als sie eine Strecke weiter kamen, trafen sie einen Schützen, der mit verbundenen Augen zielte; man sah aber nicht wonach. Was wollt ihr schießen? fragte der Ritter. Der Schütze sagte: Zwanzig Meilen von hier, auf der Spitze des Kirchthurms, sitzt eine Mücke: die will ich herunter schießen. — Warum hast

du dir denn die Augen verbunden? Ei, sagte er, Mauern und Wälle würden ja zusammenstürzen, so scharf sind meine Blicke. Wie heißest du denn? — Mein Name ist Scharfschütz. Der ist brauchbar, nimm ihn auch mit, flüsterte der Schimmel. Willst du in meine Dienste treten? fragte der Ritter. Du sollst zu schießen haben, dazu guten Lohn. Der Scharfschütz war es zufrieden und folgte ihm nach.

Bald darauf kamen sie an einen großen See; vor den hatte sich ein Mann gelegt und trank mit großen Zügen. Der Ritter fragte, warum er das thäte. Ei, sagte er, weil ich so großen Durst habe und weiß ihn nicht zu stillen. Schon zehnmal hab ich diesen Tümpel ausgetrunken; aber ehe er wieder volllief, meinte ich vor Durst zu vergehen. Wie heißt ihr denn? fragte der Ritter. — Mein Name ist Saufaus. — Der ist sehr brauchbar, sagte der Schimmel, nimm ihn mit. Wollt ihr mir dienen? fragte der Ritter. Ich will euch Wein für Waßer zu trinken geben. Das wäre mir schon Recht, sagte der Saufaus und folgte ihm nach.

Nun gieng es den Berg hinauf. Da sahen sie zwei und siebzig Mühlen stehen, die drehten lustig ihre Flügel; und doch war kein Wind zu spüren. Als sie aber über den Berg waren, war der Sturm so stark, daß sie kaum vorwärts konnten. Endlich kamen sie doch in die Ebene, da fanden sie einen Mann, der ein Nasloch zuhielt und mit dem andern blies. Was thust du da, guter Freund? fragte der Ritter. Ei, sagte er, ihr seht doch wohl die Mühlen da: denen muß ich Wind schaffen,

sonst stehen sie still. Warum hältst du denn das Nasloch zu? fragte der Ritter. Nun, sagte der Bläser, ich will doch nicht den Berg mit samt den Mühlen wegblasen. Da fragte der Ritter: Wie ist denn dein Name? — Blasius Pausback. — Ein sehr brauchbarer Mann, sagte der Schimmel: nimm ihn auch mit. Willst du mit mir ziehen? fragte der Ritter. Du sollst guten Lohn und wenig zu schaffen haben. Das bin ich zufrieden, sagte der Blasius und folgte ihm nach.

Nicht lange nachher kamen sie an eine Wiese, da sahen sie einen Mann, der hatte ein Ohr an die Erde gelegt als ob er horchte. Was machst du da? fragte der Ritter. Ich höre die Kräuter wachsen, sagte er, und die Flöhe husten, und wenn ich ein Ohr an die Erde lege, weiß ich was meilenweit geschieht. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name ist Feinohr. Auch der ist zu brauchen, sagte der Schimmel. Willst du mit mir ziehen? fragte der Ritter; ich gebe dir guten Lohn und wenig zu schaffen. Der Feinohr war es zufrieden und folgte ihm nach.

Ehe sie nun an das Lager kamen, fanden sie einen Mann vor einem Haufen Knochen stehen und an dem letzten nagte er noch. Seid ihr immer so hungrig? fragte der Ritter. Nein, sagte der Mann, nur wenn ich mich nicht satt gegeßen habe. Aber hier war nicht viel zum Besten: die meisten Heerden frißt des Königs Kriegsheer. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. Sie nennen mich Vielfraß, geben mir aber nichts zu eßen. Nimm ihn mit, sagte der Schimmel, er ist zu brauchen. Geh

mit mir, sagte der Ritter: ich will dich satt machen. Wenn ihr nur Wort haltet, brummte der Vielfraß und folgte dem Ritter ins Lager.

Als sie da ankamen, nahm der Ritter ein schönes Zelt aus seinem Ranzen und schlug es auf. Er gab auch jedem seiner sieben Gesellen eine stattliche Livree. Als nun der König mit der Königin geritten kam und das prächtige Zelt mit den stolzen Dienern sah, fragte er nach dem Ritter, der sogleich hervortrat und alle Fragen des Königs und der Königin gewandt und munter beantwortete. Der König hatte großes Wohlgefallen an dem Ritter und ernannte ihn auf dem Fleck zu seinem obersten Stallmeister. Noch mehr aber stach der schöne Jüngling der Königin in die Augen; er hingegen sah nicht viel nach der schönen Frau, sein Blick war stäts auf den König geheftet. Am andern Morgen gieng er in der Frühe im Schloßgarten spazieren: da begegnete ihm die Königin, hängte sich in seinen Arm und befahl ihm, sie in sein Gemach zu begleiten. Er brachte sie bis an die Thüre und entschuldigte sich dann, daß er beim Erwachen des Königs zugegen sein müße, um seine Befehle zu hören. Das nahm die Königin übel und warf einen Haß auf ihn. Bei Tische kam die Rede auf einen Drachen, der des Königs Land verwüste. Da sagte die Königin, der junge Ritter habe sie um ihre Fürsprache gebeten, daß ihm erlaubt würde, es mit diesem Drachen aufzunehmen. Der junge Ritter schwieg still, denn er durfte sie nicht Lügen strafen; der König aber, der ihm gewogen war, meinte, dazu

wär er noch zu jung und zart. Die Königin wollte das nicht gelten laßen und hielt so lange an bis der König seinen Willen darein gab. Ganz niedergeschlagen gieng der Ritter in den Stall zu seinem Schimmel; der sprach ihm aber Muth zu: er sollte es nur getrost wagen und Alles thun was er ihm riethe, so würde es sich noch zu seinem Ruhm und Vortheil wenden. Eh er hinwegritt, bat er den König noch um sein Bildniss und erhielt es. Die Königin, die es verdroß, daß er das ihrige nicht begehrt hatte, fiel darüber in Krämpfe.

Nun zog der Ritter mit seinen sieben Gesellen nach dem Walde, wo der Drache hauste. In dem Walde war ein großer See, zu dem kam der Drache täglich geflogen um zu trinken. Da befahl der junge Ritter auf des Schimmels Rath seinem Gesellen Saufaus, diesen See leer zu trinken. Als das geschehen war, muste Knochenstark so viel Fäßer Wein herbeischaffen, daß der See wieder voll ward. Dann muste er noch einmal in die Stadt, um zwanzig Tonnen Heringe herbeizuholen, die man ans Ufer stellte, da wo der Drache zu trinken kam. Als nun der Drache geflogen kam, verschlang er erst die zwanzig Tonnen Heringe: davon bekam er so großen Durst, daß er den See rein austrank und nicht einen Tropfen drin ließ. Nun war er aber auch betrunken und stürzte besinnungslos zu Boden und schnarchte, daß die Aeste von den Bäumen brachen. Da rief der Ritter seine sieben Gesellen herbei, ließ den schlafenden Drachen binden und von Knochenstark vor des Königs Zelt tragen, damit er selbst die Freude

hätte, den ungeheuern Drachen zu tödten. Als dieß geschah, erhob das Volk ein lautes Freudengeschrei und der König drückte dem Ritter dankbar die Hand. Die Königin, von diesem Ausgang beschämt, versuchte es noch einmal, den schönen Ritter zu gewinnen und überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Schmeichelworten. Als sie aber merkte, daß sie damit keinen Stein im Brett bei ihm gewann, fiel sie aus der Liebe wieder in den Haß, und gieng zu dem König und sagte, der junge starke Ritter sei erbötig, dem Kaiser die ganze Kriegsbeute allein und ohne Heer wieder abzugewinnen und habe sie inständigst gebeten, ihm die Erlaubniss dazu auszuwirken. Der König wollte darein nicht willigen, weil er meinte, der junge Ritter renne mit offenen Augen in sein Verderben. Aber die Königin sagte, da er den Drachen bezwungen hätte, so vermöchte er das auch, und wenn es ihm nicht erlaubt würde, thäte er sich sicher ein Leid an. Da gab er endlich nach und erlaubte dem Ritter die Fahrt. Als der Ritter hörte, was von ihm erwartet würde, gieng er verzweifelnd in den Stall bei seinem Pferdchen Trost zu suchen: das wuste aber schon Alles und auch guten Rath dafür.

Da nahm der Ritter Urlaub von dem König, nicht aber von der Königin, welche das sehr übel nahm und dadurch in ihrem Haß noch bestärkt wurde. Er achtete aber nicht darauf, denn an ihrer Gnade war ihm nicht so viel gelegen als an des Königs Huld. Er ritt nun mit seinen Gesellen nach der Hauptstadt des Kaisers, stieg ab vor dem Schloße, stellte sich

als Gesandter des Königs vor und forderte den Kaiser auf, seinem Herrn die geraubten Schätze zurückzuschicken und für allen Schaden Ersatz zu leisten. Da lachte ihn der Kaiser aus und sprach: Herr Gesandter, wenn ihr an der Spitze eines Heers von siebenmalhundert tausend Mann gekommen wärt, so ließe sich hievon ein Wort mit euch sprechen. Da ihr aber nur sieben Mann im Gefolge habt, so geb ich des Königs Schätze nicht heraus, wenn ihr mit euern Gesellen nicht morgen früh alles frische Brot aufeßt, das diese Nacht in meiner Hauptstadt gebacken wird. Da bedankte sich der Ritter bei dem Kaiser für eine so leichte Aufgabe und sagte, er werde sich am andern Morgen bei Zeit zum Frühstück einstellen. Als er darauf in die Herberge ritt, ließ er seinen Vielfraß kommen und fragte, ob er sich auch dafür aussehe. Da freute sich der Vielfraß, daß er doch endlich einmal satt zu eßen bekommen sollte. Aber zuvor muste er noch die Fasten halten, denn der Ritter ließ ihm aus Vorsicht kein Abendbrot reichen. Am andern Morgen, als er mit seinem Gefolge auf den Markt kam, lag da das frisch gebackene Brot haushoch aufgeschichtet. Der Ritter erschrak und auch Vielfraß schüttelte den Kopf, aber nur weil er zweifelte, ob er auch satt werden würde nach so langem Fasten. Er machte sich aber sogleich ans Werk und bald war von dem hohen Haufen nichts mehr zu sehen: Vielfraß saß betrübt an der öden Stelle und rief den Leuten zu, wenn sie noch Mehl hätten, möchten sie ihm doch um Gotteswillen noch etwas backen eh er verhungern müste. So war diese Aufgabe

gelöst; wer aber sein Wort nicht hielt, war der Kaiser. Er sprach, wer so viel gegeßen hätte, den müste auch dürsten. Also nichts für ungut, Herr Ritter, wenn ich euch die Schätze nicht gebe ehe ihr nicht mit euern Leuten alle Brunnen in der ganzen Stadt ausgetrunken habt. Es soll geschehen, Herr Kaiser, nach euerm Befehl, versetzte der Ritter; wir möchten nur um die Gnade bitten, die Weinfäßer gleich mit leeren zu dürfen, denn Waßer allein ist ein schaler Trank. Der Kaiser bewilligte das gerne zur großen Freude von Saufaus, denn er trank auch lieber Wein als Waßer. Er fieng aber doch mit dem Waßer an, und als er alle Brunnen geleert hatte, machte er sich über die Keller her, Knochenstark hob die Fäßer in die Höhe und Saufaus, der unter dem Spunde lag, ließ wacker eingehen, und bald war für Geld kein Tropfen Wein mehr in der Stadt zu haben. Der Kaiser war sehr verdroßen, nicht bloß wegen der leeren Fäßer, sondern weil er die Schätze nicht hergeben wollte und doch auch keinen andern Vorwand mehr wuste. Da half ihm seine Tochter aus der Verlegenheit, welche die schnellfüßigste Läuferin im ganzen Lande war. Vater, sprach sie, sagt dem Ritter die Schätze zu, wenn einer seiner Leute mich im Wettlauf besiegen könne. Dieser Rath gefiel dem Kaiser, und der Ritter, der an seinen Schnellläufer dachte, willigte ein, auch diese Probe noch zu bestehen.

Sie zogen also in die Rennbahn, die zwei Meilen lang war, und die Kaiserstochter schürzte sich zum Wettlauf mit dem Vogelschnell. Dieser bat erst um einen Trunk, weil aber

alle Brunnen ausgetrunken und auch alle Weinfäßer leer waren, gab man ihm Brantwein, und von dem starken Getränke übermannt, sank Vogelschnell leblos an einem Baume nieder. Das Zeichen zum Wettlauf ward dreimal gegeben, die Kaiserstochter begann den Lauf, und schon war sie auf eine halbe Meile dem Ziele genaht und noch ließ sich Vogelschnell nicht sehen. Der Ritter war besorgt und befahl seinem Feinohr zu horchen, wo Vogelschnell bliebe. Feinohr legte sich an die Erde und sagte dann: Er liegt unter einem Baum und schnarcht, daß sich die Aeste biegen. Schieß einen Bolzen nach ihm, daß er aufwacht, befahl der Ritter dem Scharfschützen. Dieser legte einen Bolzen auf den Bogen und Vogelschnell von dem Schmerz erweckt, sah um sich und sah die Kaiserstochter fast schon am Ziele. Da stand er auf und fieng an zu laufen und lief so schnell, daß er noch vor ihr das Ziel erreichte. Der Ritter begehrte nun ernstlich die geraubten Schätze. Nehmt sie aus der Kammer, sagte der Kaiser, aber nicht mehr, als einer eurer Gesellen tragen kann. Als das Knochenstark hörte, ließ er zwei und siebzig Schneider kommen, die musten die Nacht aufsitzen und eine große Tasche von grober Leinwand nähen: darin wollte er die Schätze heimtragen. Als er aber in die Kammer kam, nahm er des Königs Schätze und schob sie in die eine Westentasche und die des Kaisers in die andere. Der Schatzmeister erschrak und lief hin es dem Kaiser anzuzeigen. Der kam alsbald und sagte, so wär es nicht gemeint, seine Schätze müsten in der Kammer bleiben. Aber Knochenstark sagte: Von dem

Bißchen Armut gäb er nichts heraus; er hätte sich da die große Tasche machen laßen, und nun wär nichts dafür da: was das für eine Wirthschaft wäre! Da fürchtete der Kaiser, er möchte ihn selber drein stecken und schwieg. Nun nahm der Ritter Urlaub und machte sich mit seinen Gesellen auf den Weg. Als sie eine Meile gegangen waren, legte sich Feinohr auf den Boden und sagte, er höre Rossegestampf, gewiss laße sie der Kaiser von Reitern verfolgen, um ihnen die Schätze wieder abzunehmen. Der Ritter erschrak und ermahnte zur Eile. Sie kamen aber bald an einen breiten Fluß, da lag kein Kahn bereit, der sie hinüber gebracht hätte. Da fieng Saufaus an zu trinken und trank alles Waßer auf in dem Fluße, daß sie trocken hindurch gehen konnten. Als nun der Kaiser mit seinen Reitern herangesprengt kam, war unterdes der Fluß wieder vollgelaufen; sie schwammen aber auf den Pferden über und waren schon mitten in dem Fluße, da fieng Blasius an zu blasen, daß die Wellen hoch giengen und Ross und Reiter ertranken.

Nun stritten sich die Diener des Ritters, wer das Beste gethan und den grösten Antheil an der Beute verdient hätte. Wenn ich nicht war, sagte Blasius, so hätte uns der Kaiser eingeholt und getödtet. Wenn ich nicht war, meinte aber Saufaus, so wären wir nicht über den Fluß gekommen. Und wenn ich nicht war, sagte Knochenstark, so hättet ihr nichts zu saufen und zu blasen gehabt und wir säßen noch in der Hauptstadt oder hiengen am Galgen. Und so rühmte Jeder seine

Verdienste; aber der Ritter legte sich ins Mittel und sagte, es gehöre ja Alles dem König, der würde sie, wenn sie heim kämen, reichlich belohnen. Also schloßen sie Frieden und setzten ihre Reise nach der Hauptstadt fort.

Als sie ankamen, gieng ihnen der König entgegen und empfieng sie mit großer Freude. Die Königin, als sie sah, daß ihr Anschlag vereitelt sei, wuste nicht ob sie sich freuen oder ärgern sollte; doch siegte endlich ihre Liebe zu dem schönen Ritter, mit dem sie es noch einmal versuchen wollte. In der Nacht schmückte sie sich auf das Reizendste und ließ ihn durch ihre Kammerfrau, die auch bis über die Ohren in den schönen Jüngling verliebt schien, zu sich bescheiden. Der Ritter erschrak, kleidete sich aber doch an und folgte der Kammerfrau in das Schlafgemach der Königin. Diese empfieng ihn zärtlich und bestürmte ihn mit Liebkosungen. Er blieb aber kalt und sprach zuletzt: Frau Königin, wenn ihr wüstet was ich weiß, so würdet ihrs mir nicht verdenken, daß ich eure Liebe nicht erwiedern kann. Die Königin erzürnte und fiel über ihn her, sein Gesicht zu zerkratzen, wandte dann aber ihre Wuth gegen sich selbst, zerriß ihre Kleider und erhob lautes Geschrei, also, daß der König herbeikam und den Ritter bei seiner Gemahlin fand. Da klagte sie ihn dessen an, wessen sie sich selber schuldig wuste und berief sich auf ihr zerrißenes Gewand. Der König gerieth in gerechten Zorn und sprach das Urtheil, daß der Ritter vor allem Volke an einen Pfahl gebunden und qualvoll hingerichtet werden sollte. Dieses Urtheil wäre am Morgen

vollstreckt worden; als man aber dem Ritter die Kleider vom Leibe riß, zeigte es sich, daß es ein Weib sei. Da die Königin das sah und ihre Ränke zu Tage kamen, sank sie wie vom Blitz getroffen zu Boden und erwachte nicht wieder aus ihrer Ohnmacht. Der König aber nahm die schöne Gräfin zur Gemahlin und sorgte auch für ihre Gesellen, daß Vielfraß nicht zu hungern und Saufaus nicht zu dürsten brauchte. Auch das kluge Pferd wurde nicht vergeßen: die Königin selber schwang ihm täglich goldene Gerste.

41. Die Schöpfung der Westfalen.

Daß die Westfalen unsern Herrn Jesum Christum gekreuzigt hätten, dessen werden sie mit Unrecht beschuldigt, denn sie waren damals kaum erst erschaffen. Mit dieser Schöpfung gieng es aber so zu:

Als unser Herr mit seinen Jüngern noch auf Erden wandelte, da kam er einst in das Land der rothen Erde, das damals noch nicht von Menschen bevölkert war, denn seine derzeitigen Einwohner liefen auf allen Vieren und grunzten. Es ist ein wüstes Land, sagte St. Peter, das muß wahr sein; aber in dem stinkenden Nebel dieser Haiden könnten doch vielleicht Menschen leben: der Mensch ist gar ein zähes Geschöpf: was läßt er sich nicht alles gefallen! Und Schade wäre es doch um die Schinken dieser Vorstenthiere, wenn sie Niemand in den Rauch hienge! Der Herr aber meinte, viel Gescheidtes könne doch aus dem Menschengeschlecht nicht werden, das hier sein Leben zu fristen bestimmt wäre; beßer bliebe es also unerschaffen. St. Peter ließ indes zu bitten nicht nach, der Herr solle es doch nur einmal damit versuchen: „batt es nicht, so schadt es nicht," meinte er, und es müße auch solche Käuze

geben; der Herr habe doch Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer erschaffen, warum nicht auch Westfalen? Endlich ließ sich der Heiland erweichen und sagte: Dir zu Liebe will ich es denn thun, du wirst aber sehen, was unser Dank sein wird. Darauf stieß er mit den Füßen nach Etwas, das im Wege lag und Einem der Ureinwohner des Landes entfallen war und sprach: Werd ein Westfale! Und alsbald stand da ein ungeschlachter Gesell, der auch gleich die Arme in die Seite stemmte und unsern Herrn Jesum anfuhr: Na, wat stött he mik! Da sagte der Heiland: Siehst du nun, St. Peter, was unser Dank ist?

42. Die drei Träume.

Es waren einmal drei Gesellen, die fuhren mit einander über Land und kamen in einen tiefen Wald, wo sie Eßenswaaren nicht feil fanden. Nun hatten sie nichts weiter als ein kleines Brot und waren doch gar hungrig. Da sprachen sie zu einander: Wenn wir das kleine Brot in drei Stücke theilen, so bekommt ein Jeder so wenig, daß er seinen Hunger nicht damit stillen kann. Laßt uns also einen Rath erdenken, daß sich wenigstens Einer daran ersättigen mag. Da sprach Einer: So wollen wir uns schlafen legen und Wer den besten Traum hat, der soll das Brot ganz haben. Da sagten sie: der Rath ist gut, und legten sich hin zu schlafen. Als nun zweie der Gesellen eingeschlafen waren, stand der dritte, der den Rath gegeben hatte, auf und aß das Brot ganz, so daß seinen Gesellen nichts übrig blieb. Darauf gieng er hin, weckte die beiden andern und sprach: Steht auf und sage ein Jeder seinen Traum. Da sprach der Erste: Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ich sah eine goldene Leiter bis in den Himmel reichen, Engel stiegen daran auf und ab, und einer kam und nahm meine Seele und führte sie in den Himmel. Da sah ich den Vater und den Sohn und den heiligen Geist und so viel Freuden wie sie kein Auge je gesehen, kein Ohr gehört hat.

Und das war mein Traum. Da sprach der Andere: Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ich sah eine Rotte von Teufeln kommen mit glühenden Eisenzangen, damit zogen sie meine Seele aus meinem Leibe, führten sie in die Hölle, setzten sie auf einen Platz, der voll scharfer Schermeßer war und sprachen: So lange Gott im Himmel ist, so lange must du hier bleiben. Und das war mein Traum. Da sprach der dritte, der den Rath gegeben hatte: Nun hört auch meinen Traum. Es kam ein Engel und sprach zu mir: Willst du sehen, wo deine Gesellen sind? Da sprach ich: Ja, denn wir haben ein Brot mit einander zu theilen, und ich fürchte, sie haben es mit sich genommen. Nein, sprach der Engel, dem ist nicht so, das Brot liegt noch dort. Komm aber und folge mir. Da führte er mich vor des Himmels Thor, und als ich hinein schaute, sah ich dich in einem goldenen Stuhle sitzen und auf dem Tisch vor dir stand Eßen und Trinken in Hülle und Fülle. Da sprach der Engel: Sieh, dein Geselle hat hier ein herrliches Leben in alle Ewigkeit. Nun komm auch und sieh wie es deinem andern Gesellen ergeht. Da führte er mich vor das Höllenthor und als ich hineinschaute, sah ich dich auf lauter scharfen Schermeßern sitzen. Da sprach ich zu dir: O lieber Gesell, mir ist leid, daß ich dich an dieser Stätte finde. Da sprachst du: So lange Gott im Himmel ist, muß ich hier bleiben. Darum geh und iß das Brot auf, denn mich und unsern Gesellen siehst du nie wieder. Und als ich das hörte, wacht ich auf und gieng und aß das Brot wie du mich geheißen hattest.

43. Vater und Mutter.

Ein Kaiser hatte eine wunderschöne Tochter, die er über Alles liebte; der diente ein Ritter viel und lange. Das bemerkte die Jungfrau wohl und ließ ihn auch inne werden, daß sein Dienst ihr nicht misfiele. Da gieng er eines Tags zu ihr und sprach: Edle Jungfrau, wollt ihr meine Rede nicht übel deuten, so wage ich es, euch meine Noth zu klagen, die zu schwer ist als daß ich sie lange allein tragen könnte. Die Jungfrau sprach: Redet was ihr wollt, Ritter, ohne alle Sorge. Da sprach er weiter: Ich habe lange mein Leid verborgen und wünsche nun endlich für treue Dienste und bescheidenes Werben Lohn zu empfangen. Ich will in fremde Lande fahren und Leben und Gut daran wagen, daß ich durch Tapferkeit ersetze was ich durch Geburt gegen euch zu gering bin. Nun bitte ich euch flehentlich, versprecht mir, sieben Jahre auf mich zu warten: komme ich vor Verlauf derselben nicht zurück, so betrachtet es als ein Zeichen meines Todes und handelt nach euerm Gefallen. Die Rede war der Königstochter nicht ungenehm; sie erklärte sich bereit, sein Verlangen zu erfüllen und versprach ihm das mit Hand und Mund. Bald darauf rüstete sich der Ritter zur Reise und fuhr seine Straße.

Kurz nach seiner Abfahrt kam ein Königssohn mit großem Gefolge gefahren und hielt bei dem Kaiser um die Hand seiner Tochter an. Der Kaiser war dem Freier günstig, ließ die Tochter kommen und fragte sie nach ihrem Willen. Da sprach sie: Vater, ich habe ein Gelübde gethan, in sieben Jahren noch keinen Mann zu nehmen; nach der Zeit geschehe was ihr über mich beschließt. Der Kaiser konnte ihr das nicht ausreden und vertröstete den Königssohn, welcher sich bereit erklärte, sieben Jahre auf die Kaiserstochter zu warten; und mit diesem Vorbehalte zog er von dannen. Als nun die sieben Jahre schier verfloßen waren, da machte sich der Königssohn mit großem Gefolge und Gepränge wieder auf die Fahrt und zog nach der Hauptstadt des Kaisers. Von Ungefähr stieß der Ritter unterwegs auf den Königssohn, und beide setzten ihren Weg gemeinschaftlich fort. Nun geschah es, daß plötzlich ein gewaltiger Regenguß vom Himmel fiel, daß es wie ein Wolkenbruch anzusehen war. Da hatte der Ritter einen guten Mantel an und einen dichten Hut auf; aber der Königssohn, dessen Gefolge zurückgeblieben war, hatte weder Mantel noch Hut. Als der Ritter dieß wahrnahm, sprach er zu dem Königssohn: Ihr habt nicht weislich gethan, daß ihr euer Haus nicht mit euch führtet: so wärt ihr nicht naß geworden. Diese Worte kamen dem Königssohn wunderlich vor; er bedachte sich und sprach: Ihr redet wie ein Kind: mein Haus ist doch wohl so groß, daß ich es nicht mitnehmen konnte. Und da sie weiter ritten, kamen sie an eine große Lache; da ritt der Königssohn

gerade hindurch, und als er hinein kam, war sie so tief und schlammig, daß das Pferd mit ihm versinken wollte und er viel Mühe hatte, nicht zu ertrinken und wieder herauszukommen. Als der Ritter das sah, umritt er die Lache auf trockenem Pfade und sprach zu dem Königssohn: Ihr habt unweislich gethan, daß ihr eure Brücke nicht mit euch führtet; so wärt ihr nicht in den Schlamm gerathen. Die Rede kam dem jungen König wieder wunderlich und unnütz vor; er sprach zu dem Ritter: Du bist ein Thor und willst mich wohl äffen; wie konnte ich meine Brücke mitnehmen? Die ist wohl eine halbe Meile lang und aus Quadern gebaut. Der Ritter ließ dieß wieder unbeantwortet, worauf sie zusammen weiter ritten. Sie trafen lange keine Herberge, wo sie etwas hätten genießen sollen. Da bat der Ritter den Königssohn zu Gast: sie lagerten sich im Schatten und der Ritter gab dem Königssohn Fleisch und Brot, welches er im Ranzen bei sich führte; ließ ihn auch trinken aus seiner Flasche. Und als der Königssohn genug gegeßen und getrunken hatte, sagte der Ritter zu ihm: Ihr thatet Unrecht, daß ihr Vater und Mutter nicht mit euch führtet. Da sprach der junge König: Mein Vater ist so alt, daß ich ihn vor Schwäche nicht mit mir führen konnte; meine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben; also konnte ich die auch nicht mit mir führen. Bald darauf kamen sie in der Kaiserstadt an: da nahm der Ritter Urlaub von dem Königssohn, und als der Königssohn fragte, was er jetzt zu unternehmen gedächte, entgegnete er: Ich habe vor sieben Jahren ein Netz

ausgestellt: finde ich das wieder, wie ich es vor sieben Jahren gelaßen habe, so führe ich es mit mir in meine Heimat und halte es werth vor allen Dingen: ist es mir aber zerrißen, so laße ich es dort und achte sein nicht. Darauf ritt der Königssohn in die Stadt, und als der Ritter ihn aus den Augen verloren hatte, ritt er ihm heimlich nach und schlich nach dem Gemach der Jungfrau und führte sie unbemerkt mit sich hinweg. Inzwischen saß der Königssohn mit dem Kaiser zu Tische: da hob der Königssohn an und erzählte, er habe einen wunderlichen Gefährten gehabt, der habe gar seltsame Reden geführt: da es geregnet, er sei nicht klug gewesen, daß er sein Haus nicht mitgebracht, so wär er nicht naß geworden; worauf er erwiedert, sein Haus wäre zu groß, um es über Land zu führen. Da fragte der Kaiser, wie der Ritter bekleidet gewesen? Er hatte einen Mantel um, sprach der Königssohn, und einen Hut auf dem Kopf. Da sprach der Kaiser: So hatte er Recht, denn er meinte, warum ihr nicht auch Mantel und Hut trüget. Der Königssohn fuhr fort zu erzählen, wie der Ritter gesprochen — er hätte seine Brücke mitführen sollen, so hätte er nicht nöthig gehabt, durch die Lache zu waten. Das erklärte ihm abermals der Kaiser. Er meinte, warum ihr euern Diener nicht vorausgeschickt hättet, so wärt ihr nicht so tief hineingerathen, sondern zeitig wieder umgekehrt. Hierauf erzählte der Königssohn dem Kaiser, wie der Ritter gesprochen, nachdem sie zusammen gegeßen und getrunken: er handle unweislich, daß er Vater und Mutter nicht bei sich führe wohin er reite.

Das will sagen, erklärte der Kaiser, ihr solltet nicht ausreiten ohne Brot und Wein mit euch zu führen wie der Ritter that. Der Kaiser lobte den Ritter höchlich wegen seiner Klugheit und fragte den Königssohn wo er ihn gelaßen hätte. Der Königssohn erzählte ihm, wie er dicht vor der Stadt Urlaub von ihm genommen hätte mit der Aeußerung, er hätte vor sieben Jahren ein Netz ausgelegt: wenn er das wieder fände wie er es gelaßen hätte, so wollte er es mit sich heimführen. Als der Kaiser das hörte, rief er mit lauter Stimme: Weh mir! das Netz ist meine liebe Tochter: ich fürchte gar sehr, ich habe sie schon verloren, der Ritter hat sie mir entführt! Sogleich befahl er den Dienern nachzusehen ob sie in ihrem Zimmer wäre oder nicht. Sie gehorchten, fanden aber die Gemächer leer, kamen und sagten dem Kaiser, sie könnten seine Tochter nicht finden. Da befahl der Kaiser, ihr nachzusetzen: das geschah auch; aber sie ward nicht gefunden noch ereilt, denn sie war schon längst mit dem Ritter von dannen. Als die Boten zurückkamen und das dem Kaiser hinterbrachten, sprach er zu dem Königssohn: Fürwahr, dieser Ritter hat euch und mich betrogen; jetzt mögt ihr euch nur um eine andere Braut umsehen. Da nahm der Königssohn Urlaub von dem Kaiser und schied traurig von dannen und der Ritter behielt die Kaiserstochter mit gutem Frieden.

44. Schmadderaderaderalz.

Es war einmal eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe, denn weil sie etwas eitel war und ihre kleinen Füßchen ins Licht stellen wollte, schonte sie die Eierwichse nicht. Die Hausfrau, die erschrecklich geizig war, hatte es ihr schon oft verwiesen; aber das Drückchen störte sich an nix und schmierte die Schuh mit Eierwichs. Als die Frau nun sah, daß ihr Predigen nicht helfen wollte, nahm sie die Eierwichs fort und verschloß sie in einen Schrank, zu dem sie allein den Schlüßel führte. Aber das Drückchen hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn seit die Eierwichse versperrt war, pflegte sie die Schuhe mit Schmalz zu schmieren. Da schlich eines Tags die Katze hinterm Ofen hervor, strich mit dem krummen Rücken ein Paarmal an dem Stuhlstempel hin und fieng freundlich an zu schnurren und zu spinnen. Das Drückchen ließ sich nicht stören und kratzte und schmierte fleißig an seinen Schuhen. Als die Katze das sah, hob sie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, guckte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf empor, sah das Drückchen verwundert an und sagte spinnend:

„Schmierst du die Schuh mit Schmadderaderaderalz?“

Als das Drückchen die Katze sprechen hörte, ward es böse und nahm das Küchenmeßer, womit es die Schuhe gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß sie blutend und jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen; aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bette und hatte den Wundarzt rufen laßen. Und als das Drückchen vor sie trat um zu fragen was sie heute kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt der Frau beide Hände zu verbinden. Da merkte das Drückchen wohl was die Glocke geschlagen hatte. Die Frau war nämlich eine Hexe und hatte sie in Gestalt der Katze belauscht.

45. Die drei Bitten.

Es war ein Kaiser, der gab das Gesetz, wenn Einer aus fremden Landen an seinen Hof kam, da ward ihm alsbald ein Bratfisch vorgesetzt und alle Umstehenden paßten wohl auf, ob er den Fisch auf der Einen Seite bis auf die Gräte äße und ihn dann umkehrte; und Wer das that, der wurde sogleich gefangen genommen und am dritten Tage ohne Gnade hingerichtet. Aber die drei Tage daß er gefangen lag, hatte er jeden Tag eine Bitte an den Kaiser frei; nur durfte sie nicht sein Leben betreffen. In solcher Weise hatten schon Viele das Leben eingebüßt. Nun kam eines Tages ein Graf an den Hof des Kaisers, der brachte seinen Sohn mit sich und ward von aller Welt aufs Beste empfangen und sogleich wurde ihm nach dem Gesetz des Kaisers ein Bratfisch vorgelegt: davon aßen beide, Vater und Sohn, und als sie die eine Seite des Fisches gegeßen hatten, kehrte ihn der Graf herum auf die andere. Als die Diener das sahen, hinterbrachten sie es dem Kaiser, welcher sogleich Befehl gab, ihn gefangen zu nehmen. Als das geschehen war, gieng es dem Sohn so nahe zu Herzen, daß er begehrte, man sollte ihn statt des Vaters tödten. Das bewilligte ihm der Kaiser, ließ den Sohn gefangen nehmen und den Vater frei. Da sprach der Jüngling zu seinen

Wächtern. Ihr wißt, ich habe nach dem Gesetz drei Bitten vor meinem Tode frei. Darum begehre ich, geht zu dem Kaiser und bittet in meinem Namen, daß er mir seine Tochter schicke nebst einem Priester, der uns ehelich einsegne. Die Boten giengen und sagten es dem Kaiser. Dieser muste es gestatten, denn er konnte nicht wider sein eigenes Gesetz: er gab ihm also seine Tochter, mit welcher der Jüngling das Beilager hielt. Am andern Tage begehrte er zu seiner zweiten Bitte, daß ihm der Kaiser all sein Hab und Gut wieder gebe; und da ihm das bewilligt wurde, vertheilte er es ganz unter das Hofgesinde des Kaisers, also daß ihm Alle hold und günstig wurden. Als er nun des dritten Tages sterben sollte, schickte der Kaiser zu ihm, daß er seine dritte Bitte thun möchte, denn er müste sofort ohne Gnade sterben. Da sprach der Jüngling: Wenn ich denn sterben soll, so begehre ich, daß der Kaiser einem Jeden, der meinen Vater den Fisch umkehren sah, die Augen ausbrechen laße. Als das dem Kaiser hinterbracht wurde, ließ er Umfrage halten, Wer es gesehen habe? Da leugneten sie Alle und wollte es Keiner gesehen haben. Das hörte des Kaisers Tochter und sprach: Wenn es Niemand gesehen hat, daß sein Vater den Fisch umgekehrt hat, so muß der Jüngling billig freigesprochen werden. Dem stimmte das Hofgesinde bei. Da erkannte der Kaiser des Jünglings Klugheit an der Gunst seiner Tochter und alles Hofgesindes und setzte ihn zum Erben über all sein Reich und Land. Und nach des Schwähers Tode ward er zum Kaiser erwählt und hatte das Reich gewaltiglich inne bis an sein Ende.

46. Das Gegengeschenk.

Ein großer Herr hatte sich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber selbst über Land und die Frau kannte den gnädigen Herren nicht. Doch nahm sie ihn wohl auf, sagte ihm aber gleich voraus, daß es um die Bewirthung scheu aussehe, denn sie hätte nichts als Erdäpfel und selber kein Bette: er müßte also auf dem Heuschober schlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, schmeckten ihm die Erdäpfel wie Eierdotter und auf seinem Daunenbette hatte er noch selten beßer geschlafen als hier auf dem Heu. Das rühmte er auch am Morgen, als er seinen Heimweg antrat und der Frau zum Abschied ein Goldstück reichte. Weil aber der Herr sagte, das sollte sie zum Andenken haben, hielt sie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß sie kein Loch daran sah, denn so konnte sie es nicht am Halse tragen. Als nun der Köhler nach Hause kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gast, der ihr die Denkmünze geschenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beschreibung und kostbaren Gabe, daß es der Fürst des Landes gewesen war und freute sich, daß ihm seine

Erdäpfel wie Eierdotter geschmeckt hätten. Es ist aber auch wahr, sagte er, beßere Erdäpfel müßen auf der Welt nicht wachsen als hier in dem sandigen Waldboden. Aber es ist doch zu viel, was der Herr dir gegeben hat für eine Nacht auf dem Heu und eine Schüßel Erdäpfel: ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil sie ihm so gut geschmeckt haben. Sogleich machte er sich auf mit einem Simmerischen Malter und kam nach dem Schloße und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreßten Lakeien wollten ihn abweisen; er kehrte sich aber nicht daran und sagte, sie sollten ihn nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, sei überall willkommen. So kam er in den Audienzsaal und sagte: Gnädiger Herr, ihr habt neulich bei meiner Frau geherbergt und das harte Heulager und eine Schüßel Erdäpfel mit einem Ducaten bezahlt. Das war zu viel, wenn ihr gleich ein großer Herr seid. Darum bringe ich euch noch ein Körbchen nach von den Erdäpfeln, die euch wie Eierdotter geschmeckt haben: laßt sie euch wohl bekommen, und wenn ihr wieder bei uns einkehrt, stehen euch noch mehr zu Diensten. Da gefiel dem Fürsten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, schenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidisch und habsüchtig war. Als der von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: das könnte dir auch blühen. Ich hab ein Pferd, das dem Fürsten

gefällt; es war ihm aber doch zu viel, als ich sechzig Ducaten dafür begehren ließ. Jetzt geh ich hin und schenk es ihm: hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geschenkt, so wird mir wohl noch etwas Beßeres zu Theil werden. Da nahm er sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das fürstliche Schloß, ließ den Knecht damit halten und schlug sich geradewegs durch die Lakaien und Trabanten in das Audienzzimmer. Fürstliche Gnaden, sagte er, ich höre, daß euch mein Pferd in die Augen gestochen hat: für Geld hab ich es nicht laßen wollen, aber habt die Gnade und nehmt es zum Geschenk von mir an. Es steht draußen vor dem Schloß und ist ein so stattliches Thier wie ihr keins in euerm Marstall habt. Der Fürst merkte gleich, wo der Has hüpfte und dachte bei sich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen. Ich nehme euer Geschenk an, sagte er, wenn ich gleich nicht weiß, was ich euch dagegen geben soll. Aber wartet, da ist ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eierdotter schmecken. Sie kosten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land: damit ist euer Pferd reichlich bezahlt, ich konnte es ja für sechzig Ducaten haben. Damit reichte er dem Halfen das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den fürstlichen Marstall geführt.

47. Der kranke König.

Es war einmal ein König sehr krank und kein Arzt wuste ihm zu helfen. Da träumte ihm von einem Garten, darin stünde ein Apfelbaum mit goldenen Früchten: wenn er davon hätte und äße, so würde er gesund. Das erzählte er seinen Söhnen. Da sagte der Aelteste, so will ich ausreisen und sehen, daß ich die Aepfel bringe. Das gestattete ihm der kranke König, denn er hoffte gesund zu werden. Wie er nun eine Weile geritten ist, kommt er durch einen Wald, da begegnet ihm ein alt Männchen und fragt: Wo willst du hin, mein Sohn? Du alter Grauschimmel, sagt der Königssohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? Da sagt das alte Männchen: So reite nur hin und sieh wie es dir ergehen wird. Der Königssohn ritt weiter und kam Abends in eine große Stadt, da kehrte er in einem Gasthof ein, wo es lustig hergieng, denn da war Speis- und Trank und Alles im Ueberfluß und Gesang und Tanz. Bald ward er auch mit guten Gesellen bekannt und setzte sich mit ihnen zum Würfelspiel. Anfangs gewann er, dann schlug das Glück um, er verlor den Gewinnst und seine Barschaft dazu, zuletzt auch sein Pferd, und konnte

am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen.

Der alte kranke König hatte lange vergebens auf seine Rückkehr gehofft. Endlich sprach er zu seinen Söhnen: Geht hinab in den Keller und seht, ob der Wein im ersten Faße klar ist. Sie giengen und kamen zurück mit der Botschaft, der Wein im ersten Faß sei trüb und lang geworden. Da sprach der kranke König: So ist euerm Bruder ein Unfall widerfahren. Er kann mir die Aepfel nicht bringen: ich muß zu der Gesundheit auch meinen Sohn missen.

Da sprach der andere Sohn: Vater, so will ich ausreisen und sehen, ob ich die Aepfel bringe und meinen Bruder erlöse. Das gestattete der kranke König. Wie nun der Königssohn eine Weile geritten ist, kommt er in den Wald, da begegnet ihm das alte Männchen und fragt: Wo willst du hin, mein Sohn? Du alter Ziegenbart, sagt der Königssohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? So reite nur hin und sieh, wie es dir ergehen wird. Der Königssohn ritt weiter und kam am Abend in die große Stadt: da kehrte er in dem Gasthof ein, wo es so lustig hergieng und Alles im Ueberfluß war. Da verspielte er alle seine Barschaft, dazu auch sein Pferd und konnte am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen, wo sein Bruder schon saß.

Als sie nun beide nicht zurückkamen, schickte der kranke König den jüngsten Sohn in den Keller, nach den zwei ersten Fäßern zu sehen, ob der Wein trüb oder klar sei. Er kam

zurück und meldete, der Wein in beiden Fäßern sei trüb und schlammig. Da sagte der alte König: So ist ihnen beiden ein Unfall widerfahren, sie bringen die Aepfel nicht und ich muß zu der Gesundheit auch meine Söhne missen. Vater, sagte der Jüngste, so laßt mich ausreiten, ob ich die Aepfel bringe und meine Brüder erlöse. Das wollte der kranke König erst nicht gestatten, weil er noch zu jung und unerfahren sei; zuletzt gab er aber seinen Bitten nach und ließ ihn reiten.

Da fuhr der jüngste Königssohn aus und kam in den Wald, wo ihm das alte Männchen begegnete und sagte: Wo willst du hin, mein Sohn? Ach, sagte er, mein Vater ist sehr krank: da hat ihm von einem Garten geträumt, darin stehe ein Apfelbaum, wenn er von dessen Aepfeln äße, so würde er gesund. Meine ältern Brüder sind schon darnach ausgeritten, aber nicht wieder gekommen. Da sprach das alte Männchen: Da wüst ich wohl zu helfen, du must aber thun, was ich dir sage. Da sagte der jüngste Königssohn, er wolle gern Alles thun, wenn nur sein Vater wieder gesund würde. So höre, sprach das alte Männchen: du kommst jetzt zuerst in eine große Stadt: da kehre nicht ein, wenn sie dir auch winken, sondern reite voran bis du an ein groß Waßer kommst. Da wirst du nichts sehen kein Haus und kein Schiff; wenn du aber: hol über! rufst, so kommt ein Schiffmann gefahren, der dich hinüber bringt. Laß aber dein Pferd hüben nur laufen, du wirst es später schon wieder bekommen. Bezahl auch den Schiffmann nicht, wenn er gleich Fährlohn verlangt und dich

unters Waßer stößt, das Geld zu erpressen. Du wirst doch endlich hinüber kommen und dann in den Garten gelangen, wo der Baum steht mit drei goldenen Aepfeln. Die pflück alle drei und laß dich in demselben Nachen zurückfahren. Kommst du dann wieder auf diese Seite des Waßers, so wird da ein großes Schloß stehen, das du früher nicht gesehen hast. Kommst du in das Schloß, so findest du alle Gemächer leer; nur in dem Saale schläft eine Königstochter: die darfst du küssen; aber verweile nicht länger bei ihr als eine Viertelstunde. Hüte dich auch hernach, daß du kein Galgenfleisch kaufst. Das versprach der Königssohn Alles zu thun, und ritt durch die Stadt und an dem Gasthof vorbei, obgleich ihm viel schöne Frauen winkten, und kam an das Waßer. Da ließ er sein Pferd laufen und bezahlte den Schiffmann nicht und kam in den Garten: da brach er die goldenen Aepfel und als er wieder über das Waßer kam, fand er hüben ein prächtiges Königsschloß, das früher nicht da gestanden hatte. Er schritt durch die leeren Gemächer und kam in den Saal: da schlief die Königstochter, die küßte er und verweilte nicht zu lange bei ihr, wie schwer es ihm auch ward sich von ihr zu trennen; nur den Ring zog er ihr vom Finger, steckte einen ihrer Pantoffeln in den Busen und schnitt ein Stück aus ihrem Hemde, worauf ihr Name stand. Er schrieb auch einen Brief, warf ihn unter ihr Bette, worin sein Name und der seines Vaters geschrieben war, und daß er drei Wahrzeichen mitgenommen hätte. Wie er nun vor das Schloß kam, stand da sein Pferd gesattelt

und gezäumt und wieherte ihm froh entgegen. Er saß auf, ritt fort und wie er eine kleine Strecke geritten war, hörte er einen heftigen Knall, kehrte sich aber nicht daran, sondern ritt fort bis er in die Stadt kam, wo Alles schwarz behangen war. Da kehrte er im Gasthof ein und fragte den Wirth, warum Alles trauere. Da sagte der Wirth, zwei Königssöhne säßen wegen Schulden gefangen und morgen sollten sie gerichtet werden. Er dachte gleich, das wären seine Brüder und fragte den Wirth, ob denn keine Gnade für sie sei? Da sagte der Wirth, wenn Einer käme, der ihre Schulden bezahlte, so wären sie frei. Der Königssohn sagte, vielleicht würde er ihre Schulden bezahlen, wenn er sie gesehen hätte. Da führte ihn der Wirth in ihr Gefängniß: die Brüder erkannten ihn gleich und sagten, sie sollten morgen wegen Schulden gerichtet werden; da werde Er wohl der dritte sein. Nein, sagte er, er komme sie zu befreien. Darauf bezahlte er ihre Schulden, löste ihre Pferde ein und ritt mit ihnen nach der Heimat. Unterwegs erzählte er den Beiden, er bringe seinem Vater die Aepfel. Da fürchteten die Brüder, wenn Er die Aepfel brächte, würden sie ihr Erbtheil verlieren, und suchten unterwegs andere Aepfel zu bekommen, die seinen glichen: die vertauschten sie dann mit jenen. Wie er nun zu seinem Vater kam, gab er ihm die Aepfel, verschwieg aber, daß er seine Brüder aus dem Schuldthurm losgekauft hätte. Der Vater freute sich, seine Söhne wiederzusehen, aß auch alsbald von den Aepfeln, ward aber sogleich noch viel kränker. Da sagten

die Brüder, das wären auch die rechten Aepfel nicht gewesen: er solle nun von den ihren kosten, die würden ihn gewiss gesund machen. Wie er nun von diesen Aepfeln aß, ward ihm gleich beßer, und als er den dritten genoßen hatte, war alle Krankheit hinweggenommen. Da ward er seinem jüngsten Sohne gram und neidig und übergab ihn seinen beiden Brüdern, sie könnten es mit ihm halten wie sie wollten. Da sagten sie eines Tages zu ihm, ob er mit ihnen auf die Jagd wollte. Ja, sagte er, er gehe mit ihnen. Sie nahmen den Weg nach dem Meere: am Ufer lag ein Weidling ohne Ruder und Steuer. Da sagten die Brüder zu ihm, ob sie sich da hineinsetzen wollten und auf dem Waßer fahren. Da gab er zur Antwort, er wüste wohl was sie mit ihm vorhätten: er wolle sich in den Weidling setzen, sie sollten ihn nur abstoßen. Er setzte sich hinein: da stießen sie ihn weit hinaus und waren froh, daß er ihnen aus den Augen kam. Nun trieb er lange auf dem Waßer hin und her bis er jenseits an eine große Seestadt kam. Da ward der Weidling ans Land gespült und der Königssohn stieg aus, so matt vor Hunger und Durst, daß er kaum mehr gehen konnte. Mühsam schleppte er sich bis vor eines großen Kaufmanns Haus: da setzte er sich unter einen Lindenbaum. Zufällig geht der Kaufmann vorüber und sieht ihn da sitzen, zitternd vor Frost und Hunger. Da erbarmt ihn der Fremde, weil er so schön gekleidet war, nöthigt ihn in sein Haus und fragt, ob er krank wäre. Nein, er wär nicht krank, aber matt vor Hunger und Durst und ganz

durchkältet: drei Tag und Nächte wär er auf dem Meer umhergetrieben. Da brachte ihn der Kaufmann an den warmen Kamin und stärkte ihn mit Trank und Speise. Hernach fragte er ihn nach seinem Stande: er gab sich für einen armen Reisenden aus; der Kaufmann sah aber wohl, daß er nicht hinter der Hecke her sei und behielt ihn bei sich, gebrauchte ihn in seinem Geschäft und vertraute ihm täglich mehr bis er endlich Alles so gut und beßer verstand als der Kaufmann selbst. Da konnte er ihn nicht mehr missen und bot ihm die Hand seiner einzigen Tochter, damit er seiner Dienste gewiss sei. Er sagte aber nicht zu, weil er die Königstochter nicht vergeßen mochte.

Nun meinten die beiden Königssöhne, ihr jüngster Bruder wäre nicht mehr in der Welt und das Königreich müste ihnen allein anheim fallen. Als aber drei Jahr vergangen waren, hatte die Königstochter schon einen Knaben, der zu laufen anfieng und mit dem Ball zu spielen. Da geschah es, daß ihm der Ball unter ihr Bette lief: der Knabe weinte nach seinem Spielzeug und die Mutter, ihn zu stillen, sucht unter dem Bette nach und findet den Brief. Den las sie und sah daraus, wer ihr Erlöser und Gemahl sei, und wollte ihn nicht länger missen. Da bot sie ein mächtiges Heer auf, überzog das benachbarte Königreich mit Krieg, belagerte die Hauptstadt und entbot dem König, wenn er ihr den Sohn nicht ausliefere, werde sie sein ganzes Königreich vernichten. Von der Zugbrücke aber bis an ihr Lager ließ sie den Weg mit köstlichen Seidenteppichen bespreiten, und sagte ihrem obersten Feldherrn, wenn

der Königssohn nicht über die Teppiche geritten käme, so wär es der rechte nicht: den möchte er auf dem Heimwege nur niederschießen. Wie nun der älteste Königssohn aus der Hauptstadt gesandt ward und über die Zugbrücke ritt, wollte er der köstlichen Seidenzeuge schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Wie er nun in das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, sagte der Königssohn, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Davon wüste er nichts. So wär er der rechte nicht, sagte die Königstochter, er sollte nur wieder heim reiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er ihr binnen drei Tagen ihren Erlöser und Gemahl nicht schicke, ließe sie die Stadt in Brand schießen. Am andern Tage ritt der zweite Königssohn über die Zugbrücke; als er aber die köstlichen Seidenteppiche sah, wollte er sie schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Als er nun an das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Ja, davon wüste er nichts. So wär er auch der rechte nicht und sollte nur wieder heimreiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er binnen drei Tagen ihren Gemahl und Erlöser nicht herbeischaffte, ließe sie die Stadt zusammenschießen, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Da gerieth der alte König in große Noth und Verzweiflung, schickte eine Gesandtschaft und bat flehentlich um einige Wochen Ausstand. Zugleich ließ er Schreiben in alle Welt ausgehen,

wenn sein Sohn noch lebe, so möchte er eiligst nach Hause kommen und seinen Vater aus großer Gefahr erretten. In dem Kaufmannshause jenseits Meeres liefen alle Briefe zuerst durch die Hand des Königssohns: so las er selbst seines Vaters Bedrängniss und bat den Kaufmann sogleich um Urlaub. Der ließ ihm das beste Kaufmannsschiff ausrüsten: darauf fuhr er zu seines Vaters Hauptstadt: da gieng er selbst in den Stall und sattelte sein Pferd und ritt über die Zugbrücke und spornstreichs über die Teppiche hin, daß die Fetzen an den Hufeisen hängen blieben. Wie er nun in das Lager kommt, vor die Königstochter, fragt sie ihn, ob Er ihr Königreich erlöst hätte? Ja, sagte der Königssohn. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Da zog er den Ring hervor und steckte ihn der Königstochter an den Finger. Dann nahm er den Pantoffel aus dem Busen, legte ihn ihr an den Fuß und er saß wie angegoßen. Zuletzt überreichte er das ausgeschnittene Stück Leinwand: da las sie ihren Namen und sagte, sie habe ihn selber hineingestickt, und stand auf und umarmte ihren Gemahl und Erlöser, und führte ihm den Knaben zu und er hob ihn auf den Arm und küsste ihn, und der Knabe küsste ihn wieder und rief: du bist mein Vater. Das sah der alte König von fern und erwartete die Botschaft nicht, sondern gieng eilends seinem Sohn entgegen und bat ihm ab, daß er ihn verkannt und verstoßen hätte und küsste die Königstochter und führte sie an der Hand über die Teppiche in seine Hauptstadt, wo das Hochzeitmal prächtig zugerüstet wurde. Da geschah ein Knall und es war all.

48. Stuck.

Der alte Hans lag in den letzten Zügen: da ward der Prediger gerufen, setzte sich an sein Bett und sprach ihm Trost zu. Ach, sagte der alte Hans, ich verliere nicht viel am Leben, ich bin allezeit ein geplagter Mann gewesen. Wo sonst Niemand zugreifen wollte, da schickten sie den Hans hin, und wenn die Andern den Karren verfahren hatten, da muste der Hans ihn wieder herausziehen. Nun, sagte der Prediger, so freut euch jetzt, denn alle eure Mühseligkeit soll nun bald ein Ende haben. Selig sind die Mühseligen und Beladenen, denn ihrer ist das Himmelreich. Ach, sagte der alte Hans, ich weiß schon, da wird es auch nicht beßer sein. Da wird es auch wieder heißen: Hans, laß doch die Sonne heraus! Hans, steck geschwind den Mond an! Hans, donner einmal! Hans, geh hin und leg die Engel schlafen!

49. Die Gaben der Thiere.

Ein König hatte einen einzigen Sohn, der wäre so gern auf Reisen gegangen um die Welt zu sehen; aber der Vater wollte es nicht zugeben, und noch weniger die Stiefmutter. Endlich brachte er es doch mit Bitten dahin, daß ihn der König auf Reisen schickte obgleich die Königin Alles aufbot es zu verhindern. Wie nun sein Pferd gesattelt war, setzte er sich auf und nahm von den Eltern, die ihn an die Pforte des Schloßes begleitet hatten, noch einmal Abschied. Da trat die Stiefmutter vor ihn und reichte ihm ein Glas Wein: das sollte er trinken um sich für die Reise zu stärken. Er nahm es an und that als ob er tränke; heimlich aber schüttete er es hinter sich aus, denn er traute der Stiefmutter wenig Gutes zu. Ein Paar Tropfen davon waren aber dem Pferde auf den Schwanz gefallen und als er eine Viertelmeile in den Wald geritten war, stürzte das Pferd unter ihm zusammen und blieb für todt da liegen. Da muste er seine Reise zu Fuß fortsetzen, verirrte sich aber im Walde und kam nach kurzer Zeit wieder an das Pferd. Da sah er Thiere bei dem Pferde, die wollten sich darein theilen und konnten unter sich nicht

darüber einig werden. Es war ein Löwe, ein Hund, ein Vogel, eine Biene und eine Ameise. Er aber warnte sie und sagte: Eßt nicht von dem Thiere, es ist vergiftet. Das wollten sie nicht glauben und baten ihn, die Theilung nur vorzunehmen. Da sprach er: Wenn ihr nicht des Todes sein wollt, so enthaltet ihr euch des Thieres. Besteht ihr aber darauf, daß ich die Theilung vornehmen soll, so gebe ich dem Löwen das dicke Fleisch, dem Hunde die Knochen, dem Vogel den Kopf, der Biene das Blut und der Ameise das Eingeweide. Wenn ihr damit zufrieden seid, so will ich die Theilung hiernach vornehmen: ich will aber keine Schuld daran haben, wenn ihr es mit dem Leben entgeltet. Die Thiere lobten den Theilungsplan, ließen sich aber nicht warnen: also zog er sein Schwert heraus und nahm die Theilung vor, bat sie aber noch einmal eh er seines Weges zog, nichts davon zu berühren. Da sprach der Löwe: Die Biene, die aus allen Blumen Süßigkeiten saugt und das Gift darinne läßt, soll zuerst kosten und uns Bescheid sagen ob wir der Beute trauen dürfen. Die Biene schlürfte behutsam, flog aber sogleich auf und rief: Rührt es nicht an, es ist das stärkste Gift: ich büße mit dem Tode Gehorsam und Vorwitz. Hiermit sank sie entseelt zu Boden. Da sahen die andern vier Thiere, daß er Grund gehabt hatte, sie zu warnen und folgten jetzt seinem Rathe. Doch sprachen sie untereinander: Wir sollten ihm doch etwas schenken, daß er so gut getheilt und uns so getreulich gewarnt hat. Da befahl der Löwe dem Hunde, der am besten laufen konnte, ihn zurück zu rufen. Als

er nun wieder kam, sagte der Löwe, sie müsten ihm dankbar sein für seine Warnung, denn wenn sie über das Fleisch hergefallen wären, so hätten sie es alle wie die arme Biene entgolten. Darum wollten sie ihm ein Jeder etwas schenken, was ihm auf der Reise zu Gute käme. Er wollte erst nichts annehmen, weil er mit Allem versehen sei was er brauchte; aber die Thiere sagten, was sie ihm zu geben hätten sei weder Geld noch Gut, und doch beßer als beides. Sie verliehen ihm nämlich die Gabe, ihre Gestalt anzunehmen, so oft es ihm beliebte, so daß er nur zu wünschen brauchte: wär ich ein Löwe, wär ich ein Vogel u. s. w., so wäre er es. So solle er sich dann auch nach Belieben wieder in seine menschliche Gestalt zurückwünschen können. Das gefiel ihm wohl, er bedankte sich für die Gabe und setzte seine Reise guter Dinge fort. Wie er nun weiter in den Wald kam, sieht er eine Räuberbande daher ziehen, die bei seinem Anblick sogleich mit geschwungenen Schwertern auf ihn los stürzte. Da dachte er: wäre ich jetzt ein Vogel, und sogleich war er in einen Vogel verwandelt und flog den Räubern über die Köpfe weg. Eine Weile standen sie verwundert, wo der Mensch doch geblieben sei; aber bald zogen sie weiter, eine andere Beute zu suchen: da sang ihnen der Vogel ein schallendes Spottlied nach. Das gefiel ihm nun so gut, ein Vogel zu sein, daß er diese Gestalt behielt und weiter flog bis er an ein großes Schloß kam. Da setzte er sich vor dem Schloß auf einen Lindenbaum und pfiff so schön, daß die Königstochter ans Fenster kam und ihm

zuhörte. Da pfiff er noch viel schöner, denn die Königstochter gefiel ihm gar zu gut, er konnte nicht aufhören sie anzusehen und sie kein Ende finden, ihm zuzuhören. Zuletzt saß er und wiegte sich auf dem äußersten Zweig, der sich nach ihrem Fenster hin dehnte. Die Königstochter streckte den Arm aus, nach ihm zu greifen; aber ihr Arm reichte nicht so weit, und doch gelang es ihr, denn der Vogel hüpfte ihr auf den Finger und schlug da mit hellem Tone sein schönstes Lied, daß ihn die Königstochter sogleich zum Munde führte und küsste. Wie er sie nun schnäbelte, muste er sich mit Gewalt zusammen nehmen, um den Wunsch: hätte ich meine menschliche Gestalt wieder! zu unterdrücken. Die Königstochter ließ alsbald einen goldenen Käficht bringen und setzte ihn da hinein, und nun hüpfte er von Stengel zu Stengel und sang so schön, daß die Königstochter ihre einzige Freude daran hatte. Als es nun Abend ward und die Königstochter zu Bette gieng und schon Alles im Hause schlief, dachte er: Wär ich jetzt eine Ameise, und sogleich war er auch eine Ameise und kroch aus dem Korb heraus über die Diele der Königstochter ins Bett und wünschte sich da wieder zurück in seine menschliche Gestalt. Aber bei dem ersten Kusse, den er ihr auf den Mund drückte, sprang sie aus dem Bette und fieng so laut an um Hülfe zu schreien, daß der ganze Hofstaat vor ihrem Zimmer zusammen lief und der alte König selbst hineintrat und fragte, warum sie so lärmte. Inzwischen hatte sich aber der Königssohn wieder in eine Ameise verwandelt und saß jetzt schon wieder als Vogel ruhig im

Bauer und hatte den Kopf unter den Flügel gesteckt als ob er schliefe. Die Königstochter konnte sich daher wegen ihres Lärmens nicht rechtfertigen; der König schalt sie tüchtig aus, daß sie das ganze Schloß aus dem Schlafe störe ihrer Träume wegen. Als sie nun Alle fort waren, dachte er: Wär ich nun wieder eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch zu ihr zurück. Da nahm er seine menschliche Gestalt wieder an und flüsterte ihr zu: er wäre das Vögelchen, sie sollte keinen Lärm machen und ihn nur die Nacht bei ihr dulden: er wär ein Königssohn und morgen werde er zu ihrem Vater gehen um sie zu werben. Da ließ die Königstochter es gut sein; am andern Morgen aber nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater, wo er seine Werbung anbrachte und auch gleich mit ihr verlobt ward. Als sie nun gefrühstückt hatten, giengen sie zusammen spazieren und kamen auf einen Berg, wo sie eine weite Aussicht hatten über das ganze Land, das der König, ihr Vater, beherschte. Kaum hatte er einen Blick darauf gethan und sah nach ihr zurück, so war sie verschwunden. Er begriff nicht wo sie geblieben sei; sie war aber verwünscht worden und in die Erde gesunken. Er meinte, der Wind hätte sie entführt und verwandelte sich in einen Jagdhund, ihr nachzuspüren; aber nirgend fand er ihre Witterung bis er wieder dahin zurückkam, wo sie verschwunden war. Da suchte er nach, ob er nicht irgend eine Spalte fände und fand endlich eine ganz kleine. Da dachte er: Wär ich jetzt eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch durch die Spalte um zu sehen wo ihn

das hinführen würde. Bald kam er in einen breiten Gang, der gar nicht enden wollte und immer tiefer hinab führte. Da nahm er aus Ungeduld wieder die Gestalt des Hundes an und lief so lange bis er ins Freie kam, vor einen großen See: da flog er als Vogel hinüber; und der See floß ab durch ein großes Gitterthor, hinter welchem er viele menschliche Gestalten, Herren und Frauen auf und ab gehen sah. Er kroch als Ameise auf das Gitter und sah bald auch seine Geliebte und hörte sie reden und fragen ob denn keine Hoffnung sei, aus dieser Gefangenschaft erlöst zu werden. Nein, hieß es, da sei keine Hoffnung, denn der sie erlösen sollte, müßte erst ein Schwein überwinden, das alle Tage einem Bauern ein Schaf holen käme; aus des Schweins Bauch käme dann ein Hase gelaufen, den müße er einholen und zerreißen; aus dem Hasen flöge dann eine Taube, die müße er in der Luft einholen und würgen; aus der Taube fiele dann ein Ei und das Ei müße er auf dem Berge entzwei werfen, dann würden sie alle miteinander erlöst werden. Als er das gehört hatte, daß es so zu machen wäre, kroch er von dem Gitter weg, flog als Vogel wieder über den See, lief als Hund durch den dunkeln Gang, kroch als Ameise aus der Spalte und nahm seine menschliche Gestalt wieder an. Nun erkundigte er sich nach dem Bauern, dem das Schaf von dem wilden Schwein geholt würde, und als er den erfahren hatte, gieng er zu ihm und fragte, ob er keinen Schäfer brauchte? er hätte gehört, ihm würde alle Tage ein Schaf geholt: wenn Er aber hütete, sollte ihm keins

mehr genommen werden. Ja, sagte der Bauer, solch einen Schäfer hätte er gerade nothwendig, aber bis jetzt noch keinen gefunden. Er ward nun gleich als Schäfer angenommen und trieb am andern Morgen seine Heerde auf die Trift. Der Bauer dachte: Du willst ihm doch nachgehen und sehen wie er hütet: also schlich er ihm nach und verbarg sich im Gesträuch. Um Mittag kam das Schwein schäumend daher gelaufen und verlangte das Schaf. Da verwandelte er sich in einen Löwen und sagte, du kriegst keins. Da getraute sich das Schwein nicht an den Löwen, aber der Löwe auch nicht an das Schwein. Wenn ich nur zwei trockene Brotkrusten hätte, sagte das Schwein, so wollte ich es ihm wohl weisen. Und wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, sagte der Löwe, so wollte ich es ihm wohl zeigen. So standen sie sich lange gegenüber bis das Schwein abzog. Als er nun Abends nach Hause trieb, zählte der Bauer die Schafe nach und sah, daß ihm keines fehlte. Am andern Morgen treibt der Schäfer wieder mit den Schafen aus, da läßt der Bauer schnell zwei Hühner braten, steckt sie in die Tasche und geht ihm nach auf die Trift, wo er sich hinter einem Strauch versteckte. Um Mittag kommt das Schwein wieder schäumend heran gerennt und verlangt das Schaf. Aber er hatte sich in den Löwen verwandelt und rief ihm zu: Du kriegst keins. Da sagte das Schwein: Wenn ich nur zwei Krusten trocken Brot hätte, so wollte ich es dir wohl weisen. Der Löwe entgegnete: Wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, so wollte ich es dir wohl zeigen. Da wirft

ihm der Bauer die gebratenen Hühner sogleich hin. Der Löwe verschlingt die Hühner und fällt sogleich den Eber an und reißt ihn in Stücke. Da springt ihm ein Hase aus dem Bauch und läuft dem Walde zu. Wärst du jetzt ein Jagdhund, denkt er da, daß du den Hasen einholtest! Da war er auch gleich ein Jagdhund, holte den Hasen ein und zerriß ihn. Sogleich flog eine Taube heraus. Wärst du jetzt ein Falke, dachte er, daß du die Taube fiengest! Da war er auch gleich ein Falke und fieng die Taube und würgte sie. Da fiel ein Ei heraus, das fieng er im Fluge; nahm dann wieder Menschengestalt an, steckte das Ei zu sich und trieb am Abend die Heerde nach Hause. Als der Bauer die Heerde zählte, hatte er die Schafe alle beisammen. Aber der Schäfer sagte zu ihm: Er sollte nun einen Schäfer anschaffen, welchen er wollte; seines Dienstes bedürfte er jetzt nicht mehr. Darauf gieng er nach dem Berg und warf das Ei auf dem Berge entzwei. Da that es einen mächtigen Knall und der Berg schloß sich auf, und Städte und Dörfer kamen zum Vorschein, die da versunken waren, und Herren und Frauen, darunter auch seine Geliebte. Die nahm er nun gleich an den Arm und führte sie zu ihrem Vater und hielt eine prächtige Hochzeit und nach des Vaters Tod ward er König, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch und der das zuletzt erzählt hat, der lebt auch noch, aber nur so lange Gott will.

50. Die Beßerung.

Zwei Studenten, die bei einer alten Frau in Kost und Logis waren, hatten es nicht allzu gut bei ihr, denn sie war geizig und kochte ihnen nichts als Waßersuppen, worüber die Studenten sich gegen einander beschwerten. Wart, sagte der Eine: ich will ihr den Geizteufel schon austreiben. Nun pflegte das alte Weib den Stoßseufzer im Munde zu führen:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

Das hatte der Student bemerkt, und klomm aufs Dach und guckte durch den Schornstein hinab in die Küche, wo die Alte mit Kochen beschäftigt war. Wie sie nun wieder für sich hin seufzte:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

rief er mit lauter Stimme herab:

In den Himmel kommst du nimmermehr!

Die alte Frau meinte, es wär ein Engel oder der liebe Gott selbst und rief mit kläglicher Stimme zurück:

Warum denn nicht, du lieber Gott?

worauf der Student entgegnete:

Weil du kein Fleisch thust in den Pott.

Da schlug die alte Frau in sich und gelobte Beßerung mit den Worten:

So will ichs beßer machen gleich;

steckte auch gleich ein großes Stück Fleisch in den Topf, der auf dem Feuer stand. Da erschollen ihr von Oben die tröstenden Worte:

Dann kommst du auch ins Himmelreich.

51. Der Handschuh.

Ein reicher Graf hatte nur zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Als er nun zu sterben kam, ließ er sie Beide vor sein Bett rufen und bat sie, nicht von einander zu laßen. Das versprachen sie ihm und knieten nieder, seinen Segen zu empfangen. Nach des Vaters Tode gedachte der junge Graf, sein Wort zu halten und sich nicht von seiner Schwester zu trennen. Nach einiger Zeit machte er aber in der Stadt mit Officieren Bekanntschaft, deren Umgang ihm sehr gefiel. Indessen glaubte er bald zu bemerken, daß sie ihn geringschätzten, weil er nicht wie sie dem König diente. Das kränkte ihn sehr, denn er hatte nicht aus Feigheit Kriegsdienste zu nehmen vermieden, sondern weil er sich von seiner Schwester nicht trennen wollte. Als er dieser nun seinen Kummer klagte, redete sie ihm selber zu, an den Hof des Königs zu gehen und ihm seine Dienste anzubieten: der König brauche auch andere Diener als Soldaten, und sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüßte, wo er wäre. Demnach entschloß er sich kurz und fuhr in die Hauptstadt, sich dem Könige vorzustellen. Dieser nahm ihn sehr wohl auf, denn er hatte große Stücke auf seinen Vater

gehalten, und da ihm auch der Sohn gefiel, gab er ihm einen bedeutenden Posten am Hofe. Nun war aber ein Minister am Hofe, der ihn haßte, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Er merkte das bald, ließ es sich aber nicht angehen, sondern diente treu in der Hoffnung, der König werde es zu erkennen wißen. Nun geschah es, daß der Feind des jungen Grafen in des Königs Geschäften eine Reise machen sollte. Da sagte er vor seiner Abreise zu dem Grafen, er werde auch nach seiner Heimat kommen und hoffe da seine Schwester kennen zu lernen; es könne ihm wohl nicht schwer werden sie zu verführen. Das gelinge ihm nimmermehr, versetzte der junge Graf. „Was gilts?“ rief jener: „wenn ihr eurer Sache so sicher seid, so könnt ihr auch etwas daran wagen.“ „Mein Leben und meine Grafschaft will ich verwetten, daß ihr sie nicht fußbreit vom Pfade der Ehre abbringt; dafür kenne ich meine Schwester. Aber ihr müſt mir gleichfalls Gut und Ehre zu Pfande setzen.“ „Topp,“ sagte sein Widersacher, „wir wollen es schriftlich machen und wer verliert, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.“ Da gieng der junge Graf mit ihm vor Gericht und ließ die Wette niederschreiben und obrigkeitlich bestätigen. Dabei ward ausgehalten, daß es dem Grafen verboten sein sollte, seine Schwester warnen zu laßen. Hierauf reiste der Minister ab, und kam auch in die Stadt, in deren Nähe die junge Gräfin wohnte. Die Erkundigungen, die er hier einzog, lauteten aber nicht zu seinen Gunsten. Die junge Gräfin lebte sehr zurückgezogen und nahm

von keinem Fremden Besuch an. Vergebens ließ er sich bei ihr als Freund ihres Bruders anmelden, in dessen Auftrag er sie zu sprechen wünsche. Sie wollte es nicht glauben, weil er keinen Brief von ihm brächte. Er versuchte es noch mit ihren Dienstboten Verbindungen anzuknüpfen; aber sie waren auf ihrer Hut: er konnte bei so treuen Leuten nichts ausrichten. Schon ward ihm himmelangst, die Furcht, Leben und Gut verwirkt zu haben, heizten ihm übel ein. Tag und Nacht trieb er sich vor dem Schloße der Gräfin umher und konnte doch keine Gelegenheit erspähen, ihr beizukommen. Endlich sah er eines Tages einen ältlichen Herrn aus dem Schloße kommen und den Weg nach der Stadt nehmen: dem gieng er nach, um zu sehen, wo er bliebe. Da sah er ihn plötzlich in einem Goldschmiedsladen verschwinden. Um ganz sicher zu sein, blieb er in einiger Entfernung stehen bis er wieder herauskäme, was auch bald geschah. Nun gieng er selbst, aber nicht sogleich hinein, sondern wartete bis zum andern Morgen. Da kaufte er erst einige Kleinigkeiten von einem Lehrling und ließ sich dann mit dem Meister selbst ins Gespräch ein. Er bemerkte bald, daß er an einem kostbaren Ring arbeite. Diesen bewunderte er sehr und fragte nach dem Preise. Der Goldschmied sagte, der Ring sei ihm nicht feil: er gehöre einem reichen Fräulein, die ihn um keinen Preis in der Welt laßen würde, weil sie ihn von ihrem Bruder zum Geschenk erhalten hätte. „Ein Stein hatte sich aus der Faßung gelöst; ich habe ihn aber schon wieder eingesetzt.“ „Recht Schade,“ sagte der

Minister, „daß der Ring nicht zu haben ist: er gefällt mir beßer als Alles was ich in euerm Laden gesehen habe." „Es sind doch wohl schönere darin," sagte der Meister, „denn ich meine es seitdem in der Kunst weiter gebracht zu haben. Vor zwei Jahren, als dieser Ring bei mir gekauft wurde, war ich fast noch ein Anfänger." „Es ist freilich Geschmacks=sache," sagte der Minister: „mir gefällt nun dieser einmal am besten. Da es aber eure eigene Arbeit ist, wie ihr sagt, so wäre es euch wohl nicht schwer, mir einen ganz ähnlichen zu machen." „Gewiss," sagte der Meister, „wenn es euch auf die Aehnlichkeit nicht so genau ankommt; denn ich darf diesen nicht länger behalten: die junge Gräfin will ihn noch heute zurück haben." „So genau als möglich," sagte der Minister, „müste er diesem gleichen, wenn er mir gefallen sollte; aber das Unmögliche fordre ich nicht. Macht ihn so ähnlich als ihr nur immer könnt." „Ich will mein Bestes thun," sagte der Meister; „ich brauche aber drei Tage Zeit und unter fünf=hundert Gulden kann ich ihn nicht liefern. Der junge Graf hatte sie auch für diesen bezahlt wie ihr aus meinem Buch ersehen könnt." „Die fünfhundert Gulden sollt ihr haben," sagte der Minister; „nach drei Tagen bringe ich das Geld: sorgt nur, daß der Ring dann fertig sei." Damit gieng er aus dem Laden. Die drei Tage wandte er nun an, sich zu erkundigen, welche unter den städtischen Hebammen die älteste und vornehmste sei. Zu dieser gieng er hin und gab vor, seine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn, das sie

sehr entstellte: ob sie nicht wüßte, wie das zu vertreiben sei. Da sagte sie, darüber müße er die Aerzte fragen: sie hätte davon keine Erfahrung. Die Aerzte, versetzte er, hätte er schon zu Rathe gezogen; sie wüßten aber nicht Bescheid. Darauf schenkte er ihr ein Goldstück und that als wollte er fortgehen. Nun ward die Alte zutraulich und ließ ihrer Redseligkeit freien Lauf. Sie fragte auch, welche Gestalt das Muttermal seiner Tochter hätte. Ob es wie eine Kirsche, eine Erdbeere oder eine Haselnuß aussähe? „Nein," sagte der Minister, „eine bestimmte Gestalt hat es nicht." „So zweifle ich," sagte die Alte, „ob es ein rechtes Muttermal ist. Die rühren immer von unbefriedigten Gelüsten her und haben daher stäts die Gestalt der vermißten Frucht. Daher sollten die Männer sich hüten, ihren Frauen irgend einen Wunsch zu versagen. Freilich gilt das nicht bloß von Eßwaaren, auch von andern Dingen. So habe die Gräfin so und so einmal im hohen Sommer nach Veilchen verlangt. Der Graf habe gleich Alles aufgeboten, aber sie doch nicht früh genug herbeischaffen können. Davon habe denn ihre Tochter ein Veilchen mit auf die Welt gebracht. Zum Glück entstelle es sie nicht, denn sie trage es zwischen den Brüsten. „Trüge sie es auf der Wange oder auch nur unter dem Kinn wie eure Tochter, so wäre das schon unangenehm." Sie führte noch andere Beispiele an, wo es die Männer sehr bereut hätten, sich nicht gefälliger erwiesen zu haben. Der Minister ließ sie ausreden, nahm aber dann Urlaub von der geschwätzigen Alten und holte am dritten Tage

bei dem Goldschmied den Ring ab, der ihm sehr gut ausgefallen schien, so daß er die bedungene Summe mit vielen Freuden bezahlte. Als er nun in die Hauptstadt kam, ließ er seinen Gegner vor Gericht fordern, behauptete, die Wette gewonnen zu haben und legte den Ring zum Beweise vor. Der junge Graf erschrak, denn der Ring schien ihm jenem ganz gleich, den er seiner Schwester vor seiner Abreise zu seinem Andenken geschenkt hatte. Gleichwohl behauptete er, der Ring sei entweder untergeschoben oder seiner Schwester entwendet. Die Richter schüttelten aber schon die Köpfe und meinten, er hätte klüger gethan, den Ring zu verleugnen. Da rückte der Minister noch mit dem Muttermal heraus, das er in Gestalt eines Veilchens auf der Brust der jungen Gräfin gesehen haben wollte. Der Graf ward roth vor Zorn und Scham, gestand aber ein, daß seine Schwester ein Muttermal auf der Brust trage; das beweise jedoch Nichts, denn das könne er sonst wo in Erfahrung gebracht haben. Die Richter sagten aber, das sei allerdings möglich; da aber auch der Ring vorliege und Eins das Andere bestätige, so könnten sie an der Aussage des Ministers nicht zweifeln und müßten den Ausspruch thun, daß der Graf die Wette verloren habe. Zwar berief sich der junge Graf noch auf den König; allein diesem hatte der Minister auf seiner letzten Reise wichtige Dienste geleistet; darum mochte er, so gewogen er dem jungen Grafen war, das Urtheil nicht abändern. Er bestätigte also, obwohl mit schwerem Herzen, den Ausspruch der Richter. Als dieß dem

jungen Grafen eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen, obgleich er auf die Unschuld seiner Schwester vertraue. Er hielt nur um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, setzte er sich hin und schrieb seiner Schwester einen Brief, des Inhalts, daß er sterben müße, weil er nach dem Ausspruch des Gerichts die Wette verloren habe, daß es dem Minister nicht gelingen werde sie zu verführen. Jener habe die und die Beweise vorgebracht und demnach das Gericht zu seinen Gunsten entschieden. Als er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn seine Schwester, die im Fenster lag, schon aus der Ferne und freute sich sehr, daß er sie zu besuchen käme. Als er aber an dem Schloß vorbeifuhr, wuste sie nicht was sie denken sollte; doch zweifelte sie keinen Augenblick, daß er es gewesen wäre, denn es war ihr nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich durch einen Diener heraufholen und ersah daraus zu ihrer großen Bestürzung die schändliche Verleumdung und die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu ersinnen, wie sie sein Leben und zugleich ihre Ehre retten möchte. Endlich glaubte sie, ihn gefunden zu haben. Sie ließ alle Goldschmiede und Gürtler aus der Stadt berufen und trug ihnen auf, ihr einen kostbaren Handschuh mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt noch in derselben Nacht zu fertigen. Sie sei bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, wenn sie ihn nur am andern Morgen zeitig erhielte. Die Gold-

schmiede, von welchen wir den Einen schon kennen, ließen sich einen so guten und raschen Verdienst nicht entgehen. Sie theilten sich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und am Morgen in aller Frühe brachten sie ihr schon den Handschuh, ein Wunder der Schönheit und Kostbarkeit. Sie zahlte den Preis ohne zu markten, ließ vor ihren Staatswagen sechs Pferde spannen und befahl dem Kutscher und zweien ihrer vertrauten Diener, ihre reichsten Livreen anzulegen. Unterwegs trieb sie den Kutscher zur Eile, wenn auch die Pferde darauf giengen; nur sollte er sorgen, daß sie nicht stürzten bis sie die Hauptstadt erreicht hätten. Gleichwohl hätte sie sich fast verspätet, denn bei ihrer Ankunft sah sie gleich, daß der Zug der Wagen, welcher den jungen Grafen zum Scheiterhaufen begleiten sollte, sich schon in Bewegung setzte. Sie erkundigte sich, wohin der Zug führe, und befahl dann ihrem Kutscher, sich mit ihrem Wagen an einer Querstraße aufzustellen, an welcher der Zug vorüberkommen müße. Die Vordersten sollte er dann alle vorbeifahren laßen bis er sähe, daß der königliche Wagen käme: dem sollte er auf ihre Gefahr quer in den Weg fahren und dann stille halten. Als nun der Zug kam, fuhr der Minister, der sie verführt haben wollte, als Zugführer im ersten Wagen voran; hinter ihm kamen viele hohe Herschaften zu Wagen und zu Pferde; dann folgte der König und zuletzt ihr Bruder gleichfalls im Wagen, aber unter schwerer Bedeckung. Die Vordersten ließ also der Kutscher vorbei fahren; als aber der königliche Wagen kam, fuhr er diesem gerade in

den Weg und hielt stille, so daß auch der König halten muste. Da schickt er sogleich seinen Kutscher an den Wagen der Fremden und läßt fragen, wie sie sich unterstehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin läßt antworten, der Zugführer, der so eben vorbeigefahren sei, hätte ihr das Gegenstück zu dem Handschuh gestohlen, den sie hier dem König schicke und seine Gerechtigkeit anflehe. Der König erstaunte, als er den kostbaren Handschuh sah, denn Schöneres hatte er nie gesehen. Da schickte er Befehl, der ganze Zug solle halten und der Zugführer sogleich herbeikommen, sich zu verantworten. Als er nun kam, zeigte ihm der König den Handschuh und sagte, das Fräulein dort im Wagen beschuldige ihn, ihr das Gegenstück dazu gestohlen zu haben. Da geht der Minister an ihren Wagen, betrachtet das Fräulein und kommt zurück und sagt, dieß Fräulein kenne er gar nicht und habe sie nie in seinem Leben gesehen: das wolle er beschwören. Die Gräfin bog sich aus dem Wagen und sprach zu dem König: „Wenn er mich nie gesehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schwester des Grafen, der hingerichtet werden soll.“ Als das der König hörte, sagte er: „Wenn das ist, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen.“ Sogleich befahl ihm der König auszusteigen und sich in den Wagen zu setzen, worin der Bruder der Gräfin säße; dieser aber solle nun den Zug führen und den Verleumder auf dem Scheiterhaufen verbrennen laßen. Und so geschah es, und das von Rechts wegen.

52. Der Metzgerbursche.

Ein Metzgerbursche, der auf den Viehhandel gieng, führte einige Tausend Gulden bei sich, die Ochsen bar zu bezahlen. Ihn begleitete aber auch ein großer Bullenbeißer, der drei Männern nicht aus dem Wege gieng, und in seinem Wanderstab steckte ein Hirschfänger; damit glaubte er sich auch Dreien gewachsen. Nun muste er eines Abends durch einen tiefen Wald. Vor dem Walde lag ein Wirthshaus; da stärkte er sich erst durch einen Schluck Branntwein. Weil er nun schon öfter in dem Hause gewesen war, erkannte ihn der Wirth sogleich und fragte, wohin er noch so spät Abends gedächte. Da nannte er die Stadt, die hinter dem Walde lag. Das sei doch sehr gefährlich, meinte der Wirth, daß er noch so spät durch den Wald wolle, denn da tauge es nicht. Er wiße wohl, versetzte der Metzgerbursche, daß es da nicht ganz richtig sei, aber das scheue er nicht. Vor sechs Mann wäre ihm nicht bange, denn sein Hund zwinge drei und drei andere nehme er auf sich. Dabei saß hinter dem Tisch ein großer wohlgekleideter Herr, der hörte dem Gespräche aufmerksam zu.

Als er sein Glas geleert hatte, brach der Metzgerbursche

auf und trat seine Wanderung an. Wie er ein Stück Wegs gegangen ist, sitzt da ein Bettler wie ein Mönch gekleidet und hält seine Mütze hin. Er wirft ein Almosen hinein und geht vorüber. Kaum funfzig Schritt weiter sitzt ein zweiter, dem ersten ganz gleich, und so alle funfzig Schritt einer. Als er aber tiefer in den Wald kommt, ruft hinter ihm eine kräftige Stimme: „Heda, Landsmann, nehmt mich mit!“ Als der Fremde herankommt, ist es ein großer ansehnlicher Herr im Mantel. Der fragt, ob er auch durch den Wald nach dem nächsten Orte wolle? so könnten sie Gesellschaft machen. In dem Walde tauge es nicht viel, sie wollten sich zusammenhalten. Das sei ihm recht, sagte der Metzgerbursche; er fürchte sich aber nicht sehr, und wenn auch ihrer Sechse kämen. Sein Hund nehme es mit Dreien auf und in seinem Stock stecke ein Hirschfänger, mit dem brauche er sich vor drei Andern nicht zu fürchten. Da sagte der Fremde: Laßt doch den Stock einmal sehen. Da giebt er ihm den Stock in die Hand. Der Herr zieht den Hirschfänger heraus und wägt ihn in der Hand; als aber eben der Hund auf ihn zuläuft, da schlägt er dem Hund den Schädel entzwei und sagt zu dem Metzgerburschen, jetzt solle er sein Geld nur gutwillig herausgeben, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Der Metzgerbursche stand wehrlos vor ihm, sein Hund war todt und seine Waffe in des Feindes Hand. Was sollte er thun? Er schnallte seine lederne Katze ab und händigte sie dem Räuber aus. „Ein andermal pralt nicht mehr ehe ihr durch den Wald geht,“ sagte der Räuber.

„Ihr könnt noch Gott danken, daß ihr mit heiler Haut davon kommt.“ „Es soll mir eine Lehre sein,“ versetzte der Metzgerbursche. „Was aber die heile Haut betrifft, so bin ich darum grade nicht froh. Hätte ich eine tüchtige Schmarre davon getragen, so sähe man doch, daß ich überfallen bin. Darum möchte ich euch bitten, mir wenigstens einen Finger abzuhauen, damit mich der Meister nicht für einen Betrüger hält, wenn ich mit leerer Katze und doch ohne Vieh heimkehre.“ „Das kann geschehen,“ sagte der Räuber: „gebt her, ich mache saubere Arbeit.“ Der Metzgerbursche hielt ihm aber nun den Finger so hoch an den Baum, daß der Räuber empor sehen mußte. Indem er nun zuhauen will, faßt ihn der Metzgerbursche mit der Linken beim Genick und reißt ihn zu Boden; mit der Rechten zieht er ein Meßer hervor und durchschneidet ihm die Gurgel. Da nimmt er seine Geldkatze und den Hirschfänger wieder an sich und macht sich eilends davon, denn es war ihm bange vor den Andern, die nachkommen könnten. Wie er nun wacker zuschreitet und der Wald ein Ende nimmt, sieht er auf einem freien Platz eine Menge dunkler Gestalten, die er für des Räubers ganze Bande hält. Es waren aber Jäger, die eine Treibjagd abgehalten hatten. In der Meinung, daß es Räuber wären, fällt er vor ihnen auf die Kniee und bittet flehentlich, ihm das Leben zu schenken. Da sagen sie, er sollte nur ruhig sein, ihm geschähe Nichts zu Leide; sie seien auch keine Spitzbuben. Was ihm denn widerfahren wäre, daß er solche Angst hätte? Da erzählte er wie es ihm ergangen wäre. „Ei,“ sagen

sie, „den Vögeln müßen wir das Nest ausheben. Zeigt uns doch den Platz im Walde, wo sich das begeben hat. Wir finden gewiss Waffen bei den Spitzbuben. Es ist beßer, wir haben sie als solche Schandgesellen." Wie sie nun dahin kommen, liegt er noch da, unter dem Mantel mit allerlei Meßern und Schießgewehren bewaffnet; auch steckte eine Flöte in seiner Tasche. Da sagen sie zu dem Metzgerburschen, sie wollten sich hier im Gebüsch verbergen; er aber sollte des Spitzbuben Mantel umhängen und dreimal in die Flöte blasen. Seine Spießgesellen würden dann herbeikommen, denn sicherlich wären die Vögel auch in der Nähe. Das that der Metzgerbursche und wie er flötete, kamen die Spitzbuben von allen Seiten herbeigelaufen wie die Hasen, wohl an die zwanzig Kerle. Sie wurden aber aus dem Gebüsche übel begrüßt und zusammengeschoßen, daß ein gut Theil gleich auf dem Platze blieb. Die Uebrigen nahmen sie gefangen und brachten sie in den nächsten Ort. Seitdem war der Wald sicher und der Metzgerbursche brauchte keinen Hirschfänger mehr, wenn er hindurch wollte. Einen andern Hund wird er sich aber angeschafft haben.

53. Bauer und Edelmann.

Ein Bauer kam angetrunken nach Hause und erzählte der Frau, er hätte auch den Gutsherrn angetroffen. — Was sagte er denn? — Er fragte wo ich her käme, und wie ich sagte vom Markt, fragte er, ob er auch groß gewesen wär. Da sagte ich, ich hätt ihn nicht gemeßen. Ich meine, sagte er, ob viel Käufer und Verkäufer da gewesen wären. Ich hab sie nicht gezählt, versetzte ich. Wo geht denn nun der Weg hin? fragte er. Der Weg geht nicht, sagte ich, er liegt. Das wird uns eingetränkt werden, rief die Frau besorgt. Sagte der Herr denn weiter nichts? — Ja, er sagte noch, was ich denn auf dem Markt gethan hätte? worauf ich sagte, was Er alle Tage thäte, mich betrunken.

Das ist ja noch kreuzschlimmer! wehklagte die Frau. Ich armes Weib! Du kommst in den untersten Thurm: wie soll ich dann meine Kinderchen ernähren? Dein böses Maul bringt uns an den Bettelstab. Wenn morgen nichts darauf kommt, will ichs loben. Darum ließ sich aber der Bauer kein graues Haar wachsen, sondern gieng zu Bette und schlief den Rausch

aus. Nach einiger Zeit legte sich auch die Frau; aber sie fand die Ruhe nicht, während der Mann lag und schnarchte.

Am Morgen in aller Frühe klopfte es schon an der Thüre. Die gute Frau fiel vor Schrecken fast aus dem Bette. Der Bauer wollte sich aber nicht aufrichten um nachzusehen, wer draußen wäre. So muste die Frau selber aufmachen, und sieh, es war der Büttel, der den Bauern Schlag eilf Uhr aufs Schloß beschied. Hab ich mirs nicht eingebildet, jammerte die Frau, daß wir verspielt und verloren sind. Hat gute Wege! brummte der Mann, legte sich auf ein ander Ohr und schlief ruhig weiter. Gegen eilf Uhr muste sie ihn mit Gewalt aus dem Bette treiben, daß er die angesagte Stunde nicht versäumte. Inzwischen war sie auf ein Mittel bedacht gewesen, wie sie den Zorn des Gutsherrn beschwichtigen möchte. Ich hab ein junges Häschen auferzogen, sagte sie zu dem Mann, das ist fromm und zahm. Nimm es unter den Rock und bring es dem Herrn zum Geschenk. Vielleicht erbarmt er sich und läßt Gnade für Recht ergehen.

Der Bauer ließ es sich unter den Kittel stecken und gieng, den Schlaf aus den Augen reibend, nach dem Schloße. Der Herr, dem er schon zu lange geblieben war, lag im Fenster und sah ihn ankommen. He! bist du endlich da, rief er ihm zu, du loser Spötter! Zu dienen, Ew. Gnaden, versetzte der Bauer. Als er aber in den Schloßhof getreten war, ließ der Gutsherr alle Hunde auf das Bäuerlein hetzen. Indem sie eben auf ihn einsprangen, ließ er wie vor Schrecken den Hasen

fallen, der gleich vor den Hunden Reißaus nahm. Als die Hunde den Hasen laufen sahen, jagten sie hinter ihm drein und krümmten dem Bauer nicht ein Haar. Der Kerl kann mehr als Brot eßen, dachte der Edelmann.

Der Bauer trat nun in die Stube, wo der Tisch gedeckt stand und der Gutsherr sich eben niedergelaßen hatte. Der Bauer bedachte sich nicht lange und setzte sich neben ihn. Als nun die Suppe gebracht ward, gab man ihm keinen Löffel. Ein Schelm, der seine Suppe nicht ißt, sagte der Edelmann. Da nahm der Bauer eine Brotkruste, steckte sie an die Gabel und löffelte damit die Suppe aus. Ein Schelm, der seinen Löffel nicht ißt, sagte er dann, indem er seine Brotkruste verspeiste. Darauf ward ein großes Stück Wildbrät aufgetragen, das am Einen Ende schon in Scheiben zerlegt war; dieser Theil stand aber dem Herren zugekehrt. Da habt ihr eine schöne Schüßel, sagte der Bauer und kehrte die Schnitten nach seiner Seite. „Ja," sagte der Edelmann; „sie kostet aber auch viel Geld," und kehrte die Scheiben wieder zu sich. Wenn sie viel Geld kostet, so ist sies auch ehrlich werth, sagte der Bauer, indem er die Schüßel noch einmal drehte. Da gab der Herr nach und der Bauer ließ es sich wohl schmecken.

Zum Schluß kam ein Gericht Fische, ein großer und ein kleiner. Der große ward dem Gutsherrn, der kleine dem Bauern vorgesetzt. Da nahm der Bauer seinen Fisch an die Gabel und hielt ihn ans Ohr. Was machst du da, Bauer? fragte der Edelmann. — Ich habe den Fisch etwas gefragt, und er

hat mir geantwortet. — Was hast du ihn gefragt? — Mein Vater ist im Rhein ertrunken, sagte der Bauer; da hab ich den Fisch gefragt, ob er mir nichts von ihm zu melden wüste. — Und was sagte der Fisch? — Er sagte, er wär noch viel zu jung, jener große dort würde beßer Bescheid wißen. Da vergönnte ihm der Herr, den großen Fisch zu fragen. Der Bauer spießte ihn an die Gabel und hielt ihn ans Ohr; alsbald aber führte er ihn zum Munde und biß ihm den Kopf herunter. Bauer, wer hat dir das erlaubt? fragte der Herr. Gnädiger Herr, war die Antwort, der Fisch gestand mir, er habe meinen Vater gegeßen, dafür muß ich ihn wieder eßen. Hiemit ließ er sich den großen Fisch wohl schmecken; der Herr hatte das Nachsehen. Dafür sollte der Bauer nun seine Strafe bekommen.

Nach Tische fragte der Herr: Bauer, kennst du auch Wein? — Nein, Herr. — Nun, so must du ihn kennen lernen. Er rief zwei Knechte beiseit, flüsterte ihnen etwas ins Ohr und schickte sie mit dem Bauer in den Keller. Da lagen die Fäßer neben einander. Sie fiengen bei dem geringsten an, den Wein zu kosten. Der Bauer muste den Krahnen aufdrehen; der eine Knecht hielt das Glas; der andere öffnete den Spund. Der Bauer sprach dem Wein beherzt zu; doch entgieng ihm nicht, als sie sich dem letzten und besten Faße näherten, daß hinter demselben zwei Peitschen lehnten, die er offenbar auch kosten sollte. Solcher Trank behagte ihm nicht. Kaum hatte er also an diesem Faße den Krahnen in der Hand, als er ihn

auch gleich mit allen Kräften herauszog, indem er sich betrunken stellte. Der Wein schoß heraus; die bestürzten Knechte sprangen hinzu und hielten die Daumen gegen das Krahnenloch; konnten aber doch dem Verlust nicht ganz wehren. Inzwischen griff der Bauer mit beiden Fäusten nach den Peitschen und schlug nach Kräften auf die jammernden Knechte ein. Gleichzeitig stampfte und trampelte der Herr oben auf den Boden, die Knechte zu ermuntern, daß sie den Bauern, den er für den Gepeitschten hielt, nur nicht schonen sollten. Der Bauer bezog die Ermunterung auf sich und schlug zu bis die Beiden am Boden lagen und der edle Wein über den Boden floß. Dann sah er sich im Vorkeller um, schob ein Paar Schinken und eine Seite Speck unter den Kittel, half sich die Treppe hinauf und schlich schwer gekrümmt über den Schloßhof. Nun hast du es doch einmal gekriegt, rief ihm der Herr vom Fenster zu. — Ja, Herr, versetzte der überladene Bauer, ich hab es so schwer gekriegt, wenn ich und meine Frau das Brot dazu hätten, könnten wir ein halb Jahr davon zehren. Also schritt er zum Schloßthor hinaus.

54. Die Himmelfahrt.

Zwei Räuber, die einen guten Fang gethan hatten, maßen im Beinhaus hinter der Kirche das Geld mit Scheffeln. Dabei überraschte sie der Küster und fragte, wie sie zu all dem Gelde kämen. Da er nicht gerade für einen Hexenmeister galt, so sagte ihm einer der Spitzbuben, gute Leute hätten ihm das Geld für ihre Himmelfahrt gegeben: es sei zur Erbauung einer Kirche bestimmt. Wollt ihr eures dazu thun, so sollt ihr auch lebendig in den Himmel kommen. Lebendig? fragte der Küster; brauche ich nicht erst zu sterben? Ganz und gar nicht, sagte der Räuber, wir schaffen euch mit Stiefeln und Sporen hinein. Da hätte ich wohl Lust, meinte er; aber der Herr Pfarrer müste auch mit dabei sein. Dem einen Räuber schien das bedenklich; aber der andere sagte: Wenn der Herr Pfarrer sein Geld mit dazu giebt, so kann er auch lebendig in den Himmel eingehen. Der Küster wollte gleich zu dem Herrn Pfarrer laufen; aber er kehrte noch einmal zurück und fragte: Wann kann es denn geschehen und wo bringen wir euch das Geld hin? — Noch diese Nacht, war die Antwort; das Geld bringt in die Kirche. So will ich euch die Schlüßel holen gehen, erbot sich

der Küster. Wozu das? sagte der Räuber, die Thür thut sich uns von selber auf. Wenn ihr diese Nacht die Kirche erleuchtet seht, das soll euch ein Zeichen sein, daß es an der Zeit ist. Wenn ihr nicht gleich kommt, so kann euch auch ein Zeichen mit der Glocke gegeben werden. Aber der Glockenthurm ist abgeschloßen, warf der Küster ein. Sorgt nicht, versetzte der Räuber, alle Pforten öffnen sich den Frommen, daß sie eingehen. Das sind Engel Gottes, dachte der Küster und lief zu dem Pfarrer. Die Schlüßel hättest du doch annehmen sollen, meinte der eine Räuber. Ei, sagte der andere, wozu hätten wir denn die Dietriche? wären nur erst die Krebse zur Stelle, Kirche und Glockenthurm wollen wir schon aufbringen. Was für Krebse? fragte der andere. Verlier die Zeit nicht mit unnützen Fragen, versetzte jener; du bist ein Fischer und must sie herbeischaffen. Wozu sie gut sind, wirst du schon sehen. Ich gehe unterdes und kaufe die Wachsdochte. Das Geld wollen wir hier unter dem Todtengebein verscharren. Da holt es Niemand.

Der Küster hatte inzwischen dem Herrn Pfarrer von den Engeln Gottes erzählt, die sie beide lebendig in den Himmel schaffen wollten, wenn sie ihr Geld für die Stiftung einer Kirche hergäben. Der Herr Pfarrer meinte, den Himmel wolle er schon so verdienen. Daß ihm das Sterben erlaßen würde, sei freilich für einen Gewinn zu achten; aber wenn seine Köchin nicht mit bei der Himmelfahrt sei, so könne er sich nicht dazu entschließen. Die Jungfer Köchin, sagt der Küster, wird gewiss

gerne dabei sein wollen, und wenn sie ihr Erspartes dazu legt, so getraue ich mir die Engel Gottes zu erbitten, daß sie ihr auch zu einer lebendigen Himmelfahrt verhelfen. Die Jungfer Köchin ward hereingerufen und befragt: Es fiel ihr zwar schwer, von ihren ersparten Pfennigen zu scheiden; aber der Herr Pfarrer sagte, im Himmel gebe es wieder neues Geld. So gab sie endlich, obwohl ungern, ihren Willen drein. Mit Ungeduld erwarteten nun die drei frommen Leute das gegebene Zeichen; aber die Kirche wollte nicht hell werden. Endlich meinte doch der Küster, daß ein schwacher Schimmer durch die Fensterscheiben bräche. Die Jungfer Köchin leugnete noch; allmählich ward es aber heller und zuletzt so hell, daß selbst der Widerspruchsgeist der Jungfer Köchin zugestehen muste, daß die Kirche erleuchtet sei. Jetzt war bei dem Küster kein Halten mehr; das Zeichen mit der Glocke wollte er nicht abgewartet haben: die Bauern möchten sonst Unrath merken und mitfahren wollen. Eilends nahmen sie die Geldsäcke unter den Arm und liefen der Kirche zu. Das Thor war offen und wie der Küster bemerkte, auch der Glockenthurm. In der Kirche sahen sie ein bewegtes Meer kleiner Lichterchen: ein seltsamer, schöner Anblick. Die Räuber hatten den Krebsen brennende Wachsdochte auf die Scheeren geklebt und nun krochen sie hin und her und erhellten die Kirche. Das seien die Seelen der Verstorbenen, hieß es, die auch noch erlöst würden, wenn die Kirche erbaut sei. Da legten sie ihr Geld dem einen Engel in die Hände und verlangten die Himmelfahrt anzutreten. So schlüpft hier hinein, sagte der Engel und

hielt einen Sack auf. Der Herr Pfarrer war etwas wohl beleibt und gieng schwer hinein; als er aber einmal drinn war, erweiterte sich der Sack und gab auch noch dem magern Küster und der kurzen Jungfer Köchin Raum. Es war gleichwohl schwere Last, und als der Weg angetreten ward und den Berg hinaufführte, konnten die Engel den Sack nicht schleppen ohne daß es Kopfstöße setzte. Autsch, autsch! schrie die Jungfer Köchin. Aber die Engel ermahnten zur Geduld. Habt ihr nicht gehört, daß der Weg zum Himmel steil und steinig ist? Weiterhin waren Pfützen nicht zu vermeiden; die Hindurchgeschleppten klagten darüber; aber die Engel sprachen: Jetzt sind wir schon in den Wolken. Inzwischen war es Morgen geworden. Der Hirt trieb eben die brüllenden Rinder zum Thor hinaus. Da hört ihr schon die himmlischen Heerscharen singen, sagten die Räuber, warfen den Sack in die Dornen und brachten ihr Geld in Sicherheit.

55. Die kluge Grete.

Es war einmal eine kluge Magd, die dachte immer gar fleißig nach über die Dinge, die da kommen könnten. Einsmals wurde sie hinunter geschickt in den Keller, den Gästen Wein zu zapfen. Wie sie nun da unten vor dem Faß saß und zapfte, giengen ihr wieder allerhand kluge Gedanken durch den Kopf, was daraus werden sollte, wenn dieß und das geschähe. Und wie sie das so recht bedachte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und vertiefte sich ganz in den Gedanken an das unermeßliche Unglück. Inzwischen saßen die Gäste da oben und hatten nichts zu trinken. Als der Wirth merkte, daß sie unruhig wurden, sprach er selbst: Wo die Gret auch bleibt mit dem Wein! Lauf doch einmal herunter, Hans, und sieh zu, warum sie den Gästen den Wein nicht herauf bringt. Da gieng der Hans hinunter und als er in den Keller kam, sprach er zu der Gret: Wo bleibst du doch so lange und bringst den Gästen den Wein nicht herauf? Ach, Hans, sprach die Gret, du denkst gar nicht was mir für erschreckliche Dinge durch den Kopf gehen. Stell dir nur vor:

Hier sitz ich und denke
Und zapfe Getränke

Und denke wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg (kriegte) ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist aber auch wahr, Gret, sagte der Hans, das wär ja ein erschreckliches Unglück! Hiemit setzte sich der Hans zu der Gret und half ihr zapfen und über das große Unglück nachdenken, das geschähe, wenn es so käme wie sie dachte. Unterdeß hatten die Gäste da oben noch nichts zu trinken und wurden ganz ungeduldig. Der Wirth merkte es und sprach zu der Frau: So geh doch einmal selbst hinunter und sieh, wo die Zwei mit dem Wein bleiben. Da gieng die Frau selbst hinunter in den Keller und wie sie die Zwei vor dem Faß sitzen sah und nachdenken, sprach sie: Ums Himmelswillen! was treibt ihr Zwei hier beisammen, daß ihr den Gästen den Wein nicht herauf bringt? Ach, Frau, sagte Hans, ihr glaubt nicht, was die Gret wieder einen klugen Gedanken gehabt hat und was für erschreckliche Dinge geschehen könnten. Hört nur selbst:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',

Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist freilich wahr, sagte die Frau, das wär auch ein ganz erschreckliches Unglück. Und hiemit setzte sich die Frau zu der Gret und dem Hans und half ihnen zapfen und nachdenken, was es für ein groß Unglück wär, wenn es so käm wie sie dachten. In der Zwischenzeit hatten aber die Gäste da oben noch immer nichts zu trinken und fiengen an zu wettern und zu fluchen. Als der Wirth das hörte, sprach er: Wartet, ich will selbst einmal hinunter gehen und zusehen, wo sie mit dem Wein bleiben. Da gieng der Wirth selber hinunter und wie er in den Keller kam und die Drei beisammen sitzen sah und nachdenken, brach er los: Zum Henker! was steckt ihr hier die Köpfe zusammen und bringt den Gästen den Wein nicht hinauf? Ach, Mann, sagte die Frau, wenn du wüßtest, was die Gret einen klugen Einfall gehabt hat von den erschrecklichen Dingen, die da geschehen könnten. Denk nur einmal an:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret träg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Potz Schlapperment! sagte der Wirth, das muß ich gestehen,

das wär mein Seel ein ganz entsetzliches Unglück. Und hiemit setzte der Wirth sich auch mit hin zu der Frau und half ihnen nachdenken über das große Unglück, das es wär, wenn es so käm wie sie dachten. Aber mit alle dem hätten die Gäste da oben verdursten können. Das wollten sie nicht und fiengen an gewaltig zu lärmen und zu toben. Endlich sagten sie: Wir müßen, hol uns der Guckuck! selbst einmal hinab in den Keller gehen und sehen, warum sie uns den Wein nicht herauf bringen. Da giengen sie hinunter und wie sie in den Keller kamen und die Vier in einer Reihe sitzen sahen und nachdenken über das große Unglück, schrieen sie: Alle Teufel! was hockt ihr hier unten beisammen und laßt eure Gäste da oben verdursten! Ach, ihr Herrn, sagte der Wirth, es ist gut, daß ihr kommt, ihr könnt uns behülflich sein. Denkt an, die Gret hat gar einen klugen Einfall gehabt, welch erschrecklichc Dinge geschehen könnten. Und nun sitzen wir hier

und denken

Und zapfen zu tränken
Und denken, wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Aber die Gäste sagten: Wir können euch nicht weiter behülflich sein, denn das Faß ist ausgelaufen und der Wein schwimmt durch den Keller.

56. Das Heiligthum.

Zwei Gevattersleute betrieben dasselbe kaufmännische Geschäft, aber mit sehr ungleichem Erfolge, denn der eine nahm zu an Glücksgütern, der andere gieng zurück. Das war nun sehr einfach, denn der eine war unverdroßen thätig, während der andere nur seinem Vergnügen nachgieng und seine Leute schalten und walten ließ. Gleichwohl meinte er nicht, daß es mit natürlichen Dingen zugehen könnte. Da sprach er eines Tags zu seinem Gevatter: Sagt mir doch nur, wie ihr es anfangt, daß ihr in euerm Handel reich werdet, während es mit mir den Krebsgang geht. Wir haben doch ein Geschäft und führen einerlei Waare; ihr aber gewinnt dabei und ich verliere. Ich bin doch auch kein Spieler noch Zecher. Ich habe schon gedacht, ihr müst ein Heinzelmännchen oder einen Hausgeist haben, der euch Glück und Segen bringt, daß euch Alles geräth und einschlägt. Oder wißt ihr eine geheime Kunst oder habt ein köstliches Reliquienstück, denn sonst weiß ich mir es nicht zu deuten. Der Gevatter wollte ihn nicht beschämen und sprach: Ein Heinzelmännchen hab ich nicht, versteh auch keine geheime Kunst; aber

ein köstliches Reliquienstück hat mir allerdings mein Vater hinterlaßen, das vom heiligen Grabe kommt. Das hänge ich um den Hals und trage es täglich durch das ganze Haus, in den Keller und auf den Boden und davon kommt mir der Segen. Ach, bester Gevatter, sprach Jener, thut mir doch die Liebe und leiht mir euer köstliches Heiligthum, nur auf kurze Zeit, vielleicht daß es sich dann bald mit meinen Umständen beßert, denn es steht wirklich bedenklich darum. Der Gevattersmann sprach: Kommt morgen zu mir, so sollt ihr es haben. Da gieng er heim und zog eine wurmstichige Seidenschnur durch eine Haselnuß und gab es dem Gevatter, als er am Morgen zu ihm kam, es als ein Heiligthum am Halse zu tragen. Der dankte ihm und that nach seiner Anweisung, trug das Heiligthum täglich durch das ganze Haus, in Küche und Keller, Stall und Scheuer, auf Heu- und Kornböden und in alle Vorrathskammern. Da sah er denn die heillose Verwahrlosung überall, und wie im Keller mit Wein, Bier und Oel, in Küche und Speisekammer mit Brot, Fleisch und Gemüse, im Stall mit dem Vieh, in den Gewölben mit den Waaren, auf dem Boden mit Frucht und Samen nachläßig und verschwenderisch umgegangen ward, und als er in seine Schreibstube kam, und seine Bücher aufschlug, fand er, daß die Briefe nicht eingetragen, die Rechnungen nicht ausgeschrieben, die bezahlten Posten nicht gelöscht, die unbezahlten nicht beigetrieben wurden. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er begriff jetzt, warum er zurück wirthschaftete und verstand seines Gevatters Meinung mit dem Heiligthume,

das er im ganzen Hause umhertragen sollte und nahm sich vor, ein anderer Mensch zu werden und täglich selbst auf sein Geschäft zu merken. Das hat er auch gehalten und ist ein reicher Mann geworden. Das Heiligthum aber brachte er dem Gevatter wieder und sagte ihm doppelten Dank, einmal für den guten Rath und dann für die schonende Art, wie er ihm den Rath beigebracht hatte.

57. Der kluge Mann ohne Glück.

Ein Hausierer, der mit Hülfe eines Esels einen kleinen Handel mit Seidenwaaren betrieb, die er in Süddeutschland einkaufte und in Westfalen wieder absetzte, pflegte die eine Hälfte des Sacks, womit er sein Thier belud, mit Steinen als Gegenfracht zu füllen, während die andere die Waaren enthielt. Nahm er die Verpackung in der Heimat vor, wo er volle Muße hatte, so war das Gleichgewicht leicht gefunden; hatte er aber unterwegs etwas verkauft und muste nun einen Theil der Steine ausschütten, damit sein Esel auf beiden Seiten gleich schwer trüge, so kostete ihm das oft viel Kopfbrechens, sonderlich, wenn sich auf der Straße ein Kreiß von Neugierigen um ihn sammelte, die ihm mit An- und Abrathen das Concept verdarben. Wie er einst in solcher Verwirrung sich durch einen herzhaften Fluch erleichterte, trat ein Mann zu ihm und sagte: Guter Freund, laßt mich einmal machen. Ich will es so einrichten, daß euer Esel nur halb so viel Last hat und doch auf beiden Seiten gleich schwer trägt. Der Hausierer sah den Wundermann mit großen Augen an und ließ ihn gewähren. Da schüttete dieser die Steine auf die Straße, zählte dann die Waarenpäckchen

ab und vertheilte sie gleichmäßig in die beiden Hälften des Sacks und der Esel trug richtig auf beiden Seiten gleich schwer und doch nur halb so viel als zuvor. Da sagte der Händler seinem Wohlthäter im Namen seines erleichterten Esels großen Dank für seine sinnreiche Erfindung, und zwar mit aufrichtigem Herzen, denn er überschlug im Stillen, daß nun sein grauer Gefährte doppelt so viel Waaren tragen könne als bisher, mithin sein Gewinn sich verdoppeln müße. Diese Hoffnung scheint sich ihm auch erfüllt zu haben; denn als der Seidenhändler ein ander Mal wieder in dieselbe Stadt kam, gedachte er seinem Rathgeber in Anerkennung seines nun bewährt gefundenen Rathes einen Besuch abzustatten. Leider wuste er aber seine Wohnung nicht; da begegnete er ihm zum Glück auf der Straße. Als er nun sein dankbares Herz vor ihm ausgeschüttet hatte, ließ er sich ins Gespräch mit ihm ein und fragte dabei nach seinem Gewerbe. Viel, meinte er, müst ihr nicht zu schaffen haben, da ihr stäts auf der Straße zu finden seid; und doch seht ihr nicht darnach aus als ob ihr von euern Zinsen lebtet. Da gestand dieser, er habe allerdings nicht gar viel in die Suppe zu brocken; ein Gewerbe aber betreibe er nicht. Das wundert mich, sagte der Hausierer kopfschüttelnd; ich sollte denken, einem so gescheidten Manne könne es gar nicht fehlen, bei jedem Gewerbe reich zu werden. Da irrt ihr sehr, versetzte der Pflastertreter, ich hab es auf alle Weise versucht, und mit keiner hat es mir gelingen wollen. Ich hab einmal kein Glück! Mit diesen Worten ließ er den Hausierer stehen und bog in eine andere Straße ein.

Ich hab kein Glück! Diese Worte tönten dem Hausierer noch in den Ohren nach, als er schon vor dem Städtchen war. Hast du kein Glück, dachte er, so kannst du auch nicht zum Glücke rathen und ich war ein Narr, daß ich mich von dir belehren ließ. Ich hätte erst nachfragen sollen, ob du dir auch selber zu rathen wüßtest. Hiemit ließ er seinen Esel stille stehen, räumte den Sack aus, packte die noch unverkauften Waaren alle wieder nach seiner alten Weise in die eine Seite des Sacks und sah sich nach Steinen um, womit er die andere beschweren und das Gleichgewicht wieder herstellen wollte. Zum Glück war die Gegend gebirgig und der nächste Felsen so verwittert, daß er leicht einige zerbröckelte Steine davon riß und so den nöthigen Ballast gewann. Damit zog er weiter von Ort zu Ort und betrieb sein Geschäft und verkaufte hier ein Päckchen und dort ein anderes und versäumte nicht, seinen ohnedieß jetzt wieder unter schwerer Last seufzenden Esel auf der einen Seite um so viel zu erleichtern als er auf der andern abgesetzt hatte. Wie er aber das letzte Päckchen an den Mann gebracht hatte, hob er den Sack ab und ließ den Rest der Gegenfracht lustig auf die Erde kollern. Das geschah auf öffentlicher Straße, wo es ihm an Zuschauern nicht fehlte. Darunter war aber Einer, der sich die Sache näher betrachtete. Er hob einen der Steine auf, schlug ein Stück mit dem Schlegel davon, prüfte den Bruch mit der Brille auf der Nase und fragte mit wachsendem Erstaunen: Wie kommt ihr an diese Steine, guter Freund? Ich will euch fünf Thaler geben, wenn ihr mir nachweist, wo sie

gebrochen werden. Ich gebe zehne, rief ein Anderer, der auch Hammer und Schlegel auf der Mütze trug. Zwanzig! rief der erste wieder und so boten diese Beiden sich auf bis zu fünfhundert Thalern. Als kein weiteres Aufgebot erfolgte, schlug der Hausierer munter ein und freute sich, den Rathschlägen des klugen Mannes ohne Glück nicht länger nachgelebt zu haben.

58. Die drei Schwestern und das seltsame Brautpaar.

Eine Frau hatte drei Töchter, die sie längst gern an den Mann gebracht hätte; aber kein Freier wollte anbeißen, weil sie einen Fehler an sich hatten, der darin bestand, daß sie nicht rein sprechen konnten. Endlich meldete sich aber doch ein junger Mann bei der Mutter und sagte, er hätte wohl Lust eine von ihren drei Töchtern zu heiraten: nächstens würde er kommen zu sehen, welche ihm am Besten gefiele. Da sagte die Mutter zu ihren Töchtern: Hört ihr wohl, wenn der Freier kommt, so müßt ihr ganz stille sein wie die Mäuse und euch um nichts bekümmern als um euer Spinnrad. Ja, liebe Mutter, sagten die Töchter, das wollen wir thun, darauf kannst du dich verlaßen. Als nun der junge Mann seinen Besuch abstattete, da saßen die drei Schwestern und spannen und sprachen kein Wort. Die Mutter aber unterhielt sich mit dem Freier und strich ihre Töchter heraus, wie fleißig sie wären und sagte, mehr als ihre Töchter könnte kein Mädchen im ganzen Dorfe spinnen. Aber während sie so ihre Töchter rühmte, verlor die eine den Drat (Faden) und rief: De Dat de bicht (der Drat der bricht). Da sagte die andere gleich: Köt an (Knöt oder knüpf an),

worauf die dritte unwillig hinzufügte: Mode sad wi solle nich peke, pecken alle de (Mutter sagte, wir sollen nicht sprechen, und sprechen alle Drei). Da sah der Freier, wo das Laken geschoren war, nahm einen kurzen Abschied und wenn die Schwestern nicht ausgesponnen haben, so spinnen sie noch.

Wenn es bei dem mündlichen Vortrag vorstehender Geschichte schon darauf ankommt, daß der Erzähler die mangelhafte Aussprache der Schwestern gut nachzuahmen wiße, so ist bei der nachstehenden nahverwandten noch viel mehr an der Kunst und dem mimischen Geschick des Erzählers gelegen:

Zwei adlige Eheleute thaten sich kaum so viel auf ihre Ahnen als auf ihre Gesichtsbildung zu Gute und Beide mit gleichem Recht, denn dem Eheherrn war der Mund nach der rechten Seite gewendet, der Frau Gemahlin aber nach der linken. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, der, wenn er auch die Vorzüge der Eltern nicht geerbt hatte, sich doch wieder einer eigenthümlichen Schönheit erfreute, denn ihm war die Oberlippe über die Unterlippe gewachsen. Als dieser zu männlichen Jahren kam, wünschten die Eltern, daß er das Geschlecht fortführe; auch war er selber nicht abgeneigt, eine standesgemäße Lebensgefährtin zu wählen, nur müße sie hübsch „in der Art“ bleiben: an dieser Bedingung hielten sie alle Dreie fest. Nun war es freilich nicht so leicht, hier eine passende Wahl zu treffen; doch gelang es endlich dem Scharfblick eines wohlmeinenden Hausfreundes, ein Fräulein auszumitteln, die allen Ansprüchen zu genügen schien, sonderlich da ihr die Unterlippe über die

Oberlippe gewachsen war, wodurch sie die Reize jener zu ergänzen und das Kleeblatt erst zu einem seltenen zu machen versprach. Die jungen Leute, die für einander geschaffen schienen, waren sich gewogen. Die Eltern willigten beiderseits ein und der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße und ward mit großer Pracht begangen. Als es nun am Abend in die Kammer gieng und die Braut sich schon verschämt in die Decken hüllte, wollte der Bräutigam das Licht ausblasen, konnte aber damit nicht zu Stande kommen, denn wie viel er auch blies, so blies er doch immer zu tief und traf die Flamme nicht. Endlich bemerkte es die Braut, und gedachte ihm zu helfen, sprang aus dem Bette und sprach: So must du blasen! Aber auch sie traf die Flamme nicht, sie blies und blies und blies immer zu hoch, und der Bräutigam blies mit und blies zu tief und so bliesen sie Beide drunter hin und drüber hinaus und das Licht brannte lustig weiter. Zum Glücke hatte die Brautmutter draußen an der Thüre gelauscht und der Verlegenheit des Brautpaars abzuhelfen, öffnete sie mit dem Nachschlüßel, trat herein und sagte: Ihr blast zu tief und blast zu hoch, so müst ihr blasen! Weil ihr aber der Mund nach der linken Seite stand, blies sie immer an der Flamme vorbei, und da ihr Blasen nicht half, blies auch der Bräutigam wieder mit und blies von oben drunter hin, und die Braut blies auch wieder und blies von unten drüber hinaus und also bliesen sie alle Drei und das Licht brannte lustig fort und kümmerte sich nicht um ihr Blasen. Inzwischen vermißte der Brautvater unten bei den Gästen die

Brautmutter, schlich ihr nach vor die Kammer, lauschte an der Thüre und hörte das Blasen, trat herein und sagte: Ihr blast alle nicht recht: so müst ihr blasen! Weil ihm aber der Mund nach der rechten Seite stand, blies auch Er immer vorbei, und da sein Blasen nicht half, blies auch die Brautmutter wieder mit und blies Er rechts und Sie blies links und der Bräutigam blies von oben drunter hin und die Braut von unten drüber hinaus und so bliesen sie alle Vier und das Licht brannte lustig weiter und kümmerte sich um all ihr Blasen nicht. Inzwischen vermißten die Gäste Brautmutter und Brautvater und schickten den Hausfreund hinaus, zu sehen, wo die Wirthe blieben. Der suchte sie überall im Hause und kam an die Kammerthür, horchte und hörte das Blasen von Oben nach Unten, von Unten nach Oben, von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten. Da trat er leise hinein und sagte: Das macht ihr Alle nicht recht, so müst ihrs machen! Und hiemit spitzte er Daumen und Zeigefinger, griff in die Flamme und löschte sie aus, ohne zu blasen. — Und wenn Nachbar Andres das erzählte, der es vortrefflich nachzumachen wuste, wie sie alle Viere bliesen, spitzte er, um zu zeigen, wie der Hausfreund das Licht auslöschte, gleichfalls Daumen und Zeigefinger und putzte das einzige Licht in der Stube aus, daß wir Alle im Dunkeln saßen und meinten, wir wären auch mit in der Hochzeitkammer.

59. Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepfiffen sein.

Den Ursprung dieses Sprichworts zu erläutern, erzählt man folgende Geschichte: Zwei Räuber setzten sich unter den Galgen und warteten auf den dritten, der mit ihren Sachen nachkommen sollte. Da sagte der eine zum andern: Unser Gesell ist ein rechter Dummbart, er läuft noch einmal an und dann kann es uns auch schlecht gehen: wir müßen sehen, daß wir ihn los werden. Der andere sagte: Das wollen wir bald fertig kriegen: laß mich nur machen. Als der dritte nun nachkam und sich über ihren Warteplatz entsetzte, sagte der zweite: Bist du denn bange vor dem Galgen? Freilich, sagte er, ich mag nicht daran hangen. Ach, meinte der andere, ich glaube, das ist ein leichter Tod; laß uns das einmal versuchen. Ich will dir den Strick um den Hals legen und dich hinaufziehen, und wenn du das nicht länger aushalten kannst, so brauchst du nur zu pfeifen, so laß ich dich wieder herab: darauf kannst du dich verlaßen. Der dritte war gutmüthig genug, sich das gefallen zu laßen. Als er nun hieng und den würgenden Strick nicht länger aushalten konnte, spitzte er den Mund, wollte pfeifen und konnte es nicht. Da sagten die andern aber: Hier hilft kein Maulspitzen, es muß gepfiffen sein! und ließen ihn hangen.

60. Der Eierkuchen.

Ein rechtschaffener Mann hatte eine gottlose Frau, die zum Glück nicht klug genug war, ihn zu verderben wie sie gern gewollt hätte. Eines Tags klagte sie ihrer Nachbarin wie leid und lästig ihr der Mann wär und wie sie gern Alles thäte ihn los zu werden, sie wüste aber nicht Mittel und Wege. Die Nachbarin, die es gut mit dem Manne meinte, gab ihr zur Antwort: Dazu weiß ich euch keinen Rath; mich dünkt aber, ihr hättet schon viel gewonnen, wenn ihr es nur dazu brächtet, daß er blind würde: wie leicht könntet ihr ihm dann einmal unversehens einen Stoß geben, daß er ins Waßer fiele und euch kein Vorwurf träfe. Das ist wohl wahr, sagte die Frau; aber wie sollte ich das machen, daß er blind würde? Dazu weiß ich Mittel, sagte die Nachbarin; backt ihm nur täglich einen Eierkuchen, so werden seine Augen allmählich abnehmen und zuletzt gar nichts mehr sehen. „Hätte ich das gewust," sagte die Frau, „Eierkuchen ißt mein Mann für sein Leben gern, er hat aber sein Leibgericht noch nicht oft bei mir gesehen; jetzt soll er es alle Tage haben." Dieß Gespräch erzählte die Nachbarin ihrem Nachbarsmann, der ihr sehr dafür

dankte, daß sie ihm zu seinem Leibgericht verhalf, denn nun backte ihm die Frau alle Tage Eierkuchen und er ließ sie sich wohlschmecken. Nach einiger Zeit fieng er an zu klagen, daß ihm so dunkel vor den Augen würde: er fürchte, zuletzt gar blind zu werden. Aber die Frau tröstete ihn: Das bildest du dir nur ein, lieber Mann, setze dir doch so was nicht in den Kopf. Weil sich aber nun die Kraft der Eierkuchen zu bewähren schien, backte sie ihm jetzt zwei für einen und dem Mann ward es nun täglich dunkler und dunkler vor den Augen, bis er zuletzt erklärte, er sähe nun gar nichts mehr und wär stockblind. Die Frau wollte es ihm immer noch ausreden; er blieb aber dabei und sagte: Das ist doch ein elendes Leben. Blinder Mann, ein armer Mann, heißt es im Sprichwort, und Sprichwort wahr Wort. Kein Hund möchte länger so leben. Wenn du mich noch ein Bißchen lieb hast, so hab Mitleid und hilf mir aus diesem Elend. Jeder Tod soll mir eine Wohlthat sein. Ja, wie soll ich das machen? sagte die Frau, und freute sich heimlich, daß sie bald am Ziel ihrer Wünsche stände. Das ist gar leicht zu machen, sagte der Mann; du brauchst mich ja nur an des Müllers Teich zu führen und mir dann einen Stoß zu geben, so bin ich erlöst aus diesem Jammerthal. Hab doch ein Einsehen! Ach Mann, sagte die Frau, wie könnt ich das über mein Herz bringen, dich ertrinken zu sehen! Liebe Frau, sagte der Mann, du thust mir ja den grösten Liebesdienst. Wenn du es nicht über dein Herz bringen kannst, mich ertrinken zu sehen, so will ich

mich hinter eine Strohmatte stellen, daß du mich nicht siehst. Du giebst dann der Strohmatte den Stoß und die Strohmatte stößt mich hinunter, nicht du. So bin ich erlöst und du hast dir keinen Vorwurf zu machen. Wenn es denn nicht anders sein kann, sagte die Frau, und du es durchaus so haben willst, so will ich dir in Gottes Namen helfen, daß du davon kommst. Sie giengen also nach dem Teiche, der Mann stellte sich hinter die Matte, die Frau nahm einen Anlauf und rannte aus Leibeskräften dawider. Der Mann aber, der recht gut sah, war schnell bei Seite gesprungen, die Bürde wich der Gewalt des Stoßes und die Frau stürzte mit ihr kopfüber ins Waßer. Ach Hülfe, Hülfe, lieber Mann, rief sie und jammerte, ich ertrinke! Hilf mir doch heraus. Ja, liebe Frau, herzlich gerne, sagte der Mann; aber wo bist du? ich kann dich nicht sehen; du weist ja, die Eierkuchen haben mich ganz blind gemacht.

61. Die Widerspenstige.

Der gute Markart hatte die üble Adelheid zur Frau; die that ihm alles gebrannte Leid und gab ihm nicht satt zu eßen. Als sie ihn einst wieder fasten ließ, fiel ihm ein, daß er noch ein Paar Pfennige in der Tasche hätte, damit wollte er sich im Dorf einen Weck kaufen. Sie merkte aber was er vor hatte und schlug ihn so lange bis er das Geld herausgab. Da dachte er, was soll ich anfangen, daß ich sie auf meinen Weg bringe? Eben liefen Leute vorbei, die auf den Jahrmarkt wollten, der im nächsten Orte gehalten wurde. Da sprach er zu ihr: Da rennt auch wieder Mancher auf den Markt, der beßer daheim bliebe. Du kannst Gott danken, daß du keinen Mann hast, der allen Messen und Märkten nachzieht wie diese da, die Hab und Gut versaufen. Was? rief die üble Adelheid, willst du noch groß thun? Jetzt must du auch auf den Markt. Ach nein, liebe Adelheid, laß uns daheim bleiben, daheim ists fein. Nichts da, rief sie, wir gehen auf den Markt. So laß uns wenigstens das Geld zu Hause laßen, damit wir es unsern Kindern nicht verthun. Nun hör Einer, rief sie, das Geld nehm ich mit und verzehr es: die Kinder

können sich auch plagen. Er muste also mit auf den Markt. Da begegnete ihnen ein Mann in einem neuen blauen Rock, der gefiel dem guten Markart. Sieh doch, liebe Adelheid, sprach er zu ihr, was das für eine Narrentracht ist. Die Kinder auf der Straße werden ihm nachlaufen, wenn er nach Hause kommt. Was hast du gegen den Rock, alberner Tropf? du sollst auch so einen tragen. Ach nein, liebe Adelheid, mach mich nicht zu Spott. Es ist ja über meinen Stand, so theures Zeug zu tragen. Muß es sein, so kauf mir nur einen ganz schlechten. Den allerbesten must du haben, sag ich dir, der auf dem ganzen Markt zu finden ist. Damit gieng sie in den Laden und ließ ihm sieben Ellen vom feinsten blauen Tuch anmeßen. Nun laß uns aber auch nach Hause gehen, sonst geht noch mehr darauf. Wo denkst du hin? Jetzt bleiben wir gerade hier. Ach, liebe Adelheid, so laß uns doch nicht zu viel an unser Eßen und Trinken legen. Ich nehme gern mit Schwarzbrot vorlieb, und will auch keinen Wein trinken, Waßer thuts auch; die Zeiten sind gar zu schlecht. Zeiten hin, Zeiten her, rief die üble Adelheid, du sollst Weißbrot eßen und den besten Wein trinken. Damit führte sie ihn ins Wirthshaus und ließ wacker anrichten. Hier gefällt es mir wohl, sagte der gute Markart, hier möcht ich bleiben bis morgen früh. Als sie das hörte, stand sie auf, zahlte die Zeche und trat den Heimweg an. Der Weg führte am Waßer vorbei. Geh doch nicht so nah am Ufer, rief der gute Markart, du könntest hineinfallen und ertrinken. Nun geh ich gerade hier am Rande, rief sie,

weil du dein loses Maul nicht halten kannst. Sie gieng aber so nah am Abhang, daß der Rand unter ihr wich: da fiel sie ins Waßer und ertrank. Der gute Markart hätte sie gerne wieder herausgezogen, aber schon war sie vom Waßer verschlungen. Siehst du, du hast mir nicht folgen wollen; nun ist es dein Schade. Wüste ich nun, wo ich dich suchen sollte, so zög ich dich gerne wieder heraus. Ich will aber mein Bestes thun, und nach dir suchen wo ich denke, daß du zu finden bist. Damit gieng er aufwärts längs dem Waßer her und fischte nach ihr mit einem langen Rechen, den er auf einer Wiese fand. Da begegnet ihm Einer und fragte: Wonach fischt ihr hier, guter Freund? Nach meiner Frau, sagte der gute Markart, die ist mir so eben ins Waßer gefallen. „Hier an der Stelle?" Nein, sagte der gute Markart, weiter unten. Ei, Freund, sagte der Mann, so müst ihr nicht hier oben suchen, der Strom wird sie herabgeführt haben. Da kennt ihr meine Frau schlecht, sagte der gute Markart, dazu war sie zu widerspenstig, daß sie mit dem Strom schwimmen wollte. Sie ist all ihr Lebtag gern gegen den Strom geschwommen. Ach, sagte der Fremde, war sie so Eine, so mag euch euer Suchen wohl frommen. Wenn ihr sie aber nicht bald findet, so laßt es lieber ganz sein. So Eine findet ihr immer wieder. Da folgte der gute Markart seiner Lehre und ließ sein Suchen bleiben, hat auch bald wieder eine gefunden: wenn die nicht beßer war, so war sie doch schwerlich schlimmer.

62. Kleesam.

In einer kleinen Stadt starb ein Mann, der seinen beiden Söhnen nichts hinterließ als Haus und Garten: darein musten sie sich theilen. Der ältere half sich bald: er freite eine kinderlose Wittwe, die ihm so viel mitbrachte, daß er seinen Theil des Hauses ausbauen und Gastwirthschaft treiben konnte. Der jüngere hatte nur ein armes Mädchen geheiratet, die ihm Kind auf Kinder gebar; die aßen ihm die Haare vom Kopfe bis er zuletzt so arm ward, daß er sein Brot im Gemeindewald mit Holzhacken verdienen muste. Der reiche Bruder, der kinderlos blieb und noch alle Tage reicher ward, gab aber dem armen nichts; auch hätte es seine Frau nicht gelitten, die ihrer Schwägerin spinnefeind war und sie ein Bettelweib über das andere schalt, wenn sie sich nur bei ihr blicken ließ.

Nun fuhr einmal der Holzhacker mit zwei Eseln in den Wald, Laub und Reiser zur Feuerung zu holen. Sein Mittagsbrot hatte er in die Tasche gesteckt, weil er den ganzen Tag arbeiten muste. Als er nun zu Mittag da saß und sein trockenes Schwarzbrot verzehrte, hörte er ein Geräusch, als wenn ein ganzer Haufen gewappneter Männer daher käme. Vor Angst kletterte er auf

einen Eichbaum und sah, daß es Räuber waren, die schwere Säcke daher schleppten. Gerade unter seinem Baum machten sie Halt und einer der Räuber, den er für den Hauptmann hielt, trat vor den Berg und rief: Kleesam, thu dich auf! Da that der Berg sich auf und die Räuber trugen ihre Säcke hinein; als sie aber drinne waren, rief der Hauptmann: Kleesam thu dich zu, und der Berg schloß sich. Nun merkte der Holzhauer sich den Platz wohl, blieb aber ruhig auf seinem Eichbaum sitzen. Nach einiger Zeit that sich der Berg auf, die Räuber kamen heraus und der Hauptmann rief: Kleesam, thu dich zu; da schloß sich der Berg. Darauf ziehen die Räuber ihres Weges fort in den Wald. Als der Holzhacker sieht, daß reine Bahn ist, denkt er, du willst doch sehen, ob sich der Berg auch aufthut, wenn du so rufst. Damit klettert er von dem Baum, trat vor den Berg und rief: Kleesam, thu dich auf! Richtig, der Berg thut sich auf: er geht hinein, eine Treppe hinunter und gelangt in ein großes Gewölbe, da liegen ganze Haufen Gold. Gleich lief er zurück und holte die Leintücher, die er um Holz und Reiser zu schlagen pflegte, wenn er nach Hause fuhr. Die füllte er im Gewölbe so schwer mit Gold als er dachte, daß seine Esel tragen könnten. Mühsam schleppte er dann den Schatz die Treppe hinauf und rief: Kleesam, thu dich zu! worauf der Berg sich schloß. Da belud er seine Esel und trieb sie fröhlich nach Hause. Wie er nun heimkommt, geht er erst ins Haus und schickt die kleinen Kinder in den Garten; nur seine älteste Tochter Marianne, die ein

kluges Mädchen war, durfte bei der Mutter bleiben. Darauf lud er die Esel ab, trug die Schätze in das Zimmer und erzählte den beiden wie er daran gekommen sei. Nun hatten die eine große Freude, daß sie auf einmal reich waren und nicht mehr im Wald die schwere Arbeit zu thun brauchten. Die Frau hätte aber doch gerne gewust wie viel sie besäßen. Da schickte sie ihre Tochter Marianne zu den reichen Leuten, ihren Schwägern, ein Scheffelmaß zu borgen: damit sollte das Gold gemeßen werden. Die Schwägerin wunderte sich, was sie wohl meßen wollten: sie hätten ja nicht das liebe Brot im Hause. Aber Marianne versetzte: Ihr habt doch wohl selbst gesehen, daß mein Vater so eben mit zwei Eseln nach Hause getrieben kam. Im nächsten Ort ist Markt, wie ihr wißt: da hat er Linsen eingekauft für den Winter; was übrig bleibt wollen wir im Frühjahr im Garten säen. Das Geld haben wir uns lange zusammen gespart. Da lieh die Schwägerin ihr den Scheffel, schmierte aber aus Vorwitz Talg hinein; vielleicht bleibe etwas hangen, woran sie sehen könnte was sie gemeßen hätten. Nach einiger Zeit schickte sie eine Magd hin, den Scheffel zurückzufordern, denn die Neugier ließ ihr keine Ruhe; auch war ihr bange, sie bekäm ihr Gemäß nicht wieder. Als der Scheffel wieder gebracht wird, war richtig etwas am Boden hangen geblieben, aber Linsen nicht; es war ein blankes Goldstück. Sogleich läuft sie zu ihrem Manne und sagt: Was meinst du wohl, was sie gemeßen hätten? Gold haben sie gemeßen. Sieh nur selbst! Wie kommen sie daran? Das geht nicht mit rechten Dingen

zu. Der Gastwirth schüttelt den Kopf und sagt: Das ist mir selbst zu rund. Ich muß es aber wißen und das noch heute. Da geht er gleich hinüber zu seinem Bruder, zeigt ihm das Goldstück und sagt, nun müße er ihm bekennen, wie er daran käme, sonst zeige er es den Gerichten an, denn er dulde in seinem Hause keinen Unterschleif. Der Holzhacker wollte erst Ausflüchte machen; aber der Gastwirth setzte ihm so zu, daß er ihm endlich Alles erzählen muste. Er zeigte ihm auch den Berg und lehrte ihn die Worte, die er sprechen müste, damit der Berg auf- und zugienge. Da fuhr der Reiche gleich des andern Tages mit zwölf Pferden vor den Berg und sagte: Kleesam, thu dich auf! und der Berg that sich auf. Da gieng er mit vierundzwanzig großen Säcken hinunter, füllte sie alle mit Goldstücken und schleppte einen nach dem andern die Treppe herauf bis an die Thüre. An der Thüre sagte er: Thüre thu dich auf! die Thüre blieb aber zu. Er hatte das rechte Wort vergeßen und konnte sich nicht mehr darauf besinnen; vergebens nannte er Alles daher was ihm einfiel: die Thüre wollte nicht aufgehen. Da kamen zufällig die Räuber daher und sahen die zwölf Pferde vor dem Berge stehen. Da sagen sie zu einander: Was soll denn das bedeuten? gewiss ist unsere Schatzkammer verrathen. Sogleich gehen sie an den Berg und hören inwendig Jemand rufen. Da befiehlt der Hauptmann, den Ausgang zu besetzen und was herauskomme nieder zu machen. Wie er nun ruft: Kleesam thu dich auf! stürzt der Gastwirth hervor, und gleich wird ihm der Kopf abgeschlagen. Die

Räuber trugen dann die Säcke wieder hinab in das Gewölbe, ließen den Berg sich schließen und verscharrten den Leichnam unter dem Eichbaum in hohem Laub. Die Pferde ließen sie laufen und giengen ihres Weges in den Wald.

Als nun am Abend der Gastwirth nicht nach Hause kommt, geht die Frau in der Nacht zu ihrem Schwager und klagt ihm ihr Leid: ihr Mann wäre schon seit dem Morgen fort und noch immer nicht zurück; die Pferde wären aber ledig in den Stall gelaufen. Er sollte doch einmal im Walde nachsehen, ob sich keine Spur von ihm fände. Da ahnt ihm gleich nichts Gutes und verspricht, wenn er bei Tagesanbruch nicht daheim wäre, im Wald nach ihm zu suchen. Als er nun am Morgen nicht gekommen war, nimmt er seinen Esel mit Einem großen Sack und treibt in den Wald vor den Berg. Da ruft er: Kleesam, thu dich auf! worauf der Berg aufgeht. Da lauft er die Stiege hinab ins Gewölbe und findet Niemand, sieht aber die vierundzwanzig Säcke seines Bruders gefüllt da stehen. Er läuft wieder herauf, läßt den Berg sich schließen und sucht nach und findet ihn endlich enthauptet unter dem Laube. Da steckt er den Rumpf mit dem Haupte in den Sack, lädt ihn auf den Esel, legt noch Reisig darauf und treibt heim. Wie er nach Hause kommt, giebt er der Frau Auskunft, tröstet sie so gut er kann und verspricht, wenn die Schätze im Berge nicht verrathen würden, Alles redlich mit ihr zu theilen. Er werde ihr auch beistehen, daß sie die Gastwirthschaft fortführen könnte. Zunächst käme es jetzt darauf an, ihren Mann

begraben zu laßen ohne daß es Aufsehen gäbe und weder die Gerichte von der Schatzhöhle hörten, noch die Räuber erführen, daß sie von ihr wüsten und sie schon beraubt hätten. Das begriff die Gastwirthin, willigte in Alles und ließ ihm auch freie Hand, wie er es anstellen wollte, daß ihr Mann begraben würde ohne daß man in der Stadt erführe wie er gestorben wäre. Sie könnte selber nichts thun als ihn heute für krank ausgeben und morgen seinen Tod bekannt machen: in der Nacht müste er aber Rath schaffen, daß sie morgen die Leiche besichtigen laßen könnte ohne daß sein gewaltsamer Tod herauskäme. Nun fragte der Holzhacker seine Tochter Marianne um Rath: da sagte sie, vor der Stadt wüste sie einen armen Schuhflicker wohnen, durch den wollte sie dem Oheim den Kopf wieder aufsetzen laßen und es schon so einrichten, daß er nichts verrathen könnte. Da wartete sie die Nacht ab und schlich sich als Mann verkleidet hinaus zu dem Schuhflicker und sagte, er könnte ein schön Stück Geld verdienen, wenn er nur eine Viertelstunde arbeitete; er müste sich aber die Augen verbinden laßen: so sollte er bis an das Haus und hernach wieder zurück geführt werden. Der Schuhflicker konnte das Geld wohl brauchen und willigte nach einigem Bedenken ein. Da verband sie ihm die Augen und führte ihn in das Haus zu der Leiche. Da nahm sie ihm das Tuch ab und sagte, nun hätte er weiter nichts zu thun als diesem Manne den Kopf wieder aufzunähen. Der Schuhflicker macht sich gleich an die Arbeit und in weniger als einer Viertelstunde saß der Kopf wieder fest auf dem Rumpfe.

Da kriegte er einen doppelten Friedrichsdor und ward von dem Mädchen mit verbundenen Augen wieder heimgeführt.

Kurze Zeit darauf kamen die Räuber wieder an den Berg und fanden, daß der Leichnam, den sie verscharrt hatten, verschwunden war. Da sagte der Hauptmann zu den Räubern, jetzt könnten sie sehen, daß ihre Schatzhöhle verrathen wäre. Sie müsten nun herausbringen, wer den Leichnam hätte fortschaffen und bestatten laßen: derselbe wüste auch von der Höhle. Denn wenn ein Anderer ihn gefunden hätte, so würde es schon längst Lärm gegeben haben. Wer das nun ausmitteln wollte, der sollte sich melden. Da erbot sich einer der Räuber, der sich für sehr schlau hielt, auf Kundschaft zu gehen. Der verkleidete sich als ein fahrender Schüler und trieb sich lange in der Stadt und der ganzen Gegend umher, bekam aber nirgend Wind. Da kommt er eines Tags an der Bude des Schuhflickers vorbei und tritt hinein, weil an seinem Fußgeschirr etwas zu beßern war. Wie er nun fragt: Was giebt es Neues, Meister? sagt der Schuhflicker: Neues nichts, als daß ich vor etlichen Tagen einem Mann den Kopf aufgesetzt habe. Da freut sich der Räuber und denkt: Holla, nun komm ich endlich auf die Spur. Wie er aber fragt, ob er ihm denn sagen könnte, wo das geschehen wäre, sagt der Schuhflicker: nein, denn man hätte ihn mit verbundenen Augen dahin und wieder zurückgeführt. Da fragt der Räuber, ob er sich denn getraute, den Weg wieder zu finden, wenn man ihm die Augen verbände. Er wollte ihm einen doppelten Friedrichsdor geben, wenn er

ihm das Haus zeigen könnte. Der Schuster sagte, er wollte es versuchen und glaubte wohl, daß es geriethe, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und wie er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und macht damit einen Kranz um den Knopf an der Hausthüre. Darauf führte er den Schuster mit verbundenen Augen wieder zurück, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng zu seinem Hauptmann und sagte, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne früh ausgegangen, Milch zu kaufen. Wie sie zurückkommt, sieht sie um den Knopf an der Thüre einen Kranz gemalt. Da denkt sie, das hat was zu bedeuten, nimmt ein Stück Kreide und malt an allen Hausthüren die Reihe herauf und herunter um jeden Knopf einen Kranz. Als nun der Räuber mit dem Hauptmann kommt, ihm das Haus zu zeigen, kann er es nicht finden, weil an allen Hausthüren der Kranz um den Knopf gemalt ist. Da wird der Hauptmann zornig und läßt den Räuber erschießen, weil er sich hatte überlisten laßen. Da meldete sich ein anderer, der kommt auch zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Da sagt der Schuhflicker, weiter nichts als daß er neulich Einem den Kopf wieder aufgenäht hätte. Da fragt er, ob er ihm denn das Haus zeigen könnte. Das könnte er nicht, sagte der Schuhflicker, denn er

wär mit verbundenen Augen dahin und wieder zurück geführt worden. Wenn man ihm denn die Augen wieder verbände, ob er sich dann das Haus zu finden getraute? Er sollte einen doppelten Friedrichsdor haben, wenn er es ihm zeigte. Das könnte gerathen, sagte der Schuhflicker, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch wieder das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und malte einen Strich an das Haus. Dann führte er den Schuster mit verbundenen Augen wieder zurück an sein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und berichtete dann seinen Hauptmann, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne wieder früh ausgegangen Milch zu holen; da sieht sie, wie sie zurückkommt, den Strich ans Haus gemalt. Da malt sie an alle Häuser die Reihe herauf und herunter einen Strich, und als der Räuber dem Hauptmann das Haus zeigen will, kann er es nicht finden, weil der Strich an alle Häuser gemacht war. Da wird der Hauptmann zornig und läßt auch diesen Räuber erschießen. Darauf geht er selber zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Der Schuhflicker sagt, nichts als daß er neulich Einem den Kopf aufgenäht hätte. Ob er ihm denn nicht sagen könnte, wo das gewesen wäre? Nein, sagt der Schuhflicker, denn er wär mit verbundenen Augen dahin und zurück geführt

worden. Er hätte aber die Schritte gezählt und wär auch immer gradaus gegangen. Wenn er ihm nun einen doppelten Friedrichsdor gäbe, wollte er sich die Augen wieder verbinden laßen und dann das Haus wohl finden. Der Hauptmann sagte ihm den doppelten Friedrichsdor zu, fragte aber noch, wer ihn denn bestellt hätte, ein Mann oder eine Frau? Da sagt der Schuhflicker, der Kleidung nach wär es ein Mann gewesen; aber nach der Stimme ein Mädchen. Nun wartet er bis es dunkel ward, da verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch zum drittenmal das richtige Haus gefunden. Der Hauptmann war aber klüger gewesen und hatte alle Häuser gezählt von der letzten Ecke bis da, wo der Schuhflicker Halt gemacht hatte, und also wuste er nun sichern Bescheid. Darauf führte er den Schuhflicker mit verbundenen Augen wieder an sein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng dann zu seinen Kameraden. So viel Leute er nun noch hatte, so viel Fäßer kaufte er, und noch eins mehr, das ließ er mit Oel füllen; in die andern aber steckte er je einen seiner Räuber, gab aber auch diese für Oelfäßer aus und sich selbst für einen Oelhändler. So kommt er an das Haus, das er sich gemerkt hatte, eines Abends mit den Fäßern gefahren und fragt, ob er für die Nacht da Herberge fände mit seinen Karren und Pferden. Da hieß es Ja, wenn Raum genug im Hofe wäre für so viel Karren, so könnte er da Herberge finden. Da fuhr er auf

den Hof und stellte seine Karren mit den Fäßern alle in Eine Reihe; die Pferde spannte er ab und zog sie in den Stall, wo sie wohl verpflegt wurden. In der Nacht, wenn Alles schliefe, so war es verabredet, sollte er dann nur an die Fäßer klopfen, so würden die Räuber sogleich den Fäßern den Boden ausstoßen und ihm beistehen, Alles im Hause niederzumetzeln: hierauf wollten sie ihre Pferde aus dem Stalle nehmen und auf und davon reiten: ihre Schatzhöhle wäre dann nicht mehr verrathen.

Als nun schon Alles im Hause schlief, denn auch der Oelhändler hatte sich zu Bette gelegt, war die fleißige Marianne noch häuslich beschäftigt, und sah es gern, daß der alte Hausknecht ihres Oheims sich am Feuer dehnte, denn er war gefällig und gieng ihr zuweilen auch wohl zur Hand. Darüber fieng ihr die Lampe an sehr dunkel zu brennen: sie sah hinein und fand, daß ihr an Oel gebrach. Der Oelkrug war aber auch erschöpft; es muste ein anderer aus dem Keller geholt werden. Da klopfte sie dem alten Johann auf die Schulter und bat ihn, eine Kanne Oel aus des Oheims Keller zu holen. Ich weiß, daß noch eine da liegt, sagte sie; damit ist aber auch Matthäus am letzten. Muß ich für des Oheims Wirthschaft die Arbeit besorgen, so kann er auch das Oel dazu hergeben. Der alte Johann raffte sich aus seinem Halbschlummer auf und taumelte die Treppe herunter; beim Heraufgehen aber stolperte er und zerbrach den Krug. Das ist eine schöne Bescherung, sagte das Mädchen: wo kriegen wir nun Oel auf die Lampe? die Läden sind längst alle geschloßen. Sollen wir

hier im Dunkeln sitzen und haben all die Oelfäßer im Hofe liegen? Gescheidte Leute müßen keine Narren sein. Man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Der Herr Oelhändler gäb uns gern ein Paar Tropfen Oel, wenn er nicht schliefe; er würde aber verdrießlich, wenn ich ihn darum weckte. Laß uns einmal sehen, ob nicht eins der Fäßer rinnt; sonst müßen wir einen Bohrer nehmen. Da gieng sie in den Hof und klopfte an das erste Faß: das klang aber hohl und zugleich hörte sie darin fragen: Ist es schon Zeit? Ei, denkt sie, ist es so gemeint? Da giebt sie leise Antwort: Nein, noch nicht. Sie geht und klopft auch an die andern Fäßer: die klangen alle hohl, und aus allen hörte sie fragen, ob es schon Zeit wäre. Nein, sagte sie leise, noch nicht. Nur das letzte Faß klang nicht hohl, denn das war voll Oel. Da sagte sie zu dem Hausknecht: Jetzt steh mir bei, Johann, denn sonst sind wir alle des Todes. Alle Fäßer stecken voll Räuber und Mörder: wir wollen ihnen aber das Bad mit ihrem eigenen Oel gesegnen. Stich schnell das Oelfaß an; so will ich den großen Keßel an den Haken hängen und ein tüchtig Feuer darunter machen: wenn du dann das Oel in den Keßel schüttest, soll es bald glühend sein. Da bohrte der alte Hausknecht ein Loch in das Oelfaß, steckte einen Zapfen hinein und trug im Eimer so lange Oel in den großen Keßel bis er ganz voll war. Es währte auch nicht lange so fieng das Oel an zu sieden und zu schäumen. Als es nun ganz glühend war, schöpfte er Eimer um Eimer voll und goß das siedende Oel Faß um Faß durch

die Spundlöcher den Räubern auf den Leib, daß sie alle des Todes waren. Als das abgethan war, löschte sie gleich ihre Lampe aus und scharrte Asche über die Kohlen, damit der Räuberhauptmann meinen sollte, sie wäre schlafen gegangen. Sie stellte sich aber mit dem Hausknecht heimlich auf Wache, um zu sehen, was er anfangen würde, wenn er dächte, daß Alles in Ruhe wäre. Es währte auch nicht lange, so machte er das Fenster auf und stieg in den Hof. Da klopfte er an ein Faß, erhielt aber keine Antwort. Bestürzt gieng er weiter, und klopfte an alle Fäßer; als er aber an keinem Antwort erhielt, sah er wohl, daß sein Spiel verloren wär und ihm nichts Eiligeres zu thun bliebe als sich auf und davon zu machen. Dazu ersah er sich denn auch sofort Gelegenheit, indem er aus dem Hof durch die Tenne in den Garten lief und hier über die Hecken springend das Weite suchte. Marianne hatte es wohl gesehen: sie hielt es aber noch nicht für gerathen, sich schlafen zu legen; sie weckte erst ihren Vater, erzählte ihm was geschehen sei und rieth ihm, mit Hülfe des treuen Hausknechts den Fäßern die Böden einzuschlagen und die todten Räuber im Garten zu verscharren. Der Vater lobte ihre Klugheit und folgte auch sogleich ihrem Rath. Hernach werden auch die Fäßer und Karren bei Seite geschoben, so daß am Morgen jede Spur der Räuber getilgt war.

Als der Räuberhauptmann alle seine Kameraden verloren hatte, sah er wohl, daß er die Sache anders angreifen müste. Da gieng er hin und kaufte das Haus, das dem Wirthshaus

gegenüber gerade feil war; da legte er einen schönen Laden an, der viele Käufer herbeizog. Nun hätte er gerne gewust, wer es wohl wäre, der seine Anschläge so schlau zu vereiteln gewust hätte. Da nahm er eines Abends ein Stück Kreide und malte wieder einen Kranz um des Nachbars Thürknopf; am andern Morgen aber stellte er sich zeitig auf die Lauer um zu sehen, was nun geschähe. Am andern Morgen gieng Marianne wie gewöhnlich in aller Frühe Milch holen und bemerkte, als sie zurückkam, daß wieder ein Kranz um den Thürknopf gemalt war. Da trug sie die Milch ins Haus und kam bald darauf mit einem Stück Kreide in der Hand zurück. Sie besann sich aber noch und gieng wieder ins Haus, ohne ihr erstes Vorhaben auszuführen. Da dachte der Räuberhauptmann: du bist klug! hast dich aber doch verrathen. Von Stund an setzte er sich vor um Mariannen zu werben. Er besuchte auch ihre Eltern und ließ deutlich merken, daß er sein Absehen auf die Tochter gerichtet hätte. Dem Vater wäre der Eidam schon recht gewesen, die Tochter wollte ihm aber nie Rede stehen was sie von dem Freier hielte. Da stellte einmal der Vater ein großes Gastmal an und lud auch den neuen Nachbar dazu ein. Marianne, welche die Küche besorgte, that absichtlich kein Salz in die Speisen. Bei Tische gab sie Acht auf den Nachbar und bemerkte, daß er alle Speisen ungesalzen verzehrte. Daran erkannte sie, daß er keine Liebe zu ihr trüge. Nach dem Eßen ließ der Vater Musikanten kommen und da muste Marianne den ersten Walzer mit dem Nachbarn tanzen.

Dabei fühlte sie deutlich, daß er Waffen bei sich trüge. Da geht sie nach dem Tanz stillschweigend in die Küche und steckt ein scharfes Meßer zu sich. Als die Musik wieder anhebt, muß sie auch den zweiten Walzer mit ihm tanzen. Aber mitten im Tanz stößt sie ihm das Meßer ins Herz, daß er todt zu Boden stürzt. Alles wundert sich und stellt sie zur Rede; da sagt sie ganz ruhig: ich bin ihm nur zuvorgekommen, denn er hat Mir nach dem Leben gestanden. Untersucht ihn nur, so wird es sich finden. Wie sie nun nachsahen, finden sie Dolche und geladene Pistolen bei ihm, in seiner Wohnung aber Papiere, woraus sich ergab, daß es der Räuberhauptmann war, der so lange die Gegend unsicher gemacht hatte.

63. Die drei Brüder.

Es war einmal eine Herschaft, die hatte Alles genug, nur keine Kinder: darüber waren sie sehr traurig. Da fuhren sie einst auf ihrem See und fiengen einen Fisch, den sollten sie, wie darauf geschrieben stand, in vier Stücke zerschneiden: den Kopf dem Hunde vorwerfen, ein Stück dem Pferd geben, das andere mit einander verzehren und den Schwanz in die Erde graben. Das geschah: da bekam der Hund drei Junge, das Pferd drei Füllen, die Frau drei Söhne und wo der Schwanz begraben war, lagen drei Schwerter. Als die Kinder heranwuchsen, gaben die Eltern jedem der drei Söhne ein Pferd, einen Hund und ein Schwert. Da wollten sie auch nicht länger daheim bleiben, nahmen Urlaub von den Eltern und zogen fort in die Welt. Eine Weile ritten sie zusammen bis sie an einen großen Baum kamen, bei dem schieden sich ihre Wege. Da hieb jeder mit seinem Schwert in den Baum und sagten, an den Hieben wollten sie erkennen, wenn sie wieder dahin kämen, wie es einem Jeden in der Welt ergienge. Also nahmen sie Abschied von einander und ritt der eine links, der andere rechts und der dritte gradaus.

Nun kommt der eine, der links geritten war, erst durch einen großen Wald, dann in eine schöne Allee, und am Ende der Allee sieht er ein schönes Schlößchen stehen. Wie er an das Schlößchen kommt, brennt da ein großes Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Wenn dirs kalt ist, sagt er, so komm und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Indem er ihr nun die Haare geben will, verwünscht sie ihn, daß er mit Pferd und Hund in Salzsteine verwandelt steht.

Bald darauf kommt der andere Bruder an den Baum und sieht an den drei Hieben, daß es dem Einen seiner Brüder nicht gut ergienge, denn der eine Schnitt war ganz roth. Da ritt er ihm 'nach und kommt bei der Nacht in den Wald. Da hätte er gerne Herberge gehabt, fand aber nirgends ein Haus stehen. Endlich sieht er ein Licht, aber fern ab vom Wege: da ritt er auf das Licht zu und wie er näher kommt, steht da ein großes Schloß. Er pocht an, da macht ihm ein ganz schönes Mädchen auf: die fragt er, ob er da übernachten könnte. Ja, sagt das Mädchen, übernachten könnte er da wohl, sie wollte es ihm aber nicht rathen, denn er würde in der Nacht gewiſs umgebracht. Ei, sagt er, davor wär ihm nicht bange; wenn er nur die Nacht unter Dach und Fach wäre. Da läßt ihn das Mädchen ein. Wer denn hier auf dem Schloß wohne? fragt er. Da sagt das Mädchen: Fünfhundert Spitzbuben wohnten

darauf. Bis eilf Uhr blieben sie gewöhnlich aus, dann aber kämen zweihundert heim und fragten, ob Jemand da eingekehrt wäre. Hernach zögen diese wieder fort mit ihrem Hauptmann; um zwei Uhr kämen aber die andern dreihundert. Die Spitzbuben hätten auch sie ihren Eltern geraubt; sie wagte es aber nicht, ihnen zu entlaufen, denn sie wüste wohl, die Spitzbuben würden sie gleich wieder einholen und dann müste sie es mit dem Leben entgelten. Da sprach er dem Mädchen Muth zu: er wollte sie schon von den Räubern erlösen. Sie sollte ihm nur das gröste und schönste Zimmer im ganzen Schloß anweisen, und seinem Pferde gleich einen Scheffel Hafer geben und seinem Hunde Fleisch und Brot so viel er freßen möchte. Nach dem Eßen wolle er sich dann ein wenig schlafen legen; um halber eilf aber sollte sie ihn wecken. Da machte ihm das Mädchen ein Bette in den großen steinernen Schloßsaal, und trug ihm ein gutes Nachteßen auf; seinem Pferde aber hatte sie einen Scheffel Haber gegeben und seinem Hunde Fleisch und Brot so viel er freßen mochte. Darauf wartete sie bis es halb eilf schlug: da kam sie und weckte ihn. Schnell sprang er auf und kleidete sich an; gieng dann in Stall und holte Pferd und Hund zu sich in den Saal. Mit dem Schlage eilf Uhr kamen auch wirklich die zweihundert Spitzbuben und fragten das Mädchen, ob Jemand eingekehrt wäre. Ja, sagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem großen steinernen Schloßsaal. Da gieng der Hauptmann gleich mit sechs Mann hinein, und wie er sah, daß der Fremde mit Pferd

und Hund in dem besten Zimmer war, ward er sehr wild und sagte, sein Saal wär kein Pferdestall und auch kein Hundestall: er müste jetzt gleich sterben. Da fragte der Ritter, ob das sein Volk denn alle wäre, die sechs Mann, die er bei sich hätte? Nein, sagte der Hauptmann, er hätte zweihundert Mann. Nun, sagte der Ritter, die möchte er doch gern alle beisammen sehen eh er stürbe. „Die Freude könnt er haben," sagte der Hauptmann, und holte seine Leute alle herein. Als sie nun drinnen sind, sagte der Ritter, nun sollten sie doch Thüren und Fenster alle fest zuschließen, damit sie nicht gestört würden. Als das auch geschehen war, fragt der Ritter sein Pferd, ob es ihm getreu wär? Da winkt das Pferd mit dem Kopfe Ja. Und du, mein Hund, fragt er, bist du mir auch getreu? Da winkt der Hund auch Ja. Gut, sagt der Ritter, so helft mir denn Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen. Damit zieht er sein Schwert und schlägt dem Hauptmann den Kopf ab. Da fieng das Pferd an Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen und wo das Pferd nicht dran konnte, das holte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und ehe eine Viertelstunde vergieng, hatten sie alle Zweihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen schon wieder bei Seite geschafft. Darauf muste das Mädchen dann Waßer holen, um den Saal zu reinigen und Alles wieder sauber mit Sand bestreuen, daß man nicht sah, was geschehen war. Pferd und Hund stellte er dann wieder in den Stall und befahl dem Mädchen, dem Pferd wieder einen Scheffel Hafer zu geben und dem Hund Fleisch

und Brot so viel er freßen möchte. Er selbst wollte sich wieder ein wenig schlafen legen; um halber Zwei möchte sie ihn aber wieder wecken. Das Mädchen gab dem Pferd einen Scheffel Hafer, dem Hund Fleisch und Brot so viel er freßen mochte und wartete dann, bis es halber Zwei war: da kam sie und weckte ihn. Sogleich sprang er auf und kleidete sich an; gieng dann nach dem Stall und holte Pferd und Hund zu sich in seinen Saal. Schlag zwei Uhr kommt nun der andere Hauptmann mit den dreihundert Spitzbuben und fragt das Mädchen, ob Jemand da eingekehrt wäre. Ja, sagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem großen steinernen Schloßsaal. Da geht der Hauptmann gleich allein in den Saal und als er sieht, daß er Pferd und Hund bei sich hat, wird er zornig und fragt, was er da machte. Darnach hätte er nicht zu fragen, giebt ihm der Ritter zur Antwort. Da werde ich gleich zwölf Mann herbeiholen, sagt der Hauptmann, die werden dich Vogel schon anders pfeifen lehren. Da geht er hinaus und kommt gleich wieder zurück mit zwölf Spitzbuben, die waren alle ganz roth von Blut und hatten große Meßer in den Händen. Da lacht der Ritter ihn aus und fragt, ob das sein Volk denn alle wäre, die lumpigen zwölf Mann. Nein, sagt der Hauptmann, sie wären zu Dreihundert. Nun denn, sagt er, so möchte er sie doch alle Dreihundert beisammen sehen eh er stürbe. Das Vergnügen könnte er haben, sagt der Hauptmann. Damit geht er hinaus und holt seine dreihundert Mann herein. Da fragt er den Hauptmann, ob sie das nun

alle wären? Ja, sagt der Hauptmann. Gut, sagt er, so sollten sie nur Thüren und Fenster fest zuschließen, damit sie nicht gestört würden bei der Arbeit. Als das geschehen ist, fragt er sein Pferd, ob es ihm auch getreu wäre? Ja, nickt das Pferd mit dem Kopf. Und du, mein Hund, bist du mir auch getreu? Da nickt der Hund auch Ja. Wohlan denn, sagt er, so helft mir Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen, daß Keiner mit dem Leben davon kommt. Damit zog er zuerst sein Schwert und schlug dem Hauptmann den Kopf ab. Da fieng das Pferd an, Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen und wo das Pferd nicht dran konnte, das schleppte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und eh eine Viertelstunde vergieng, waren alle Dreihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen alle schon wieder bei Seite geschafft. Dann muste das Mädchen Waßer herbei holen und den Saal scheuern und dann Alles wieder sauber mit Sand bestreuen, daß man nicht sah, was geschehen war. Dann fragte er das Mädchen, ob nun Keiner mehr da wäre. Nein, sagte das Mädchen, kein Einziger, der ganze Wald ist rein. Das Schloß war aber voll Gold und Silber: das zeigte ihm das Mädchen Alles. Das ist nun Alles uns Beiden, sagt er zu ihr, denn weil du mir so treu gewesen bist, sollst du meine Frau werden. Das gefiel dem Mädchen wohl. Da blieb er bei ihr bis gegen den Morgen: da erwachte er und sah im Walde ein großes Feuer brennen. Das Mädchen schlief noch und er wollte es nicht wecken, hätte aber doch gern gewust was das große Feuer bedeute. Da nahm er Pferd

und Hund aus dem Stall und ritt darauf zu. Wie er nun durch den Wald reitet, kommt er in eine schöne Allee und am Ende der Allee sieht er ein schönes Schlößchen stehen und vor dem Schlößchen brennt das große Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Wenn dir kalt ist, sagt er, so komm doch und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Indem er ihr aber die Haare geben will, verwünscht sie ihn, daß er wie sein Bruder mit Pferd und Hund in Salzstein verwandelt steht.

Nach einigen Jahren kommt auch der dritte Bruder wieder an den Baum und sieht, daß die Schnitte seiner beiden Brüder ganz blutroth sind. Da reist er ihnen nach und kommt in den Wald und als es dunkel wird, sieht er von Fern ein Licht schimmern. Er reitet darauf zu und kommt an das Schloß: da klopft er an. Die junge Frau macht ihm auf und wie sie ihn sieht mit Pferd und Hund, meint sie, es wär ihr Geliebter und fällt ihm um den Hals. Sie hatte auch schon ein Kind, das kam gelaufen und rief: Guten Tag, lieber Vater! Da sagt er: Gewiss ist meiner Brüder Einer hier gewesen. Da erzählt ihm die junge Frau, wie die Räuber sie gefangen hätten und wie ein Ritter gekommen wäre mit Pferd und Hund, die hätten gerade so ausgesehen wie er mit seinen Thieren. Sein Bruder hätte den Räubern den Garaus gemacht und dann zu ihr gesagt, nun sollte sie seine Frau sein. Am andern Morgen

wär er aber wieder verschwunden gewesen und nun hätte sie ihn schon einige Jahre vergebens erwartet. Ja, sagt er, das ist ohne Zweifel einer meiner Brüder gewesen: wir drei Brüder sehen einander sehr ähnlich. Sei aber gutes Muths; diese Nacht will ich hier zubringen, morgen früh aber sehen wie ich ihn erlöse. Da blieb er die Nacht in dem Schloß; am Morgen aber ritt er hinweg und kam in den Wald und in die schöne Allee, und am Ende der Allee sah er ein schönes Schlößchen stehen. Wie er vor das Schlößchen kommt, brennt da ein großes Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund. Da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Da sagt er: Wenn dir kalt ist, so komm doch her und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund; gib mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Aha! sagt er, sieht das so aus! Du hast hier auch meine Brüder verwünscht. Damit faßt er sie beim Kragen und prügelt sie jämmerlich durch und sagt, wenn sie seine Brüder nicht gleich wieder lebendig machte, schmeiße er sie in das Feuer. Da konnte die Alte nicht anders, sie muste seine Brüder wieder lebendig machen mit ihren Pferden und Hunden. Da sagt er zu seinen Brüdern, nun sollten sie bei der Alten bleiben und sorgen, daß sie nicht entwischte; er hätte hernach noch ein Hühnchen mit ihr zu pflücken. Darauf gieng er in das Schlößchen, da war Ein Zimmer schöner als das andere; zuletzt kam er in den Saal, da war es am schönsten und an der Wand stand ein prächtiges Bette mit seidenem

Vorhang. Er zog den Vorhang hinweg, da lag eine wunderschöne Königstochter in tiefem Schlaf. Die Königstochter war so schön, daß er sich nicht enthalten konnte, sie zu küssen. Da hört er es hinter sich rascheln: er blickt sich um und sieht mitten im Saal ein großes Feuer brennen. Gleich springt er vom Bette, zieht sein Schwert, und stürzt sich mit gezogener Klinge mitten durch die heiße Flamme. Da sieht er hinten in der Ecke ein ganz fremdes Gesicht, das grinzt ihn an. Er fürchtet sich aber nicht, sondern geht darauf los und haut dem Gespenst den Kopf ab. Da gab es ein fürchterliches Krachen, als ob die Welt zusammenbräche; davon erwachte die Königstochter: da stand sie auf, gieng ihm entgegen und begrüßte ihn als ihren Erlöser und Bräutigam. Sogleich sprangen auch viel tausend kleine Erdgeister hervor, neigten sich vor ihm und sagten, er müste nun auch noch alle Bäume im Wald und der großen Allee mit seinem Schwerte berühren, und dann dem alten Weibe den Kopf abhauen: damit würden auch sie und das ganze Königreich erlöst, denn von der alten Hexe wären sie und das ganze Land verwünscht worden. Da gieng er hin, berührte die Bäume alle einen nach dem andern und gieng dann zu seinen Brüdern und hieb der alten Hexe den Kopf ab. Da kam sogleich Alles wieder in den alten Stand, das ganze Königreich, das so lang versunken gewesen war, stieg aus der Tiefe mit allen Häusern und Pallästen und dem königlichen Schloß; die Generale und Officiere mit allem Kriegsvolk standen davor in Parade und das Volk aus der Stadt drängte sich um ihn

her und rief ihn mit großem Jubel zum König aus. Darauf ward eine prächtige Hochzeit gerüstet, bei der die beiden Brüder vermählt werden sollten: der eine mit der Königstochter, der andere mit der jungen Frau auf dem Räuberschloß. Der dritte Bruder ward ausgeschickt, Vater und Mutter auch dazu herbeizuholen: als sie aber ankamen, hatte er auch noch dazu seine Braut mitgebracht und so konnten sie eine dreifache Hochzeit begehen, die vierzehn Tage währte. Als sie nun vorüber war, begleitete er mit seiner jungen Frau die alten Eltern in ihre Heimat und nach ihrem Tode erbte er das väterliche Gut. So hatten sie alle Drei genug.

64. Der dankbare Todte.

Heinrich, ein reicher Hamburger Kaufmannssohn, reiste in Geschäften in fremde Länder. Wie er nun in ein heidnisches Land kommt, sieht er auf einem Sklavenmarkt ein schönes Mädchen feil bieten, jedoch zu so hohem Preise, daß sich keine Käufer finden. Das Mädchen gefiel ihm wohl sehr gut, aber so viel Geld meinte er nicht anlegen zu dürfen. Da redete das Mädchen ihm zu, er möchte sie doch erlösen, sie würde so grausam behandelt; bei ihm habe sie es gewiss beßer: sie verspreche auch, ihm immer treu zu dienen. Er entschließt sich nun, ein Gebot zu thun, das wird aber nicht angenommen; da giebt er endlich was der Sklavenhändler gefordert hat. Wie er nun mit ihr ans Meer kommt, wo er sich einschiffen will, sieht er einen Todten da liegen, der von zwei Männern misshandelt wird. Er fragt, warum sie den Mann schlügen? und erhält zur Antwort, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaßen und kriegte nun so lange Schläge bis Jemand käme, der seine Schulden bezahlte. Da sagt er, sie sollten ihn in Ruhe laßen: er wolle die Schuld bezahlen. Das thut er denn und läßt den Todten auch noch ehrlich begraben. Darauf

schifft er sich mit ihr nach Hamburg ein, wo er sein elterliches Haus bezieht und das Mädchen ihm die Haushaltung besorgen soll. Er faßt aber bald so große Liebe zu ihr, daß er sie durchaus heiraten will. Das Mädchen will darein wohl willigen, bedingt sich aber noch ein Jahr Frist. Diese Zeit benützt sie nun, heimlich auf ihrem Zimmer zu arbeiten. Als das Jahr vorüber ist, bestürmt sie Heinrich wieder mit seinen Heiratsanträgen. Da sagt sie zu ihm, er müße erst noch eine Reise machen; wenn er davon zurückkehre, so wolle sie ihn gerne heiraten. Hier habe sie zwei Koffer gepackt und in jeden einen Brief gelegt. Wenn er an die andere Seite des Meeres komme, sagte sie, werde er einen vornehmen Schiffmann finden: dem solle er nur die beiden Koffer geben: das Weitere werde sich dann von selber ergeben. Heinrich wuste nicht, was er in den Koffern hatte, auch nicht, was in den Briefen stand. Als er aber an die andere Seite des Meeres kam und den vornehmen Schiffmann fand, gab er ihm die beiden Koffer mit den Briefen. Dieser öffnete den einen sogleich, las den Brief und packte dann den ganzen Koffer aus, der voller Fahnen und Flaggen war. Damit verzierte der Schiffmann das Schiff, nahm den Heinrich an Bord und fuhr dann nach der Königsstadt, wo er mit Kanonenschüßen und großem Jubel empfangen ward. Da stieg er mit dem Kaufmannssohn ans Land und gab dem König den andern Koffer. Dieser öffnete ihn, fand den Brief und ersah daraus, daß seine Tochter, die ein Schiffmann entführt hatte, der dann Seeräubern in die Hände

gefallen war, von Heinrich auf dem Sklavenmarkt erkauft worden und jetzt seine Braut sei. Die Flaggen und Fahnen, die das Schiff mit der Freudenbotschaft verziert habe, seien alle von ihr selber gestickt. Da freut sich der König sehr und empfängt Heinrich sehr freundlich; bittet ihn aber, sogleich wieder heimzufahren und seine Tochter zu holen: dann sollte er bei ihm bleiben und König werden. Da besteigt Heinrich ein Schiff; das gehörte aber wieder demselben Schiffmann, der die Königstochter entführt hatte. Als dieser hört, wie sich die Sache verhält, stößt er Heinrich unversehens vom Verdeck ins Waßer, und fährt dann nach Hamburg, die Königstochter heimzuholen. Sie erkennt ihn nicht und da er vorgiebt, von dem König ihrem Vater geschickt zu sein, der sie mit ihrem Bräutigam vermählen wolle, so läßt sie sich bereden und schifft sich mit ihm ein. Unterwegs aber entdeckt er ihr, ihr Heinrich sei auf der See ertrunken: wenn sie nun zu ihrem Vater zurück wolle, so müße sie versprechen, ihn zu heiraten. Heinrich war aber nicht wirklich ertrunken, sondern ein Geist hatte ihn gerettet, der Geist des Todten, den er freigekauft und ehrlich hatte begraben laßen. Da ward er von dem Geiste in die Königstadt getragen, wo er dem Königsschloß gegenüber in dem ersten Gasthofe so lange wohnte bis endlich seine Braut mit dem Schiffmann ankam. Da schlich er sich, wie ihm der Geist gerathen hatte, in den Garten hinter dem Schloße und versteckte sich im Gebüsch. Der König war sehr erfreut, seine Tochter wieder zu sehen und empfieng sie mit großen Freuden. Leider

war sie aber sehr traurig; und als der König die Ursache hörte, durfte er sie nicht darum schelten. In der nächsten Nacht konnte die Königstochter nicht schlafen; erst gegen den Morgen schlummert sie ein: da träumt ihr, ihr Heinrich wär in ihres Vaters Garten. Vor Freuden wacht sie auf und läuft gleich in den Garten: da findet sie ihren Geliebten, der ihr erzählt, wie der Schiffmann an ihm gehandelt hat. Nun hält sie sich ihres Gelübdes entbunden und entdeckt Alles ihrem Vater, der den Schiffmann sogleich verhaften und hinrichten läßt. Die Tochter vermählte er sogleich mit Heinrich, ihrem Erlöser, und nach dem Tode seines Schwähers fiel ihm auch das Königreich zu.

65. Der gläserne Berg.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn Namens Wilhelm. Als der heranwuchs, hörte er so viel von den Wundern der Fremde erzählen, daß er seinem Vater immer anlag, er möchte ihn doch auf Reisen schicken. Der Vater hätte lieber gesehen, wenn er zu Hause geblieben wäre; er hielt aber so lange an bis er ihn endlich ziehen ließ. Als er nun eine Weile umhergezogen war, kam er eines Tags an ein großes stilles Waßer: da war nirgend ein Schiff zu sehen und doch wäre er gern hinüber gewesen. Wie er so dasteht und wartet, hört er es plötzlich durch die Luft rauschen und sieht über sein Haupt drei große Vögel fliegen. Er verfolgt sie mit den Blicken und sieht, wie sie sich an einer nahen Bucht niederlaßen. Indem sie die Erde berühren, legen sie ihre Flügel ab, und stürzen in drei schöne Mädchen verwandelt, ins Waßer. Da geht Wilhelm leise hinzu, nimmt eins von den Flughemden (Rabenalen) und eilt damit hinweg. Als nun die Mädchen gebadet hatten und wieder fortfliegen wollten, findet die eine ihr „Rabenal" nicht. In großer Bestürzung steigt sie das Ufer hinan, sieht den jungen Mann, der es ihr geraubt hat noch in der Nähe und läuft ihm weinend nach. Wie sie nun zu ihm kommt, bittet sie ihn flehentlich, es ihr zurückzugeben.

Er konnte aber ihrer Bitte nicht willfahren, denn je mehr er sie sah und ihre Stimme hörte, je lieber ward sie ihm. Da sagt er, das Flughemd gebe er ihr nicht wieder, denn er könne nicht ohne sie leben, so gut gefalle sie ihm. Sie solle mit ihm kommen, so wolle er sie zu seiner Frau nehmen. Da willigt sie endlich ein und fährt mit ihm zu seinen Eltern, wo sie wohl aufgenommen und bald mit Wilhelm vermählt wird. Nun lebten sie eine Weile glücklich mit einander; einst aber muste er auf vierzehn Tage verreisen: da gab er seiner Mutter den Schlüßel der Kiste, worin er das Rabenal verborgen hatte und bat sie, ihn wohl vor ihr zu hüten. Als nun die vierzehn Tage zu Ende giengen, sagt die junge Frau zu seiner Mutter, sie wolle ihrem Mann eine Strecke entgegen gehen; es sei aber so heiß und sie habe kein Tuch, sich vor der Sonne zu schützen. Da vertraut ihr die Mutter den Schlüßel der Kiste. Sie öffnet sie, das Tuch herauszunehmen und findet unverhofft das „Rabenal“. Sogleich legte sie es an und fort war sie. Wie nun der Sohn nach Hause kommt, fragt er zuerst nach seiner Frau und sucht sie vergebens im ganzen Hause. Da gesteht endlich die Mutter, sie habe ihr den Schlüßel der Kiste vertraut und seitdem nichts mehr von ihr gesehen. Da sah er gleich, er habe sie verloren und gerieth in solche Verzweiflung, daß er sich fast ein Leid gethan hätte. Traurig geht er zu Bette; am Morgen aber, nach einer schlaflosen Nacht, findet er am Spiegel geschrieben, wenn er sie wieder haben wolle, müße er sie auf dem gläsernen Berg

erlösen. Nun wuste er nicht, wo der gläserne Berg wäre und Niemand konnte es ihm sagen. Endlich denkt er, ich will nur wieder auf das große, stille Waßer zugehen, wo ich sie gefunden habe: vielleicht höre ich da von ihr Kunde. Wie er sich nun auf den Weg macht und eine Strecke gegangen ist, liegt da eine große prächtige Feder zu seinen Füßen. Er hebt sie auf und kommt damit an das Waßer; findet aber wieder kein Schiff und sieht auch weit und breit keinen Menschen. Nur ein großer Vogel fliegt am Ufer hin und her. Da denkt er, was mag dem armen Vogel sein? Er geht hinzu und fragt ihn, ob er vielleicht seine Feder suchte? hier wäre sie. Da freut sich der Vogel, läßt sich die Feder wieder in seinen Schwanz stecken und fliegt dann stolz am Himmel umher in weitem Bogen. Als er zurück ist, fragt er Wilhelm. Warum bist du an das stille todte Meer gekommen; willst du vielleicht hinüber? Ja, sagt Wilhelm, das möchte er wohl. Da hebt ihn der Vogel auf und fliegt mit ihm hinüber. Wie er nun drüben ist, steht er vor einem großen Berg, der war von lauter Glas. Da sagt der Vogel: Nun werde er wohl auch gern auf den Berg wollen. Ja, sagt Wilhelm, das wär ihm wohl lieb. Da bringt ihn der Vogel auch noch auf den Berg und sagt ihm, nun sollte er grade fortgehen bis er an eine Hütte käme: da möchte er klopfen und wenn ihm aufgethan würde, um Arbeit fragen. Der Vogel setzt ihn nieder und fliegt fort; er aber geht weiter bis er an die Hütte kommt. Wie er anklopft, thut ihm ein altes Weib auf und fragt was

sein Begehren sei. Ob er hier Arbeit fände? Ja, sagt das alte Weib, Arbeit sollte er haben. Sogleich geht sie mit ihm in einen großen Wald, giebt ihm ein gläsern Beil und zeigt ihm wohl hundert Bäume, die sollte er alle umhauen: wenn er das vor Abend nicht fertig brächte, drehe sie ihm den Hals um. Da macht er sich gleich ans Werk; aber beim ersten Schlag springt ihm das Glasbeil entzwei. Nun sitzt er da in großer Noth und Betrübniss bis zu Mittag: da kommt ein junges Mädchen, ihm Eßen zu bringen. Als die sieht, daß er so traurig da sitzt, fragt sie was ihm fehle. Da erzählt er, das alte Weib habe ihm befohlen, alle diese Bäume umzuhauen; aber beim ersten Schlage sei ihm das gläserne Beil entzweigesprungen. Das Mädchen sagt, darüber sollt er nicht traurig sein, sondern sich das Eßen wohl schmecken laßen und sich hernach ein wenig schlafen legen. Er konnte aber vor Angst nicht viel eßen und hernach auch nicht einschlafen; doch schloß er die Augen und stellte sich als ob er schliefe. Als er sie aber wieder aufthut, sieht er, daß der ganze Wald abgehauen ist. Da denkt er: das hat gut gegangen, nun wirst du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach der Hütte. Wie er dahin kommt, steht die Alte vor der Thüre und fragt: ob er die Arbeit verrichtet hätte. Ja, sagt er, die wär gethan. Da sagt die Alte, sie wolle nachsehen ob Alles in Ordnung wär und ihm dann morgen ein ander Stück Arbeit geben. Als sie nun nachgesehen hat, sagt sie, es wär gut; für heute könnte er schlafen gehen. Am andern Morgen schüttet sie Korn,

Weizen und Hafer durch einander, und kommt dann an sein Bette und heißt ihn das Alles wieder aus einander lesen, jedes auf Einen Haufen. Er giebt sich gleich an die Arbeit, kommt aber nicht vorwärts; als es Mittag war, hatte er noch keine Handvoll von jedem Theil beisammen. Da setzt er sich ermüdet nieder und blickt traurig vor sich hin. Als nun das Mädchen kommt und bringt ihm zu eßen, sieht sie ihn da sitzen und fragt, warum er so traurig wär. Er sagt, die Alte hätte ihm befohlen, das Alles vor Abend aus einander zu lesen; das wär doch unmöglich. Darüber sollt er nicht traurig sein, sagt das Mädchen, sondern sich das Eßen wohl schmecken laßen und sich hernach ein wenig schlafen legen. Da aß er erst und es schmeckte ihm dießmal ein wenig beßer; dann legte er sich schlafen und als er wieder aufwachte, sah er, daß jedes Häuflein für sich lag und Alles gehörig gesondert war. Da denkt er, das hat gut gegangen, nun wirst du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach Hause. Als er heimkommt, steht die Alte vor der Thüre und fragt, ob die Arbeit fertig wäre. Ja, sagt er, es sei Alles geschehen. So wolle sie nachsehen, sagt sie; wenn sie zufrieden wäre, sollte er morgen ein ander Stück Arbeit haben; für heute könnt er schlafen gehen. Am andern Morgen weckt sie ihn und geht mit ihm hinaus aufs Feld: da zeigt sie ihm zwei Bäche, die neben einander trieben. Den einen sollte er in den andern ausschöpfen bis nichts mehr darin wäre. Er giebt sich auch gleich fleißig ans Schöpfen; als er aber drei bis vier Stunden gearbeitet hat, ist des

Waßers in dem Bach noch nicht weniger geworden. Ermüdet setzt er sich nieder und blickt traurig vor sich hin. Zu Mittag bringt ihm das Mädchen das Eßen und als sie ihn da sitzen sieht, fragt sie, warum er so traurig wäre. Er sagt, ihm sei befohlen, den einen Bach in den andern auszuschöpfen; er hätte auch schon fleißig gearbeitet, aber so gut als gar nichts ausgerichtet. Da sagt das Mädchen, darüber sollt er nicht traurig sein, sondern sich das Eßen wohl schmecken laßen und sich hernach ein wenig schlafen legen: so wolle sie die Arbeit für ihn thun. Morgen aber bekäme er eine Arbeit von der Alten, die würde schwerer sein als diese. Er müße nur wißen, daß sie seine Gemahlin sei, die er hier auf dem Glasberg erlösen sollte. Wenn er sie nun morgen aus dreihundert Frauen, die sich alle gleich sähen, herausfände, so wär er frei und hätte die Erlösung vollbracht; könnte er das aber nicht, so wär es ihr beider Unglück. Er sollte aber die Reihe zwei- oder dreimal auf und abgehen bis er fühlte, daß er mit einer Nadel gestochen würde; daran möchte er sie erkennen. Da gieng er fröhlich nach Hause und sagte der Alten, die an der Thüre stand, die Arbeit sei geschehen. So wolle sie nachsehen, sagt sie, ob das auch wahr sei. Da geht sie hin und sieht nach, und als sie zurückkommt, sagt sie, für heute möcht er schlafen gehen; morgen aber wollte sie ihm neue Arbeit geben. Am andern Morgen kommt sie ihn zu wecken und führt ihn in einen großen Saal. Da waren wohl dreihundert schöne Frauen; eine sah aus wie die andere: da sollte er seine Gemahlin

herausſuchen. Da fängt er an und geht durch die Reihen auf und ab und das alte Weib immer hinter ihm drein. Als er nun ſchon zweimal auf- und abgegangen iſt und ſich das drittemal wieder umwenden will, fühlt er ſich heftig in die Bruſt geſtochen. Sogleich kehrt er ſich um, faßt die nächſte und zieht ſie an ſeine Bruſt und küſst ſie. In demſelben Augenblick gab es ein fürchterliches Donnern und Krachen in dem Saal: das alte Weib war in tauſend Stücke auseinander geſprungen und der Glasberg verſunken; an ſeiner Stelle aber ſah er eine ganze Stadt zum Vorſchein kommen, die wimmelte von Menſchen. Er ließ ſich das aber Alles nicht angehen, ſondern nahm ſeine Gemahlin bei der Hand und gieng mit ihr dem Meere zu. Wie er dahin kommt, iſt es nicht mehr ſtill und todt, ſondern große Schiffe und kleine Kähne ſchaukelten darauf umher, Fiſcher warfen ihre Netze aus, Mühlen hämmerten, Waaren wurden aus- und eingeladen und allerlei Gewerbe getrieben. Da ließen ſie ſich überſchiffen und kamen bald wieder in ihre Heimat, wo ſie wohl empfangen wurden und das alte Leben fröhlicher fortſetzten.

Nach einiger Zeit hörte man ſagen, der König, der auf dem Glasberg verzaubert geweſen, habe Briefe ausgehen laßen und ſeinem Erlöſer Reich und Krone verheißen, wenn er ihm ſeine Tochter wieder zuführe. Das Schreiben kam auch zu Wilhelm, er zeigte es ſeiner Frau und ſie erkannte gleich, daß es ihr Vater ſei. Sogleich beſchließen ſie, zu ihm zurückzukehren, nehmen Urlaub von den Eltern und treten die Reiſe an. Als ſie an das große Waßer kommen, iſt ſchon ein Schiff

in Sicht; sie müßen aber warten bis es landet. Unterdes sieht Wilhelm einen Todten am Ufer liegen und zwei Männer beschäftigt, ihn zu schlagen. Er geht hinzu und fragt, warum das geschehe. Da sagt man ihm, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaßen und würde nun so lange geschlagen bis sich Jemand fände, der für ihn bezahlte. Er fragt, wie viel denn die Schuld betrage: da nennt man ihm eine große Summe. Die bezahlt er sogleich und legt noch so viel hinzu, daß der Todte ehrlich begraben werden konnte. Inzwischen kommt das Schiff heran: er miethet es und es findet sich, daß ihm gerade noch so viel übrig geblieben ist als die Miethe beträgt. Wie sie schon eingestiegen sind, kommen zwei Officiere und fragen den Schiffer, ob sie mitfahren könnten. Der Schiffer bittet Wilhelm es zu gestatten, und dieser giebt seine Einwilligung. Die Officiere erkannten aber die Königstochter, denn sie hatten in ihres Vaters Diensten gestanden. Nun verdroß es sie sehr, daß ein Fremder sie erlöst haben und mit ihrer Hand das Königreich erwerben sollte. Als sie nun eine Weile gefahren sind, gehen sie eines Abends mit Wilhelm auf dem Verdeck spazieren und stoßen ihn unversehens über Bord. Der Königstochter, die sie allein in der Kajüte finden, sagen sie, ihr Begleiter sei durch Zufall ins Waßer gestürzt. Sie würden sie aber sogleich ermorden, wenn sie nicht eidlich gelobte, ihrem Vater zu sagen, Sie wären es, die sie vom Glasberg erlöst hätten. Da muß sie es endlich geloben. Als nun das Schiff landet, gehen sie mit ihr auf das Schloß,

bringen dem König seine Tochter zurück, geben sich für die Erlöser aus und fordern den verheißenen Lohn. Der König ist voller Freude, seine Tochter wiederzusehen und fragt sie, ob sie schon zwischen ihren Erlösern gewählt habe. Sie verneint das, auch war sie ihnen beiden herzlich gram; sie durfte aber ihrem Vater nichts sagen, nicht einmal, warum sie so traurig sei. Sie hielt ihren Wilhelm für todt; der war aber nicht ertrunken: ein Geist hatte ihn aufs Trockene gezogen und gesagt, Er wäre der Todte, dessen Schulden er bezahlt und ihm ein ehrliches Begräbniss erkauft hätte. Jetzt sollte er nun gleich vor das königliche Schloss gehen und sich in dem Wirthshaus gerade gegenüber einmiethen; wenn dann der König mit seiner Tochter an ihm vorübergienge und ihn am Fenster sähe, werde sich das Weitere schon finden. Das thut Wilhelm und erhält ein Zimmer mit der Aussicht nach dem königlichen Schloß. Da fragt eines Tags der König seine Tochter, ob sie nicht mit den beiden Officieren spazieren gehen wolle: die frische Luft müste ihr gut thun; sie wär ja immer so traurig. Da sagt sie, mit Ihm wolle sie wohl gehen, aber mit jenen beiden nicht, so weit wär sie noch nicht mit ihnen. Da nimmt der König seine Tochter an den Arm und geht mit ihr aus dem Schloße, als eben Wilhelm in dem Wirthshaus gegenüber im Fenster liegt. Als sie da vorbeikommen, sieht die Königstochter hinauf, erkennt ihren Gemahl und fällt vor Freuden in Ohnmacht. Der König sucht sie wieder zu sich zu bringen, was ihm auch bald gelingt. Da fragt er, was ihr die Ohnmacht zugezogen

habe. Sie sagt, der junge Mann da oben im Fenster wär ihr so bekannt vorgekommen. Darauf gehen sie weiter; als sie aber auf der Heimkehr vom Spaziergang wieder an dem Wirthshaus vorbeikommen, wo Wilhelm noch im Fenster liegt, fällt sie aufs Neue in Ohnmacht. Der Vater bringt sie wieder zu sich und fragt auch dießmal, was ihr die Ohnmacht verursacht habe: er erhält aber nur wieder dieselbe Antwort wie zuvor; mehr durfte sie ihm ihres Eides wegen nicht sagen. Sogleich läßt der König den Fremden allein zu sich rufen und fragt ihn, Wer er wäre. Da erzählt er seine Schicksale und offenbart Alles. Der König fragt, ob er ein Wahrzeichen vorzulegen hätte? Ja, sagt er, und zieht einen Ring hervor und ein Tuch, das sie selber gestickt hatte. Der König erkennt den Ring und ruft gleich seine Tochter herein. Da fällt sie dem Fremden um den Hals, herzt und küßt ihn und bestätigt alle seine Aussagen, denn sie hielt sich ihres Eides entbunden, da die Wahrheit ohne ihr Zuthun ans Licht gekommen war. Der König ließ sogleich ein großes Gastmal rüsten, zu dem er auch die beiden Officiere lud; heimlich aber befahl er, alle Ausgänge mit Wachen zu besetzen. Die Officiere meinten, die Königstochter sollte heute zwischen ihnen beiden wählen und fanden sich unbesorgt ein. Ueber Tisch schlug nun der König ein Spiel vor: ein Jeder sollte der Reihe nach eine Geschichte erzählen. Er selber hub der Erste an und erzählte, wie sein Königreich durch einen bösen Zauberer verwünscht gewesen, wie er aber jetzt sein Reich und seine Tochter wieder erlangt habe.

Darauf erzählten die beiden Offiziere ein Langes und Breites, wie sie es angestellt hätten, das Reich und die Königstochter zu erlösen, und wie einer von ihnen sie zur Gemahlin haben und König werden sollte. In diesem Augenblick trat Wilhelm in den Saal. Die Officiere erschraken und gaben ihre Sache verloren: als sie sich aber hinaus schleichen wollten, streckten die Wachen die Hellebarden vor und wehrten den Ausgang. Nun hub Wilhelm an und erzählte von den drei Vögeln, die sich in Mädchen verwandelt hätten; von dem Rabenal, das ihm die Eine zur Gemahlin erworben, wie er sie aber wieder verloren und dann auf dem Glasberg hätte erlösen sollen; von den Arbeiten, die ihm auferlegt worden, von dem alten Weibe, die in Stücke zersprungen, von dem Todten, der misshandelt worden sei und zuletzt wie ihn die Officiere über Bord gestoßen, der Geist des Todten aber wieder ans Land gezogen hätte. Zugleich legte er die Wahrzeichen vor, welche von der Königstochter anerkannt wurden. Als er zu Ende war, setzte er sich neben seine Gemahlin auf den Platz, der bis dahin zwischen ihr und dem König für den Bräutigam leer geblieben war. Noch einmal versuchten jetzt die Officiere zu entfliehen; aber wieder versperrten die Hellebarden den Ausgang. Da fragte der König seine Tischgenoßen, was den beiden Verräthern für Strafe gebühre. Da ward das Urtheil gefunden, sie sollten im Gefängniss zu Tode hungern. Da ließ der König sie greifen und das Urtheil vollstrecken; Wilhelm aber erhielt zu der Königstochter auch das Reich.

66. Der würdige Sohn.

Ein König hinterließ vier Söhne, die sich um die Nachfolge im Reiche stritten. Jeder wollte allein König werden, um seinen Brüdern keinen Antheil an der Herschaft, noch einen Theil des Reiches gönnen. Da versammelten sich die Großen des Landes und beriethen sich, welchem von den vier Söhnen die Krone gebühre. Zuletzt wurden sie einig, nicht der älteste, sondern der würdigste solle seinem Vater im Reiche folgen. Auf den Rath eines alten Mannes beschloßen sie dann in einer geheimen Sitzung, den Leichnam des seligen Königs aus seinem Grabe zu nehmen und die Söhne aufzufordern, nach ihm zu schießen, indem beschloßen sei, derjenige solle das Reich erben, welcher sich als der beste Schütze bewähre. Das geschah, der Leichnam ward an einen Baum befestigt und die vier Söhne mit Pfeil und Bogen davor gestellt. Als nun der erste schoß, traf er die rechte Hand des Königs und frohlockte laut, denn er meinte nicht, daß seiner Brüder Einem ein beßerer Schuß gelingen werde. Da schoß der zweite und traf den Todten mitten ins Angesicht: dieser schrieb sich den Sieg mit noch größerer Zuversicht zu. Als aber der dritte zum Schuße kam, durchbohrte

sein Pfeil des Todten Herz. Da glaubte er das Spiel gewiss gewonnen zu haben, denn ein beßerer Schuß wär unmöglich. Nun war aber noch der vierte übrig. Als der an das Ziel gestellt wurde und den Leichnam ansah, traten ihm die Thränen in die Augen: Weh mir, rief er, mein Vater, daß ich deinen Leichnam von deinen eigenen Söhnen verwundet sehen muß! Damit warf er Pfeil und Bogen fort und erklärte, nicht schießen zu wollen. Da liefen die Fürsten des Landes hinzu, hoben ihn auf ihre Schultern und riefen ihn zum König aus; das Volk jauchzte ihm zu und so ward er als der wahre Erbe des Reichs auf den Thron seines Vaters gesetzt; die drei andern aber sprach man ihrer Ehren und Rechte verlustig und jagte sie aus dem Lande.

67. Zwiebeln und Knoblauch.

Das ist Zwiebeln für Knoblauch, sagt man wohl in Köln von einer nicht sonderlich einträglichen Spekulation. Die Redensart erklärt sich aus folgender Geschichte. Ein Kaufmann kam auf den Einfall, ein ganzes Schiff mit Zwiebeln zu befrachten und nach den überseeischen Landen damit zu fahren, die man erst jüngst entdeckt hatte. Wirklich fuhr er damit in ein Land, wo man noch keine Zwiebeln kannte, die neue Frucht aber so wohlschmeckend befunden wurde, daß man ihm seine Zwiebeln mit Gold aufwog. Nach einiger Zeit wollte ein anderer Kaufmann das nachahmen, aber nicht mit Zwiebeln, sondern mit Knoblauch. Er belud also ein Schiff mit dieser Frucht und fuhr nach dem Lande, wo die Zwiebeln so gut bezahlt worden waren. Da fand denn auch der Knoblauch noch viel mehr Beifall als vorher die Zwiebeln und der Kaufmann hoffte ein noch beßeres Geschäft zu machen als sein Vorgänger. Weil man aber das Gold für viel zu gering hielt, eine so köstliche Waare zu bezahlen, belud man sein Schiff mit dem, was man für kostbarer hielt als Gold. Wie er nun zusah, was er geladen hatte, da waren es Zwiebeln.

68. Drei Urtheile.

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen, und bat, damit er sein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche lieh ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geschirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf- und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es seinem Bruder wieder: dieser wollte es aber nicht annehmen, sondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht schaffe, werde er ihn verklagen.

Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speisen so stark an, daß er hinein gieng, sich daran zu laben. Als er aber in die Wirthsstube kam, stürzte er vor Erschöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden spielte, zu Tode. Der Wirth drohte, ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus.

Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fischer, Vater und Sohn, ihre Netze auswarfen. Indem er ihnen zusah, sank er aufs Neue in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und schlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn.

Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als nun die erste Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf seines Bruders Klage zu erwiedern hätte, zeigte er dem Richter das Tuch und erzählte dann, wie es gekommen sei, daß er den Pflug dem Pferd an den Schwanz gebunden hätte. Der Richter meinte, der Verklagte hätte ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entschied er den Handel dahin, der reiche Bruder solle dem armen das Pferd so lange laßen bis ihm der Schwanz wieder gewachsen wäre.

Als er nun wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen sei und das Kind erschlagen habe. Da entschied der Richter, der Wirth möge ihn in die Kost nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfiele.

Nun kam die Sache wegen des alten Fischers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen sei und den alten Fischer erschlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe sich unter die Brücke in den Nachen zu legen und der Sohn des Fischers möge ihn dann von der Brücke herab gleichfalls zu Tode fallen.

Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hätte. Da band er die drei Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein, und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und hieß ihn nach Hause gehen.

69. Der Katze die Schelle anhängen.

Thiermärchen.

Die Mäuse hielten einmal eine Volksversammlung, um sich zu berathen, wie sie den Nachstellungen der Katzen entgehen sollten. Da war aber guter Rath theuer und vergebens rief der Vorsitzer die erfahrensten Männer der Gemeinde auf, bis endlich ein junger Mäuserich zwei Finger emporstreckte und um die Erlaubniss bat zu sprechen. Als diesem nun das Wort gegeben ward, hub er an und sprach: Ich habe lange darüber nachgedacht, warum uns die Katzen so gefährlich sind. Das liegt nicht sowohl an ihrer Geschwindigkeit, von der so viel Wesens gemacht wird: würden wir sie zur rechten Zeit gewahr, so wären wir wohl behende genug, in unser Loch zu entspringen ehe sie uns etwas anhaben könnten. Ihre Ueberlegenheit liegt vielmehr in ihren sammtenen Pfoten, hinter welchen sie ihre grausamen Krallen so lange zu verbergen wißen bis sie uns in den Tatzen haben. Denn da wir den Schall des Katzentritts nicht vernehmen, so tanzen und springen wir noch unbesorgt über Tisch und Bänke, wenn der Todfeind schon hervorschleicht und den Buckel zum Sprunge krümmt, uns zu haschen und zu

würgen. Darum ist meine Meinung, man müße der Katze eine Schelle anhängen, damit ihr Schall uns ihre Nähe verkünde bevor es zu spät ist. Dieser Vorschlag fand so großen Anklang, daß er alsbald zum Beschluß erhoben ward. Es fragte sich jetzt nur noch, Wer es übernehmen solle, der Katze die Schelle anzuhängen. Der Vorsitzer meinte, hierzu werde Niemand geeigneter sein, als derjenige, der so schlauen Rath erdacht habe. Da gerieth der junge Mäuserich in Verlegenheit und stotterte die Entschuldigung heraus, hiezu sei er zu jung, er kenne die Katze nicht genug: sein Großvater, der sie beßer kenne, werde dazu geschickter sein. Dieser erklärte aber, eben weil er die Katzen zu gut kenne, werde er sich wohl hüten, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Auch sonst wollte sich Niemand hierzu verstehen und so blieb der Beschluß bis auf diesen Tag unausgeführt und die Herschaft der Katzen über die Mäuse ungebrochen.

70. Die drei Wünsche.

In alter Zeit ward einmal in einem Dorfe eine neue Kirche gebaut, die heute noch stehen soll. Da war nun ein armer Mann, der hatte sich redlich geplagt manches Jahr, war aber immer so arm geblieben wie eine Kirchenmaus. Er hatte zehn Kinder und oft nicht ein Stückchen Brot im Hause. Gar gerne hätte er aber doch auch sein Scherflein zum Baue der Kirche beigetragen, wenn er nur gewust hätte, wo hernehmen.

Als nun die Reichen mit Wagen und Karren die Steine zum Baue der Kirche herbeiführten, sprach der arme Mann bei sich selbst: „Was soll ich Armer thun? Ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug!" Da kam es ihm in den Sinn: Ich will die Hotte nehmen und des Nachts, wenn Alles schläft und ruht, die Steine zum Kirchenbau herbeitragen. Und so that er.

Wie er nun so in der Nacht hantierte, trat ein altgrau Männchen zu ihm und fragte: Was macht ihr so spät hier, guter Freund? Ach, sagte der Arme, ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug, und möchte doch auch gern zum Kirchenbau beisteuern; darum nehm ich die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles schläft und ruht. Da sprach das Männchen

zu ihm: Nun, das soll dir nicht unbelohnt bleiben. Ich gebe dir dreier Wünsche Gewalt. Der arme Mann bedachte sich und sprach: So wünsche ich mir, wenn ich sterbe, den Himmel und die ewige Seligkeit; für dieses Leben aber die alte Kiste voll Geld, die auf dem Speicher steht, daß sie nie leer wird. Sonst brauch ich nichts: den Himmel und das Geld. Aber das Männchen sprach: Dein Haus ist klein und fällt bald ein; wer weiß, ob dus erlebst, daß du ein neues baust. Thu also noch Einen Wunsch. Nun gut, sagte der arme Mann, so wünsch ich mir das Haus noch einmal so groß. Das ist dir Alles gewährt, sagte das Männchen und verschwand.

Als er nun heim kam, war das alte Haus verschwunden und ein anderes, noch einmal so groß, stand an der Stelle. Dabei war die alte Kiste voller Goldstücke und füllte sich immer wieder von Neuem. Er lebte nun im Glücke vergnügt und froh, und vergaß auch der Armen und der Gotteshäuser nicht.

Was sich begeben hatte, war im Dorfe kein Geheimniß geblieben, Jung und Alt sprach davon. Da hörte es auch ein reicher Mann, der ein rechter Werwolf war: er hatte mehr als er brauchte und doch nicht genug. Wenn es mir auch so glückte, dachte er, und nahm die Hotte und trug, weil Alles schlief und ruhte, Steine zum Bau der Kirche herbei. Da kam alsbald ein altgrau Männchen zu ihm und sprach: Freund, was machst du hier so spät? Da sprach der reiche Mann: Ich nehme die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles schläft und ruht. Dann hast du, sprach das Männchen zu ihm, dreier

Wünsche Gewalt. Der reiche Mann hatte sich schon im Voraus darauf bedacht und sprach: So wünsche ich zum Ersten meinem alten Gaul zwei Augen hell und klar; die Ehre, die beiden andern Wünsche zu thun, will ich meinem Eheweib vorbehalten. Gut, sagte das Männchen, eure Wünsche sind euch gewährt. Als der reiche Mann nun nach Hause kam, gieng er gleich in seinen Stall; da stand sein alter scheler Gaul und hatte zwei Augen hell und klar. Nun gieng er ins Haus zu seiner Frau und sagte: Ich hatte dreier Wünsche Gewalt: der erste Wunsch ist gethan: unser alter scheler Gaul hat wieder Augen hell und klar. Die Ehre, die beiden andern Wünsche zu thun, hab ich dir, mein Eheweib, vorbehalten. Da sprach das Eheweib ganz erzürnt: Wünschtest du dem alten schelen Gaul zwei Augen hell und klar, so wollt ich, daß du Narr gleich gäbst schel (schel würdest). Kaum hatte das Eheweib den Wunsch ausgesprochen, so war ihr Mann so schel, wie der alte Gaul gewesen war. Das verdroß den Ehemann so, daß er nun den letzten Wunsch that und zu seinem Eheweib sprach: Weist du sonst nichts zu wünschen, du albern Ding, so wünsch ich, daß du gleich „gäbst blind." Und so geschah es, und das war ihr Lohn.

71. Das volle Gesicht.

Ein Marktschreier und Zahnbrecher kam mit seinen Theriaksbüchsen in einen Marktflecken, gab sich für einen Doctor aus und berühmte sich großer Arznei und Kunst. Eine reiche alte Bäuerin daselbst, die an bösen Augen litt, forderte diesen Arzt zu sich und ward mit ihm um den Lohn einig, jedoch mit dem Beding, daß sie ihm nichts zu geben brauchte bevor sie ihr volles Gesicht wieder erlangt hätte. Er durfte Solches, um seine vorgegebene Kunst nicht in Zweifel zu stellen, nicht abschlagen, traute sich jedoch selber nicht allzuviel und gedachte sich darum bei Zeiten vorzusehen, daß er zu seinem Lohn käme. Da ließ er das Weib in eine finstere Kammer legen, salbte ihr täglich mit einem Schmer die Augen, deckte sie ihr mit Pflastern völlig zu und so oft er von ihr gieng, ließ er jetzt einen Keßel, dann eine Pfanne oder Tiegel, jetzt Kleider, dann Leinwand oder sonst dergleichen mit sich heim gehen. Was geschieht? Die Frau ward wider sein Erwarten gesund und wohlsehend. Alsbald kommt der Arzt, sein verheißenes Geld zu verlangen, da er sie gesund gemacht hätte, wie er Solches vor Allen erweisen wollte, denen ihr Mangel vorhin bekannt

gewesen. Es ist nicht also, antwortete die alte Frau: ich habe mein volles Gesicht keineswegs wieder erlangt wie bedungen worden, vielmehr sehe ich jetzt viel schlimmer denn zuvor, denn ehe ich mich eurer gefährlichen Kunst vertraute, sah ich noch mit rothen und dunkeln Augen überall viel Kleider und Hausrath, Keßel und Tiegel; jetzt aber sehe ich mit den hellen nur die leeren Räume. Obgleich nun nicht eure Kunst, sondern Gott mich gesund gemacht hat, sollt ihr doch, wenn ihr Alles, was ihr mir entwendet habt, wieder an seinen Ort bringt, nach der Abrede bezahlt werden. Als der Schalk das hörte, trollte er sich hinweg und soll noch wieder kommen.

72. Gottes Wille geschieht.

Ein König ritt mit seinem Gesind auf die Jagd und fand einen Hirsch, dem setzte er nach. Und der Wald war finster und ein dichter Nebel stieg auf. Der König verlor den Hirsch aus den Augen und dazu sein Gesinde. Da suchten sie den Herrn an ihrem Theil und er sie an dem andern und fanden sich nicht. Wie er nun allein in der Irre ritt, überfiel ihn die Nacht, daß er nicht wuste, wohin er sich wenden sollte. Endlich sah er ein Licht in der Ferne: da spornte er sein Ross und kam zu einem kleinen Waldhäuschen und klopfte an, sich Herberge zu erbitten. In dem Häuslein wohnte ein Förster, der den Herren nie gesehen hatte: er fragte also wer er wäre, und wohin er so spät noch gedächte. Da sprach er: Ich bin ein schlichter Edelmann, der sich im Walde verirrt hat; darum bitte ich euch, mich diese Nacht zu behalten. Der Förster antwortete: In Gottes Namen, geht herein; was ich habe theil ich gern mit euch. Da nahm er sein Ross und stellte es in den Stall, deckte den Tisch und trug das Beste auf was er hatte. Im Gespräche fragte der König, wer Herr des Waldes wäre. Jener antwortete: Der König, und ich bin sein Förster.

Ich gäb euch gern ein gutes Bette; aber mein Weib liegt in Kindesnöthen, da bedarf sie selbst des einzigen das ich habe. Nach dem Eßen, als es Schlafenszeit ward, bettete er dem Herrn in einem Stall und nach dem ersten Schlaf hörte der König eine Stimme, die sprach: Diese Nacht wird ein Kind geboren, das nach dir König sein wird. Und diese Stimme hörte er dreimal. Der König erschrak und gedachte bei sich: es wird doch nicht des Försters Kind sein, das nach mir regieren soll; das wollt ich zu verhindern wißen. Wie er so dachte, vernahm er die Stimme eines neugeborenen Kindes und erschrak noch mehr, und gedachte: wenn es ein Knabe ist, den sie geboren hat, so ist kein Zweifel, die Stimme meint des Försters Kind. Das soll aber nicht geschehen, daß eines gemeinen Mannes Sohn mir im Reiche folge. Als der Morgen kam, stand er auf, zog sein Roſs aus dem Stalle, berief den Förster und sprach zu ihm: Ich bin dein Herr, der König. Der Förster erschrak und bat um Gnade, daß er ihm nicht mehr Ehre bewiesen und ihn die Nacht im Stalle hätte schlafen laßen. Der König sprach: Fürchte dich nicht, ich danke dir, daß du mir in der Noth Herberge gegeben hast. Sage mir, hat dein Weib diese Nacht ein Kind gewonnen? Er antwortete: Ja, sie hat einen Knaben geboren. Der König sprach, so zeige mir das Kind. Er brachte es und der König sah es scharf an und gewahrte ein Mal an seiner Stirne; das merkte er sich wohl und sprach zu dem Förster: Das Kind will ich erziehen und an Sohnesstatt annehmen. Nach sechs Wochen werde ich nach

ihm senden. Der Förster sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß ihr mir mein Kind erzieht; aber Gott vergelt es euch, daß ihr euch also demüthigt. Darüber kam des Königs Jagdgesinde und begleitete ihn heim in sein Schloß. Nach sechs Wochen berief der König drei seiner geheimsten Diener und sprach: Reitet zu dem Förster, bei dem ich die Nacht im Walde zubrachte und holt das Kind, dessen seine Frau in jener Nacht genas und wenn ihr in den Wald kommt, so tödtet es heimlich und bringt mir sein Herz. Das gebiet ich euch bei euerm Leben. Die Diener sprachen: Herr, euer Wille soll geschehen. Da ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kind: sie wollten es dem König bringen, daß es erzogen würde: und der Förster gab es ihnen. Wie sie nun durch den Wald ritten und eine fügliche Statt gefunden zu haben meinten, das Kind zu tödten nach des Königs Gebot, setzten sie es auf die Erde und wollten es umbringen. Aber das Kind lächelte sie an und hob die Händchen zu ihnen auf. Da sprach Einer: Ach wie große Sünde wär es, wenn wir das Kind tödteten, das so schön und unschuldig ist. Da sprachen auch die andern: Wir wollen es nicht tödten; laßt uns nur bedenken, wie wir es am Leben erhalten und es doch vor dem König verantworten. Einer sprach: Hier im Walde laufen viel junger Sauen: laßt uns eine tödten und das Herz dem König bringen für des Kindes Herz. Dem Rathe folgten sie, legten das Kind auf einen Baum am Wege, wo es leicht gefunden werden mochte und brachten des Frischlings Herz dem König.

Da nahm es der, warf es ins Feuer und sprach: Nun will ich sehen ob du nach mir regieren wirst. An demselben Tage aber, wo das Kind auf den Baum gelegt ward, ritt ein Graf in den Wald jagen mit seinen Hunden, und wie die Hunde an den Baum kamen, wo das Kind lag und weinte, blieben sie stehen und bellten nach dem Baum hinauf. Als der Graf das vermerkte, ritt er mit den Seinen an den Baum, hörte das Schreien des Kindes und sah es auf dem Baume liegen in ein schlechtes Tuch gewickelt. Da nahm er es herab in seinen Schooß und brachte es heim zu seiner Frau, und weil sie keine Kinder hatten, sprach er zu ihr: Liebe Frau, sprechen wir zu den Leuten, das Kind sei unser: ich hoffe wir gewinnen Freude davon. Das gefiel der Gräfin wohl und nach wenigen Tagen war es über all ihr Gebiet erschollen, die Gräfin hätt einen Sohn geboren, worüber große Freude war. Das Kind wuchs heran und ward allen lieb und nach sieben Jahren ward es zur Schule geschickt und gerieth wohl bis zu seinem zwanzigsten Jahre. Da geschah es, daß der König einen Hof berief, und dazu Edel und Unedel, Reich und Arm entbot. Da kam auch der Graf dahin und brachte den Knaben mit an den Hof. Nun sah der König den Knaben an und gewahrte das Mal an seiner Stirne, das er in dem Hause des Försters bemerkt und wohl behalten hatte. Da sprach er nach Tisch zu dem Grafen: Wessen Sohn ist der Knappe, der euch bedient? Der Graf versetzte: Es ist mein Sohn. Aber der König sprach: Sage mir die Wahrheit bei deinem Eid. Da gestand der Graf,

er wiße nicht eigentlich wessen Sohn er sei: er habe ihn vor zwanzig Jahren auf der Jagd in einem Baum gefunden in ein schlechtes Tuch gewickelt. Als das der König hörte, berief er heimlich seine Boten, die er zu dem Förster nach dem Kinde gesandt hatte und sprach ihnen ernstlich zu, sie sollten ihm die Wahrheit gestehen, wie es mit dem Kind ergangen sei. Sie antworteten und sprachen: Herr, sichert uns vor dem Tode, so wollen wir euch die Wahrheit bekennen. Der König gab ihnen Sicherheit. Da gestanden sie, daß sie aus Furcht vor der Sünde dem Kind Barmherzigkeit erzeigt hätten. An seiner Statt tödteten wir ein kleines Wildschwein, deren da viel umherliefen, brachten euch sein Herz und legten das Kind in einen hohlen Baum. Da dachte der König: So ist es derselbe, der nach mir König werden soll. Aber ich werd es zu verhindern wißen. Da sprach er zu dem Grafen: Laßt den Jüngling hier an unserm Hofe. Er dachte aber nur darauf, wie er ihn umbringen möchte./ Nun war die Königin in einem andern Lande mit ihrer Tochter, ferne von dem König. Eines Tags rief er den Jüngling zu sich und sprach: Du must zu der Königin reiten und ihr einen Brief bringen, denn ich habe lange nichts von ihr und meiner Tochter gehört. Der Jüngling sprach: Herr, ich bin bereit. Da berief er seinen Geheimschreiber und hieß ihn einen Brief schreiben des Inhalts: Frau, sobald ihr diesen Brief seht und lest, so unterlaßt es nicht, bei euerm Leben, den Boten der ihn bringt, binnen dreien Tagen zu tödten. Den Brief schloß er mit seinem königlichen Insiegel

und gab ihn dem Jüngling; der machte sich auf und ritt drei Tage: da kam er am Abend zu einem Ritter ganz ermüdet von dem langen Wege. Der Ritter empfieng ihn wohl als des Königs Boten und gab ihm zu eßen und zu trinken, und nach dem Eßen hieß er ihn ruhen, denn er sah wohl, daß er müde war. Da streckte sich der Jüngling auf ein Ruhebette und schlief alsbald ein; der Brief aber hieng in seiner Gürteltasche vor ihm nieder. Nun wollte der Ritter sehen wie ihm gebettet wäre und trat in die Kammer und sah in der Gürteltasche den Brief mit des Königs Insiegel und der Aufschrift an die Königin. Da bedachte er sich ob er den Brief aufbrechen sollte und lesen. Es befand sich aber, daß er den Brief herausnehmen mochte ohne das Siegel zu verletzen. Als er nun den Brief las und sah, daß er dem Jüngling zum Tode gemeint war, that es ihm leid für den Knaben, daß er selbst sein Verderben mit sich führen sollte und gedachte bei sich: Wie große Sünde wär es, wenn man einen so schönen, wohlgezogenen Jüngling also in den Tod gäbe. Aber wahrlich es geschieht nicht, wenn Gott will wie ich. Da ließ er alsbald einen andern Brief schreiben dieses Inhalts: Liebe Frau und Königin, ich gebiete dir bei deinem Leben, daß du den Boten, der dir diesen Brief bringt, wohl empfangest und ihm binnen dreien Tagen unsere einzige Tochter zur Gemahlin gebest. Und lade alle Edelleute, Ritter und Knechte zu der Hochzeit und begehe sie herrlich und löblich. Diesen Brief beschloß der Ritter mit des Königs Insiegel und legte ihn dem Jüngling in die Gürteltasche. Darauf weckte er

ihn, erwies ihm noch große Ehre und behielt ihn über Nacht. Als der Morgen kam, stand der Jüngling auf, nahm dankbar Urlaub von dem Ritter und ritt seines Weges. Als er zu der Königin kam, grüßte er sie von des Königs wegen und übergab ihr den Brief. Als sie den gelesen hatte, küsse sie den Boten und sprach: Sei willkommen, liebes Kind. Ich will meines Herrn Gebot gern erfüllen. Da ließ sie sogleich zur Hochzeit rüsten und beschied dazu Ritter und Knechte, Edelleute und Bürger auf den dritten Tag. Also ward die Hochzeit festlich begangen und den Brautleuten große Gabe und manches schöne Kleinod verehrt. Die Gäste fuhren wieder heim, der Jüngling aber blieb bei seinem Gemahl und der Königin. Bald darauf kam auch der König daher gefahren: da hörte er unterwegs rühmen, wie schön die Königin die Hochzeit ausgerichtet hätte. Darüber erschrak er und verwunderte sich sehr. Als die Königin hörte, daß ihr Herr gefahren käme, sprach sie zu ihrem Eidam: Wir wollen ihm entgegen reiten ihn zu empfangen. Da ritten sie und holten den König ein, und als sie sich trafen, empfieng sie ihren Herrn und der König umarmte sie zärtlich. Als er aber den Jüngling an ihrer Seite sah, erschrak er sehr und sprach: Ihr seid ein Kind des Todes. Sie bat um Gnade und sprach: Herr, was hab ich wider euch gethan, womit ich den Tod verdient haben sollte? Der König versetzte: Ich habe dir bei deinem Leben geboten, den Jüngling, der dir den Brief brächte, binnen dreien Tagen zu tödten. Herr, antwortete die Königin, ich habe doch noch den Brief,

den ihr mir sandtet. Darin steht, ich sollte bei euern Hulden und bei meinem Leben dem Boten binnen drei Tagen unsere Tochter geben. Und ist das geschehen? fragte der König. Ja, sagte die Königin, sie sind Mann und Frau. Der König sprach: So zeigt mir den Brief, den ich gesandt habe. Als er aber den Brief gelesen hatte und sein Insiegel daran sah, rief er aus: O welche Thorheit begeht der Mensch, wenn er es anders ordnen will als es Gott geordnet hat. Und alsbald küsste er den Jüngling und nahm ihn zu seinem Sohn an. Und nach dem Tode seines Schwähers ward er König an seiner Statt.

73. Eulenspiegel in der Fremde.

Eulenspiegel wurde immer von seiner Mutter gescholten, daß er kein Handwerk lernte, damit er sich ehrlich ernähren möchte. Nun geschah es, daß andere Burschen aus dem Flecken, worin er mit seiner Mutter wohnte, auf die Wanderschaft giengen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn seine Mutter aber und aber, daß er doch auch in die Fremde gienge, damit er die Welt erführe und etwas Nützliches lernte. Dazu war Eulenspiegel bereit, schnürte kürzlich seinen Bündel und trat mit einem guten Mundvorrath in der Tasche, seine Reise an. Als der aber verzehrt war und ihn zu hungern anfieng, kamen ihm seiner Mutter Fleischtöpfe in den Sinn, besann sich auch nicht lange, sondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder heim. Da schlich er sich heimlich durch den Hof und verkroch sich in den Hühnerstall, daselbst hielt er sich ruhig bis an den Morgen. Da er nun erwachte, sah er einen Fuchs aus dem Hühnerstall schleichen, der einen jungen Hahnen im Maule trug. Da erzürnte sich Eulenspiegel heftig, streckte die Faust drohend aus dem Hühnerstall und rief: „Warte, du Erzdieb! ich sollte jetzt nicht in der Fremde sein, wie wollt ich dich!“ Das vernahm Eulenspiegels Mutter und verwunderte sich sehr seiner ersten Herberge.

74. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das?

In Wormersdorf, am Fuße des Tombergs, lebte ein armer Tagelöhner, Namens Drickes (Henricus), der aller Welt dadurch auffiel, daß er auf der rechten Seite seines Angesichts mit einem stattlichen Bart geziert war, auf der linken aber dieses Schmuckes gänzlich entbehrte. Fragte man ihn nach dem Grunde dieser Einseitigkeit, so pflegte er wohl folgende Geschichte zu erzählen:

Als ich noch ein junger Schnauber war, ein Lellbeck, dem die ersten Barthaare sproßten, verführte ich oft im Uebermuth allerlei Schelmstücke. Unter andern spielte ich einst drei Weibern einen Streich, die im Ruf der Hexerei standen. Bekanntlich wenn man Erde, die bei einer eben eingesegneten Leiche aus dem Grabe geholt ist, auf die Kirchenschwelle streut, können die Hexen nicht aus der Kirche kommen. Das hatt ich in Erfahrung gebracht, und eines Tages, als ich neben einem Grabe stand, in welches der Todte eben hinabgesenkt war, ließ ich meine Mütze wie von Ungefähr hinunter fallen und sprang dann selbst hinab um sie wieder zu holen; mit der Mütze zugleich aber hob ich ein paar tüchtige Erdschollen auf, was Niemand bemerkt haben kann. Des andern Morgens, als die

Exequien gehalten wurden, waren auch die drei alten Weiber in der Kirche, denn sie versäumten nicht leicht eine Gelegenheit, die Andächtigen zu spielen. Da zerdrückte ich meine Erdschollen auf der Kirchenschwelle, und versteckte mich wie ein Vogelfänger, um zu sehen, ob der ausgestreute Samen wirke und meine Vögel gefangen wären. Und richtig, als der Dienst zu Ende war, blieben die drei Starmatzen sitzen und rührten sich nicht, nur daß sie zuweilen scheu umsahen und den Rosenkranz strichen. Der Küster, der die Thüre gern geschloßen hätte, harrte eine Weile, ob sie nicht bald nach verrichteter Andacht von selber giengen; als sie aber dazu gar keine Anstalt machten, und ihm die Geduld ausgieng, trat er mit dem Schlüßelbund vor sie hin und sagte, der Dienst sei zu Ende, die Lichter ausgelöscht, er müße jetzt die Thüren schließen, und wenn sie nicht eingesperrt sein wollten, möchten sie so gut sein hinaus zu gehen. Die Weiber schwiegen still und sahen nicht auf, wie in Andacht versunken: er muste sein Sprüchlein ein andermal vorbringen. Da sagte die Jüngste, welche die Verschlagenste war: Die Kirche ist noch nicht gekehrt, Küster; bis ihr das verrichtet habt, stört uns nicht in der Andacht. Die Kirche ist gekehrt, versetzte der Küster, und wenn ihr nicht geht, so sperre ich euch ein. Das hat nichts zu sagen, entgegnete sie: es ist das Haus des Herrn und seiner Diener. Die Thüre gehört aber auch zum Haus, und da liegen noch große Brocken. Damit sah sie wieder vor sich und zählte die Körner an ihrem Rosenkranz. Mochte er nun wollen oder nicht, so muste er den

Besen nehmen und die Kirchenschwelle rein fegen. Als das geschehen war, erhoben sich meine drei Hexen, die ich nun kannte, und ehe der Küster die Thüre schloß, war ich aus meinem Versteck geschlüpft und unbeschrieen, wie ich dachte auch unvermerkt, hinaus geschlichen.

Meine drei Hexen hatten aber Lunte gerochen, und schon die Nacht darauf ließen sie michs entgelten. Ich hatte in der Kannenbäckerei die Wache, wo die Pflaumen, nachdem die Kannen herausgenommen waren, auf Hürden gelegt, in der Ofenhitze getrocknet werden sollten. Als ich nun im ersten Schlafe lag, denn dem hatte ich in der behaglichen Wärme, die der Ofen ausströmte, nicht widerstehen können, fühlte ich plötzlich einen zuckenden Schmerz in der Backe: ich hätte laut aufschreien mögen. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? fragte die jüngste Hexe, die auf mir lag wie ein Alp, und schon wieder ein anderes meiner zarten Flaumhaare zwischen Daumen und Zeigefinger faßte, um es auszuraufen. Nicht gut, sagte ich, und versuchte aufzustehen und den Alp abzuschütteln, vermochte es aber nicht. Und jetzt riß sie das Haar aus und faßte wieder ein anderes und fragte: Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? So fuhr sie fort bis sie sich müde gerauft hatte. Da stand sie auf und ließ die andere über mich, und diese auch, als sie nicht mehr konnte, die dritte, und wär es nicht bald Tag geworden, so hätten sie mich vielleicht herumgedreht und auf der andern Seite von vorn angefangen. Aber mit dem ersten Hahnenschrei waren sie wie vom Winde

verweht verschwunden. Ich stand nun auch auf und begriff nicht, warum ich es vorher nicht vermocht und die Wetterhexen blitzblau geschlagen hatte. Noch desselben Tags fieng mir aber die Backe zu schwellen und zu schwären an, und das dauerte lange, und als sie endlich wieder glatt war, blieb sie glatt und kein Haar wuchs nach bis auf den heutigen Tag, denn wo die Hexen getanzt haben wächst kein Gras. Mir war es aber eine Lehre, meinen Vorwitz einzustellen und die Hexenverfolgungen namentlich, und wandelte mich je wieder die Lust an, so war es als zwickte es mich in die Backe und fragte: Wie thut das, Drickeschen, wie thut das?

75. Dank und Undank.

Der Kaiser zu Rom wollte eines Tages von einer Stadt zu der andern reiten, als ihm ein Mann begegnete, welchen er fragte, wer er wäre? Er antwortete: „Herr, ich bin ein armer Mann, aus euerm Lande gebürtig und Undank genannt." Da sprach der Kaiser: „Wüste ich, daß du mir getreu wärest, so nähm ich dich auf in meine Dienste." Das verhieß ihm der Arme und freute sich, worauf ihn der Kaiser mit sich an seinen Hof nahm. Hier hielt er sich in allen Dingen gar weislich und gewann durch leutseliges Betragen des Kaisers Herz so sehr, daß er ihn zu seinem Schaffner und Hofmeister bestellte. Und da er sah, wie gut er aufgenommen war, überhob er sich im Uebermuth und drückte die Armen und Geringen. Nun war an der Nähe des Pallastes ein Wald, worin sich viel wilde Thiere aufhielten. Der Hofmeister ließ darin überall Gruben anlegen, und sie mit Laub überdecken, daß wenn die Thiere darüber liefen, sie hineinfielen und gefangen würden. Eines Tages ritt der Hofmeister durch den Wald, und gedachte in seinem Hochmuth, wie doch kein Mächtigerer in dem ganzen Reich sei als er. Und wie er in

solchen Gedanken einherritt, stürzte er unversehens in eine der Gruben.

Nicht lange darauf kam ein Löwe und fiel in dieselbe Grube, und darauf eine Meerkatze und eine große Schlange, die gar schrecklich anzusehen war, die fielen Alle neben ihn in die Grube. Da muste der Hofmeister zwischen den drei Thieren in der Grube liegen in Furcht und Aengsten, und wie laut er auch um Hülfe schrie, es nutzte ihm nichts, denn es kam ihm Niemand zu Hülfe. Nun wohnte ein armer Mann Namens Wido in der Stadt, der alle Tage in den Wald holzen gieng, damit er sich und seinem Weibe das Leben friste. Der kam auch dieses Tages, und gieng an seine Arbeit nicht weit von der Grube, in welche der Hofmeister gestürzt war, und da dieser seine Axt schallen hörte, da hub er wieder an, laut um Hülfe zu schreien. Als der Holzhacker das hörte, gieng er hinzu und fragte, wer er sei? Er sprach: Ich bin des Kaisers Hofmeister, und befreist du mich hier aus dieser Grube, so will ich dir zu Ehren und Gut verhelfen, denn ich bin hier in Gesellschaft eines Löwen, einer Meerkatze und einer großen Schlange, und jeden Augenblick des Todes gewärtig, ohne zu wißen, von welchem der Unthiere ich verzehrt werde. Da sprach Jener: Ich bin ein armer Mann, und habe nichts als das Holz, das ich fälle, wovon ich mich, mein Weib und meine Kinder ernähre. Wenn ich nun den heutigen Tag unnütz verbringe, und auch von euch noch betrogen werde, so komm ich zu Schaden. Da sprach der Hofmeister: Bei der Treue,

die ich Gott und meinem Herrn dem Kaiser schuldig bin, schwör ich dir Alles das zu erfüllen, was ich dir versprochen habe. Da lief der Holzhacker zurück in die Stadt, und brachte ein langes Seil, das er in die Grube herabließ. Sogleich sprang der Löwe empor, und hielt sich so fest daran, daß der Holzhacker meinte, er habe den Hofmeister herausgezogen.

Und da der Löwe herauf kam, dankte er dem Retter mit freundlicher Gebärde, und gieng in den Wald seinem Fraße nach. Darauf ließ Wido den Strick wieder hinein und zog ihn zurück, und wie er glaubte, er habe den Hofmeister hinaufgeschrotet, da war es die Meerkatze. Und also zog er auch die Schlange herauf, und der Hofmeister war noch drunten. Da ließ er den Strick zum viertenmal hinab, womit sich der Hofmeister umgürtete, und von dem Holzhacker hinaufgezogen ward. Alsdann zogen sie beide das Pferd aus der Grube. Sogleich schwang sich der Hofmeister darauf, und ritt nach Hofe; der Andere aber gieng nach Hause und erzählte seinem Weibe alles was ihm begegnet war, und wie der Hofmeister versprochen habe, ihn reich zu machen, worüber sie große Freude hatte. Am Morgen stand er auf, gieng gen Hof und klopfte an. Der Thorwärtel fragte, was er wolle? Er sprach: Ich bitte dich, geh zu dem Hofmeister und sprich, der Mann mit welchem er gestern im Forste gesprochen, begehre Zutritt. Da gieng der Thorwärtel und richtete den Auftrag aus; aber der Hofmeister ergrimmte und sprach: Geh hin und sage, ich habe Niemand in dem Walde gesehen: er solle seiner Wege

gehen, ich wiße nicht, wer er sei. Der Thorwärtel kam zurück und sagte ihm, was er von dem Hofmeister gehört. Da erschrak der arme Mann und gieng traurig heim und klagte seinem Weibe mit bitterm Leid, wie schnöde er betrogen sei. Die Frau sprach: Laß es gut sein; der Herr ist vielleicht heute beschäftigt gewesen und hat dich darum also abgefertigt. Das glaubte er und beruhigte sich wieder. Des andern Morgens stand er früh auf und gieng abermals nach Hof; aber der Hofmeister ließ ihn mit harten Worten bedeuten, nicht mehr an das Thor zu kommen, sonst werde er ihn so zurichten, daß ihn nicht dahin zurück verlangen solle. Als er das seinem Weibe mit Schmerzen hinterbrachte, tröstete sie ihn und sprach: Versuch es noch zum drittenmal, vielleicht giebt ihm Gott beßere Laune und versagt er dir wieder Gehör, so schlag es dir aus dem Sinn und laß ihn zufrieden. Darin folgte er ihr, stand des Morgens früh auf und bat den Thorwärtel, ihn noch einmal dem Hofmeister zu melden. Dieser ließ sich wieder überreden, und als der Hofmeister seine Rede vernahm, entbrannte er in Zorn, lief eilends hinaus, und ließ den armen Holzhacker so hart schlagen, daß er für todt liegen blieb. Als das sein Weib vernahm, kam sie mit einem Esel vor das Thor, lud ihn auf, und brachte ihn nach Hause. Er lag wohl ein halbes Jahr bettlägerig und verzehrte sein Bißchen Armut mit den Aerzten in seiner Krankheit. Als er sich wieder etwas erholt hatte, gieng er nach seiner alten Gewohnheit in den Wald, Holz zu fällen. Da begegnete ihm der Löwe, welchen er aus

der Grube gezogen, und trieb einen Esel vor sich her; der war schwer beladen mit Ballen voll köstlicher Kleinode, und da er zu Wido herankam, blieb er stehen mitsamt dem Esel, und neigte sich vor ihm, als wollte er ihm danken für seine Mühe. Darauf kehrte er sich um und gieng seiner Straße und ließ ihm den Esel. Da trieb ihn Wido in großen Freuden nach Hause, und band die Ballen auf, und fand darin so viel des Gutes, daß er ein reicher Mann war. Doch gieng er des andern Tages wieder in den Wald nach Holze, da kam die Meerkatze und half ihm bei der Arbeit, woran er ersah, daß sie ihm erkenntlich sein wollte. Und als er fertig war und den Esel mit dem Holze heim trieb, da kam ihm die Schlange entgegen, die er aus der Grube gezogen und trug einen Stein im Munde von drei Farben, weiß, schwarz und roth. Und als sie zu ihm kam, ließ sie den Stein vor ihn fallen und wandte sich dann zurück in den Wald. Wido hob den Stein auf, betrachtete ihn, und hätte gern seine Kraft und Tugend erkannt: gieng deshalb zu einem weisen Mann, der den Lauf des Gestirnes verstand und frug ihn nach den Eigenschaften des Steins. Und als der weise Mann den Stein sah, verlangte ihn sehr nach seinem Besitz, und bot ihm sogleich hundert Pfund dafür. Er sprach, er wolle ihn nicht verkaufen, und wünsche nur seine Kraft und Tugend zu wißen. Die sagte er ihm und sprach: Der Eigenschaften des Steins sind dreierlei: Ueberfluß und Fülle ohne Mangel und Gebrechen, Freude ohne Trübsal, Licht ohne Finsterniß. Wer diesen Stein

unter seinem Werthe kauft, bei dem bleibt er nicht, sondern kommt wieder zurück zu dir. Wido freute sich dieser Rede, dankte dem Manne und begab sich fröhlich zu seinem Weibe, und erzählte ihr von seinem Glücke, worüber sie große Freude hatten. Darauf nahmen sie zu an Ehre und Gut durch die Kraft des Steins und Wido kaufte sich Erb und Eigen und ward bald zum Ritterstande erhoben. Als aber der Kaiser erfuhr, daß Wido durch die Kraft des Steins so rasch emporgekommen, sandte er nach ihm, und da er vor ihn kam, setzte er ihn darüber zu Rede und Wido gestand, daß er Alles der Wirkung des Steines verdanke. Der Kaiser begehrte den Stein zu kaufen, aber Wido versagte es und sprach, er bedürfe des Steins selber. Da sprach der Kaiser: Entweder du giebst mir den Stein zu kaufen, oder ich vertreibe dich aus meinem Reiche. Da Wido das hörte, sprach er: Weil es euch so ernst damit ist, so will ich euch den Stein verkaufen, sage euch aber fürwahr, bezahlt ihr mir nicht seinen vollen Werth, so bleibt er euch nicht, und kommt wieder zu mir. Der Kaiser antwortete: „Ich will dir ihn bezahlen, daß du zufrieden bist,“ und gab ihm dreißig tausend Gulden für den Stein; Wido nahm das Geld und ließ den Stein bei dem Kaiser. Des andern Morgens fand Wido den Stein wieder in seiner Kiste, und als sein Weib das erfuhr, sprach sie: Geh geschwind und bring dem Kaiser den Stein zurück, daß er nicht sage, du habest ihn darum gebracht. Das that Wido, gieng mit dem Stein nach Hof zu dem Kaiser und fragte ihn, wo er den Stein habe?

Der Kaiser versetzte, er habe ihn in seiner Kiste verschloßen. Da zeigte ihm Wido den Stein, und da der Kaiser das sah, fragte er, wie er zuerst in Besitz des Steines gelangt sei? Da erzählte ihm Wido, wie er seinem Hofmeister aus der Grube geholfen nebst den wilden Thieren, und wie sich die Thiere ihm erkenntlich bewiesen und der Hofmeister seine Treue an ihm gebrochen habe. Wie der Kaiser das vernahm, schickte er zu dem Hofmeister und setzte ihn zur Rede, und da er es nicht läugnen konnte, ergrimmte er und sprach: O du Bösewicht! mit Recht wirst du Undank genannt, denn du bist falscher und treuloser als die wilden Thiere und hast Gut mit Uebel vergolten; das soll dir nicht ungestraft hingehen: daher ertheile ich all dein Gut und Besitzthum mit samt deinem Amt dem Ritter Wido, und dich soll man noch heut an den Galgen hängen. Da lobte man insgemein den Kaiser um sein gerechtes Urtheil, und Wido verwaltete sein Amt so weislich, daß er nach des Kaisers Tod zu seinem Nachfolger erwählt ward und bis an sein Ende das Reich in Frieden regierte.

76. Das ist starker Taback.

Man hört wohl sagen und die Frauen stimmen dem gerne bei, der Rauchtaback sei eine Erfindung des Satans, von wegen seines höllischen Stanks. Dem muß aber wohl nicht so sein, denn nach der folgenden Erzählung scheint der Teufel kein sonderlicher Kenner des Tabacks.

Ein Liebhaber des besagten viel verschrieenen Krauts hatte sich unvermuthet eines Besuchs seiner satanischen Herrlichkeit zu erfreuen. Was sie mit einander zu verhandeln hatten, weiß ich nicht; der Wirth wollte aber bei dem Geschäft seine Pfeife, die eben im besten Zuge war, nicht wegstellen, und so forderte es denn die Höflichkeit, daß er dem Gaste auch eine anbot. Der Teufel, der gern' Alles mitmacht, und auch hier kein Neuling scheinen wollte, schlug es nicht aus. Da reichte ihm der Schmaucher, um den Versucher zu versuchen, ein Schießgewehr statt einer Pfeife. Sie ist schon gestopft, sagte er, und meinte, geladen. Der Teufel nahm es an, steckte den Lauf in den Mund und fieng an zu ziehen. Unterdes zündete jener einen Fidibus an und hielt ihn dem Teufel unten vor die

Pfanne, wo das Pulver aufgestreut war. Der Schuß gieng los und der Satan bekam eine gute Ladung Schrot ins Gesicht. Da verbiß er zwar den Schmerz, meinte aber doch: Das ist starker Taback! Und das ist seitdem sprichwörtlich geblieben.

77. Frau Weke.

Ein Räthselmärchen.

Frau Weke war von ansehnlichem Wuchs: sie maß sechs Fuß und darüber; darauf that sie sich nicht wenig zu Gute. Als sie aber älter wurde, setzten ihr Gicht und Krämpfe und im Winter der Frost so zu, daß ihr der Uebermuth gebrochen ward. Dabei schrumpfte sie allmählich zusammen. Es war auffallend wie sie abnahm: alle Tage schien sie weniger zu werden; es war als sänke sie in die Erde. Bald war sie nicht mehr größer als ein Wickelkind; aber viel frommer, denn sie weinte nicht, sondern ertrug Alles mit Geduld und suchte ihren Trost im Gebet. Als man nun sah, daß sie sich Alles gefallen ließ, legte man sie in eine Wiege und deckte sie mit Wolle zu. Sie schwand aber noch immer mehr; bald war sie nur noch daumenlang: da gab man auch der Wiege eine andere Bestimmung und bettete ihr in einen Schuh, der mit Sperlingsfedern gefüllt war. Sperlinge wurden ihr auch gebraten; sie hatte aber ewige Zeit an Einem genug. Dabei trank sie aus einer Haselnußschale. Sie sang immer für sich hin fromme

Lieder; aber der Ton war fein und allmählich verhallte er gänzlich. Um dieselbe Stunde, zu Mitternacht, soll sie gestorben sein. Der Sarg, in dem sie begraben ward, war ein Pillendöschen; ihr Sohn trug es in der Tasche nach dem Kirchhofe. Er lies ihr noch einige Messen lesen; hernach war keine Rede mehr von Frau Weke.

78. Die Hexenfahrt.

Bonner Vespelchen.

Et wor ens en Mädge, doran thät 'ne junge Minsch freie. Op 'ne Samstag Ovend, we dä Drikes Firovend gemaht hatt, doh gink hä noh singer Gewenthet noh singem Mädge. Hä kraut also noh dem Drückge singem Hus; effer hä fung de Dühr zo. Jetz fink hä an zo kloppe, effer et mahd em kener op. Endlich fink hä an widder die Dühr zo deue, on wupp! do sprung se op. Hä fink jetz an ganz hörsch heren zo gohn, fung effer op kener Dühr 'ne Schlößel. Op enmol hürt hä en der Köch en paar Woort redde. Hä lurt am Schlößelsloch herenn on sog, dat sing Mädgen en Döppche en der Hand hatt, on thät sing Motter domet schmere. De Motter dät en paar Woort redde on flutsch! do wor se am Kamin herus. No hatt dä Drikes effer de Woort net verstande. Wie de Motter no am Kamin herus wor, do geht de Doochter on nimmt och en Döppge, schmert sich, on sät: „Tütte ma Tüt, zom Schorsten herüt, üver alle Heken on Strüch.“ On flutsch! do war se och am Kamin herus. Jetzt fängt dä Drikes an de Köchendühr opzosprenge, nimmt dat Döppge, schmert sich domet, on sät

de nämliche Woort, effer onräch, de er sich behalden hatt: „Tütte ma Tüt, am Schorsten herüt, dorch alle Heken on Strüch.“ On wutsch do wor er och am Kamin herus. Wel hä effer plaaz üver alle Hecken on Strüch, „dorch alle Hecken on Strüch“ gesaat hat, do flog hä dorch Böhm, Hecke, Strüch rc. on sing Geseech, Händ on Alles wor janz verkratz on verschonne. Endlich we hä janz verkratz wor, do kom hä op 'ne Berg an, wo de Hexe tanze thäte on Musik maten met ahl Geeßen on Kannen. Op eenmol süht er och sing Drükgen on de Motter dabei, on wurd do gewahr, dat sing Mädgen en Hex wor, de alle Samstags op den Hexentanz gink. Des andern Tags wor et got, do gof hä et an, on all Hexen wurte verbrannt.

Jetz kom en Mus,
Do wor dat Verzellchen us.

Anhang.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen schönen Johannisbrotbaum, von dem er alle seine Kinder ernährte. Nun, der Baum wuchs und wuchs so hoch, daß er zuletzt beinah an den Himmel stieß, und der alte Mann pflegte hinaufzusteigen, Schoten zu pflücken und sie seinen Kindern zum Eßen hinunterzuwerfen. Eines Tages stieg er hinauf bis in den Gipfel: da hörte er in der Luft Winter und Sommer sich streiten, wer von ihnen der beste sei? Winter sagt: ich bin der beste; Sommer sagt: nein, ich bin der beste. Endlich sahen sie den alten Mann auf seinem Brotbaum und kamen überein, sie wollten ihren Streit vor ihn bringen. Das geschah. Der alte Mann antwortete ganz verwirrt: „Ja, ja, Winter und Sommer sind beide so gut, daß es sehr schwer ist, zwischen ihnen zu wählen. Winter bringt uns Regen und erweicht den Boden,

daß wir säen können, und Sommer kommt und bringt uns Hitze und reift unser Korn." Die Streitenden waren sehr zufrieden mit dieser weisen Antwort, schenkten dem alten Manne aus Dankbarkeit ein irdenes Töpfchen, und sprachen: „Es wird dir Alles bringen was du bedarfst; nur verrathe Niemanden dein Geheimniss." Der alte Mann war sehr froh, kletterte herunter und befahl dem Töpfchen, daß es ihm einmal ein Mittagbrot bringen solle. Da im Augenblick war der Tisch mit herrlichen Speisen besetzt und die ganze Familie setzte sich daran und wunderte sich woher das käme. Den folgenden Tag wurde von dem Töpfchen ein ähnlicher Schmaus gebracht. Nun aber quälte den alten Mann seine Frau: er möchte ihr doch sagen wie ers nur anfange, so gut Mittag zu kochen. Bald bat sie, bald drohte sie: er konnte zuletzt nicht mehr widerstehen und verrieth ihr sein Geheimniss. Einige Tage darauf begab es sich, daß ihr Sohn eine schöne junge Prinzessin sah, welche in ihrer Nähe wohnte, und er verliebte sich sterblich in sie. Als er nach Hause kam, bat er seine Mutter: sie möchte zur Königin gehen, die sollte dann den König bitten, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Diesen Wunsch hielt die Mutter für sehr vernünftig; der Vater aber lachte und wollte sie davon abbringen, aber vergebens. So gieng die Mutter fort, und der König erfuhr den Wunsch ihres Sohnes: „Was bedeutet das?" sagte der König, „welcher Bettler hat die Frechheit, meine Tochter zu begehren?" Aber die Mutter blieb bei ihrer Bitte. „Wohlan denn," sagte der König, „ich will sie

geben, wenn ihr morgen früh einen Pallast habt, aber der muß viel schöner sein als der, in welchem das Märchen jetzt wohnt und meinem Königsschloße gegenüber stehen." Die Mutter gieng fort, nahm das Töpfchen und befahl ihm, den Pallast zu bauen. Den folgenden Morgen sah der König aus seinem Fenster: sieh, da stand ein Pallast seinem Schloße gegenüber, stralend von Silber und Gold. Da verweigerte er seine Tochter nicht länger und sie wurde denselben Abend dem Sohn des alten Mannes verlobt. Das war ein großes Fest, zu dem auch der alte Mann und seine Frau geladen wurden. Der König aber und seine Diener brachten es dahin, den alten Mann trunken zu machen und ihm sein Geheimniß zu entlocken. Dann nahmen sie sein Töpfchen aus seinem Busen und legten ein anderes hinein. So gieng der alte Mann, ohne etwas von seinem Verlust zu ahnen, nach Hause. Als er aber des andern Tages sein Mittagsbrot forderte, rührte sich kein Töpfchen, und er entdeckte den Streich, den man ihm gespielt hatte. In seiner Verzweiflung gieng er zum Könige und flehte ihn an, das Töpfchen wiederzugeben, aber er war unerbittlich. Es war nur ein Mittel übrig; er kletterte auf seinen Brotbaum und fieng wieder an, Schoten hinunter zu werfen. Aber es waren nur zwei oder drei daran, und er stieg bis in den Gipfel, indem er umsonst nach mehr suchte. Während er da oben saß, hörte er wieder Winter und Sommer sich streiten. Er rief ihnen zu und flehte sie an um des Himmels willen, ihm wieder zu seinem Töpfchen zu verhelfen. Aber sie antworteten: „Haben

wir es dir denn nicht gesagt, daß du Keinem dein Geheimniß ausplaudern solltest? Das ist die verdiente Strafe für deine Thorheit.“ Da sagte der alte Mann: „So habt doch um meiner Kinder willen Erbarmen.“ Gut,“ antworteten sie: „nimm diesen Knittel und diesen Strick: wen du befiehlst, den werden sie prügeln und binden.“ Der alte Mann kletterte schnell von seinem Baume herunter, und gieng in den Pallast, wo er die ganze Familie des Königs versammelt fand. Sogleich befahl er seinem Strick, alle zu binden, und dann seinem Knittel, sie zu prügeln. Knittel und Strick giengen und erfüllten ihre Pflicht so gut, daß in kurzer Zeit alle um Gnade schrieen. Er erhielt sein Töpfchen wieder, der junge Mann heiratete die junge Prinzessin und der alte Mann lebte mit seiner Frau in Frieden und Ueberfluß bis sie starben.

II. Der närrische Knecht.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen närrischen Knecht, den er aufs Feld schickte, die Schafe zu hüten. Aber statt die Schafe zu hüten, stieg er auf einen wilden Birnbaum und fieng an, die Holzbirnen herunter zu schütteln. Sogleich versammelten sich die Schafe unter dem Baum, um die gefallenen Birnen zu freßen. Der närrische Knecht rief ihnen zu: „Schafe, Schafe, freßt mir nur die reifen nicht, laßt die besten für mich." Aber die Schafe hörten auf seinen Befehl nicht, und als er vom Baume gestiegen war, fand er nur noch einige schlechte und ungenießbare Birnen. Da nahm er sein Meßer heraus, und schlachtete wüthend alle Schafe, ausgenommen einen alten Widder, auf dessen Horn gerade eine reife Birne hängen geblieben war, die er aß. Darauf gieng der närrische Knecht nach Haus zu seinem Herrn. „Wo sind die Schafe?" fragte der Herr. „O, die habe ich alle todt gestochen, außer diesem Widder, weil sie mir meine Holzbirnen gefreßen haben." „Bist du toll oder ein Spitzbube?" rief der zornige Herr, ließ einen Soldaten kommen und schickte ihn ins Gefängniss. Als der närrische Knecht darin saß, hob er die Thüren aus ihren Angeln, nahm sie auf den Rücken und gieng fort. Nun waren aber die Thüren von Eisen, so daß er müde wurde; darum stieg er auf

einen Baum, die Thüren immer in den Händen und wär bald fast eingeschlafen. Da begab es sich, daß gerade etliche Kaufleute kamen, sich unter denselben Baum setzten, und da ihr Abendeßen hielten. In seinem Schlaf ließ er die Thüren los und sie fielen donnernd hinunter mitten unter die unglücklichen Kaufleute. Die sprangen auf, machten sich auf die Beine und liefen davon, indem sie im Schrecken all ihre Waare im Stich ließen. Der Narr war höchlich erfreut über diesen Zufall, kam hinunter und nahm von seiner Beute Besitz. Es war eine große Menge Weihrauch. Unser Narr nahm ihn auf den Rücken und trug ihn auf die Spitze eines hohen Berges. Dann machte er hier ein großes Feuer an und warf allen Weihrauch mitten in die Flammen. Nun traf es sich gerade, daß die allerseligste Jungfrau im Himmel krank war; als sie aber den Weihrauchduft roch, wurde sie sogleich gesund und sandte einen Engel zu dem Menschen herab, der das für sie gethan hatte. Also flog der Engel herab an den Ort, wo unser Narr saß und dem Rauch nachsah, wie er so schön in der Luft wirbelte und sprach zu ihm: „Die Allerheiligste hat mich gesandt, dich mit in den Himmel zu nehmen, damit du dort für dich nehmen kannst was dein Herz begehrt." „Ich brauche nicht in den Himmel zu gehen," sagte der Narr; „gieb mir nur eine Pfeife, die wie ich darauf pfeife alle Welt, die sie hört, zum Tanzen bringt." Der Engel gab ihm die Pfeife, und verschwand. Der Narr verließ den Berg und vermiethete sich als Sauhirt bei einem alten Priester. Den andern Morgen trieb er seine Schweine in den Wald, nahm seine Pfeife heraus, pfiff

und ergetzte sich bis an den Abend an den brotlosen Sprüngen der borstigen Gesellen. Die armen Schweine! sie tanzten immerfort bis ihnen die Beine vor Ermattung anschwollen, daß sie am Abend zweimal so dick waren als am Morgen. O, dachte der alte Priester, als er sie heimtreiben sah, das ist einmal ein guter Sauhirt, den ich mir da gedungen habe: meine Schweine sind schon zweimal so fett als sonst. Den andern Morgen fieng der Narr aufs Neue dieselbe Geschichte an, und brachte Schweine, Bäume und Büsche zum Tanzen so weit um ihn her als er gehen mochte. Einige Menschen, welche näher kamen, um zu sehen, was es da gebe, wurden auch angesteckt und der boshafte Narr, der sich herzlich über ihr Unglück freute, spielte fort und fort bis er vor Müdigkeit aufhören muste. Einer von den Männern aber entfloh glücklich, lief nach Hause zu dem Priester und erzählte ihm, was sein vortrefflicher Knecht machte. Der alte Priester lief eilig dahin, verbarg sich hinter die Büsche und sah dem Narren zu. Kaum aber war er da, als der Narr wieder anfieng zu pfeifen, die Schweine zu tanzen und die Büsche, zwischen denen der arme Priester stak, es ihnen nachmachten. Umsonst schrie er ihm zu, daß er aufhören sollte, er trieb es nur um so ärger, daß zuletzt die Dornen den Bart des alten Mannes faßten, sein Gesicht zerkratzten und seine Kleider zerrißen. Als der Narr von seinem Spaß genug hatte, nahm er seine Pfeife und gieng im großen Jubel davon. Der arme Priester entkam dem Unheil so gut er konnte; und so endet die Geschichte von dem närrischen Knecht.

III. Die drei goldenen Aepfel.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, der lebte in einem herrlichen Pallast und hatte Alles was sein Herz begehrte, nur daß seine Frau kinderlos war. Die Königin trauerte auch darüber und that manches fruchtlose Gelübde, um den gewünschten Segen zu erlangen; endlich gelobte sie, wenn ihr ein Kind geschenkt würde, wolle sie drei Springbrunnen machen, davon solle der eine vierzig Tage lang Milch, der andere Honig, der dritte Wein für die Armen ausströmen. Nach einiger Zeit erfüllten sich die Wünsche der Königin und sie gebar einen schönen Knaben. Ueberglücklich vergaß sie bei Freuden und Festen zu Ehren des jungen Gastes ihr Gelübde ganz. Da träumte ihr einmal des Nachts, eine alte Frau stände an der Seite ihres Bettes und drohte ihr, wenn sie jetzt ihr Gelübde nicht endlich erfülle, werde der junge Prinz sterben. Des Morgens erzählte sie den Traum ihrem Gemahl und drang in ihn, daß er doch jetzt die Brunnen machen laßen möchte; er aber achtete nicht darauf und es geschah nichts. Die folgende Nacht hatte die Königin denselben Traum und drang des Morgens wieder in den König, auf diese Warnung zu achten,

aber vergebens. Die dritte Nacht stand die alte Frau wieder an ihrem Bett, aber mit einem finstern, drohenden Gesicht. Die Königin, nun ernstlich beunruhigt, überredete ihren Gemahl, daß die Sicherheit ihres Sohnes von der Erfüllung dieses Gelübdes abhänge, und der König, der sie nicht länger quälen wollte, erfüllte ihre Bitte. Es wurde nach Arbeitern geschickt, und in kurzer Zeit ließ der König durch sein ganzes Reich verkündigen, daß alle Armen kommen und aus diesen Brunnen schöpfen sollten, welche vierzig Tage für sie springen würden. Den Tag, nachdem diese vierzig Tage verflossen waren, erschien eine alte Frau an der Thüre des Pallastes, und bat um Erlaubniſs, aus den Brunnen zu schöpfen. Der junge Prinz, welcher nun schon acht oder neun Jahre alt war, sah gerade aus dem Fenster, als sie kam, fuhr sie hart an, und befahl ihr sogleich wegzugehen, da die vierzig Tage vorüber seien und die Brunnen aufgehört hätten zu spielen. Da warf die alte Frau einen wüthenden Blick auf ihn und rief: „Daß alles Ungemach über dich komme, weil du einer armen Frau eine Bitte abgeschlagen hast, und darum verfluche ich dich mit dem Fluche, die drei goldenen Aepfel zu suchen." Nun war dieß Suchen oft schon unternommen, hatte aber immer denen, die es wagten, das Leben gekostet: denn ein schrecklicher Drache bewachte diese goldenen Aepfel Tag und Nacht. Die Königin war tief betrübt, als sie das hörte und ließ sich sogar herab, selbst zu der alten Frau zu gehen und ihr Alles anzubieten, was sie begehrte, wenn sie nur diesen Fluch von ihrem Sohne

nehmen wollte. Die alte Frau aber antwortete: „Das ist unmöglich: der Fluch ist einmal über meine Lippen gekommen und kann nicht zurück: dein Sohn muß es über sich nehmen." Nun wuchs der junge Prinz und kam zu den Jahren des Mannesalters und wurde schön, fein und tapfer. Als er sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, nahm er einen thränenreichen Abschied von seinen Freunden, gürtete sich das Schwert um und zog aus zu dem ihm bestimmten Abenteuer. Er reiste weit und lange Zeit immer auf derselben Straße; endlich kam er an einen Strom und gewahrte am Ufer eine junge Drachin: die war beschäftigt, Kleider zu waschen; aber mit Verwunderung sah er, daß sie statt Waßer aus dem Strom zu nehmen, alle Kleider mit ihrem Speichel wusch. Das war aber eine langweilige Arbeit, und die junge Drachin spie und spie und kam doch nicht recht voran. Der junge Mann näherte sich ihr freundlich und sprach: „Ich will dich leichter und beßer waschen lehren, so wie man es in unserm Lande thut." Dabei nahm er etwas Waßer aus dem Strom, schüttelte es über die Kleider und wusch in einer Minute mehr als sie in vielen Stunden. Das sah die junge Drachin aufmerksam an und sprach: „Junger Mann, du hast mir einen großen Dienst geleistet: wie kann ich deine Freundlichkeit belohnen?" „Zeige mir," erwiederte er, „wo ich die drei goldenen Aepfel finde." „Ach," sagte die Drachin, „du willst in deinen Tod; doch will ich mein Bestes für dich thun. Geh zu jenem Feigenbaum und pflücke eine Feige von ihm ab; sie wird deiner Zunge bitter sein, aber

kehre dich nicht daran, iß sie ganz und gar und dann rufe laut: daß du nie in deinem Leben etwas so Süßes gekostet hast. Dann geh weiter zu jenem Fluß, trinke von seinem Waßer, es wird auch bitter sein, und rufe dasselbe. Nahe dabei ist die Höhle des Drachen. Schleiche dich leise hinauf und stiehl ihm, während er schläft, die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen weg und dann eile fort, wenn dir dein Leben lieb ist." Der junge Mann dankte ihr von Herzen und gieng seines Weges. Wie sie ihm gewiesen hatte, fand er den Feigenbaum gar schnell, nahm eine Feige von ihm, aß sie und rief: „Das ist das Süßeste, was ich je geschmeckt habe." Dasselbe that er mit dem Fluß. Da sah er die Höhle des Drachen vor sich, schlich sich hinein, nahm die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen des Drachen fort und gieng davon. Kurz darauf erwachte der Drache, und als er seine Aepfel nicht fand, flog er brüllend hinter dem jungen Manne her zum Fluß und schrie: „Fluß, Fluß, ersäufe ihn!" Aber der Fluß antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er trank von meinem Waßer und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der es süß gefunden hat." Da schrie der wüthende Drache: „Feigenbaum, Feigenbaum, schlag ihn todt!" Aber der Feigenbaum antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er aß von meinen Früchten und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der sie süß gefunden hat." Da schrie der Drache zum dritten Male: „Drachin, Drachin, tödte ihn!" Aber die Drachin antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er lehrte mich waschen." So

entkam der Prinz glücklich der großen Gefahr, hatte die drei goldenen Aepfel sicher in seinem Gürtel, und schlug den Weg nach Hause ein. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da fand er eine Quelle, wollte sich an ihr erfrischen, und setzte sich dabei nieder. Indem fiel es ihm ein, einen seiner goldenen Aepfel aufzuschlagen, um zu sehen, was darin sei. Er nahm einen Stein und zerklopfte ihn leise: und wie der Apfel auseinander sprang, da stand eine Jungfrau da, schön wie der Tag und roth wie eine Rosenknospe. Erstaunt verbeugte sich der junge Prinz tief, und verliebte sich auch gleich in seine schöne Beute. „Schöne Jungfrau," sprach er, „gieb dich zufrieden eine Weile hier zu warten, daß ich in meines Vaters Haus gehen und den Zug bestellen kann, der dich als meine Braut in deine zukünftige Wohnung führen soll." Des war die Jungfrau zufrieden, setzte sich bei der Quelle hin und erwartete seine Rückkehr. Wie sie so da saß, kam aus der Ferne eine häßliche alte Negersklavin, von ihrer Herrin gesendet um Waßer zu schöpfen. Kaum erblickte die junge Prinzessin sie, da floh sie auch schon ganz erschrocken auf einen Baum, der an der Quelle stand. Die alte Negerin kam heran, sah in dem Waßer den Widerschein des Angesichtes der Jungfrau, meinte, es sei der Widerschein ihres eigenen, warf sogleich den Eimer weg und kam zu ihrer Herrin zurück. „Wo hast du das Waßer?" fragte diese. „Ich bin viel zu schön," antwortete die Negerin, „um deine Waßerträgerin zu sein." „So?" sagte die Herrin, „nun so nimm dieß für deine Mühe," und dabei

schlug sie sie nicht wenig und schickte sie zum Brunnen zurück. So kam die alte Negerin wieder zum Waßer; aber dießmal sah sie schon von Weitem die Gestalt der Jungfrau, die auf dem Baume saß. Als sie ihren Irrthum entdeckte, füllte sich ihr Herz von Wuth an, sie ergriff die Jungfrau am Arm, riß sie vom Baum, zog ihr die schönen Kleider aus, und warf sie in den Brunnen. Dann zog sie selbst die Kleider der Prinzessin an, und erwartete die Ankunft des Liebhabers. Der kam zur rechten Zeit, mit herrlichen Gewändern angethan, und ein großes Gefolge hinter ihm, wie einem Königssohn zusteht. Als er an der Stelle, wo er seine schöne Braut gelaßen hatte, die häßliche alte Negerin sah, schrak er zurück, und ein Zischeln gieng durch das ganze Gefolge. Nun schämte er sich aber sie zu verleugnen, nahm sie mit sich, brachte sie seinen Eltern und das Hochzeitsfest ward bereitet. Als Alle beim Festmal saßen, erschien eine verschleierte Frau von gar schöner Gestalt am obern Ende der Halle und begehrte den Prinzen zu sprechen. Sie wurde vorgeführt, und der Prinz fragte sie gütig, was sie begehre? Sie erzählte die Geschichte der jungen Prinzessin unter falschem Namen und fragte dann: „Nun, o Prinz, was soll dem Menschen geschehen, der dieses schändliche Verbrechen begangen hat? Da riefen Alle und die alte Negerin zuerst: „Er soll von wilden Pferden in Stücke gerißen werden.“ Bei diesen Worten hob die verschleierte Gestalt den Schleier auf, der ihr Gesicht verhüllte und sprach: „Dann sieh, o Prinz, ich bin die unglückliche Prinzessin, deine rechte Braut, vom Tode, den mir

die schwarze Sklavin zugedacht hat, gerettet durch die Nymphe jener Quelle.“ Ueberglücklich erkannte der junge Prinz die Züge seines geliebten Mädchens, das aus dem goldenen Apfel gesprungen war, und befahl sogleich, daß an der ehrgeizigen Negerin der Spruch vollzogen werden sollte, den sie sich selbst gesprochen hatte. Das geschah, und das junge Paar lebte lange und glücklich mit einander. Ich wollte wir wären noch glücklicher.

IV. Die heilige Paraskeve.

Es ist schon viele, viele Jahre her, da saßen an einem Donnerstag Abend eine junge Frau und ihre Schwiegermutter vor der Thür und spannen. Ehe es finster wurde, nahm die alte Frau Spindel und Kunkel, und sagte ihrer Schwiegertochter: Thu du ebenso, denn ich versichere dich, thust du es nicht, so wird es dir schlimm ergehen. Eben gieng der Mond hell glänzend auf, und die junge Frau achtete nicht sehr auf diese Warnung, sondern bat die alte Frau, sie möge nur schlafen gehen, und fuhr fort im Mondschein zu spinnen. Also gieng die alte Frau und schlief bald ein. Nach einer Weile sah die junge Frau eine lange, schwarzverhüllte Frauengestalt auf sich zukommen, die hatte Zähne so lang, daß sie ihr bis aufs Knie aus dem Mund hiengen, und hatte eine große Spindel in der einen und eine Kunkel in der andern Hand. Vor Schrecken konnte die arme junge Frau sich nicht rühren; das Gespenst aber kam zu ihr, setzte sich neben sie und sprach: „Komm, Nachbarin, laß uns zusammen sitzen und spinnen." Gleich danach stand sie auf und sagte: „Warte hier einen Augenblick, ich will gehen, mein Kind holen," und dabei legte sie Spindel

und Kunkel auf den Boden und wackelte dem Kirchhof zu. Die junge Frau sah ihr nach und sah, daß sie aus einem Grab einen frisch begrabenen Leichnam aufhob und forttrug. Da warf sie Spindel und Kunkel von sich ins Gebüsch, lief ins Haus, schloß die Thüre hinter sich zu und legte sich nieder mitten unter ihre Kinder. Indes war die heilige Paraskeve zur Hausthür gekommen und rief: „Nachbarin, Nachbarin, komm und spinn mit mir!" aber die junge Frau war zu erschreckt, um antworten zu können. Und als sie nun sah, daß ihr Rufen vergeblich war, hob sie Spindel und Kunkel auf und wackelte fort, indem sie sagte: Es ist dein Glück, daß du drinnen liegst, und deine Kinder rings um dich herum; lägest du an ihrer Seite, so hättest du mir eines todten Menschen Fleisch eßen sollen zur Strafe für deine Sünde. Aber Kinder sind rein, und ich komme nicht zu den Menschen, die von Christen umgeben sind." Die junge Frau starb kurze Zeit nachher; aber von diesem Besuche kommts, daß keine Frau Donnerstag Nachts im Mondschein spinnt bis auf den heutigen Tag.